

Körperhandeln und Körpererleben: multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld

Abraham, Anke (verst.) (Ed.); Müller, Beatrice (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Abraham, A. (., & Müller, B. (Hrsg.). (2015). *Körperhandeln und Körpererleben: multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld* (KörperKulturen). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839412275>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>



Anke Abraham, Beatrice Müller (Hg.)

Körperhandeln und Körpererleben

Multidisziplinäre Perspektiven auf
ein brisantes Feld

KÖR
PER
KUL
TUR
EN::

[transcript]

Anke Abraham, Beatrice Müller (Hg.)
Körperhandeln und Körpererleben

ANKE ABRAHAM, BEATRICE MÜLLER (HG.)

Körperhandeln und Körpererleben

Multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 transcript Verlag, Bielefeld



**This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: That's me! © Photocase.com

Lektorat: Anke Abraham, Beatrice Müller

Korrektorat: Christian Meier zu Verl, Bielefeld

Satz: Jörg Burkhard, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-8376-1227-1

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

Körperhandeln und Körpererleben – Einführung in ein »brisantes Feld«	9
ANKE ABRAHAM/BEATRICE MÜLLER	
Der Umgang mit dem toten Körper	39
ULRIKE WAGNER-RAU	
Körperkonstruktionen in anatomischen Museen und Sammlungen	55
MARITA METZ-BECKER	
Mediale Visionen des postbiologischen Körpers	67
PETRA MISSOMELIUS	
Der Körper als Schicksal und Bioaktie: Eine Auseinandersetzung mit dem Gehirn im Spannungsfeld von Determination und Konstruktion	89
SIGRID SCHMITZ	
Körpertechnologien, das Soziale und der Mensch	113
ANKE ABRAHAM	
Zur gesellschaftlichen Konstruktion von Normalität und Anders-Sein	139
ECKHARD ROHRMANN	
Über die Schwierigkeit, anders zu sein. Der behinderte Körper im Spannungsfeld zwischen Konstruktions- und Dekonstruktionsprozessen	165
HEIKE SCHNOOR	
Passion, Pathologie, Kultur – Deutung und Stigmatisierung von Übergewicht und Adipositas	181
JENS RIED	

Identität und Körperlichkeit männlicher Jugendlicher	203
BENNO HAFENEGER	
Vom sakralen Ritual zum jugendkulturellen Design. Zur sozialen und psychischen Bedeutung von Piercings und Tattoos	225
ELISABETH ROHR	
Körper-Schmerz und der nicht fühlbare psychische Schmerz. Psychoanalytische Konzeptforschung zu somatischen Affekt-Äquivalenten	243
GERHARD BOLM	
Körperliche Aktivität und Rückenschmerz	255
CORINNA LEONHARDT	
Performativ-kommunikative KörperRäume	269
CHRISTA M. HEILMANN	
Repräsentationen und Resonanzen – Der Körper als Ausdrucks- und Erfahrungsfeld am Beispiel einer multimedialen Tanzperformance	279
BRIGITTE HEUSINGER VON WALDEGGE	
Körpermodelle in zentralen Ansätzen der Motologie	293
JÜRGEN SEEWALD	
Körperbezogene Wahrnehmung in pädagogischen und therapeutischen Settings. Ein Seminarprojekt	303
SUSANNE MAURER/LARS TÄUBER	
Leib – Körper – Gewalt. Zur Relevanz leib- und körpertheoretischer Überlegungen für die Gewaltprävention	317
HOLGER JESSEL	
Weiblichkeit zwischen Körper und Leib. Zur Bedeutung des Mutterkörpers in der weiblichen Identitätsentwicklung	333
HELGA KRÜGER-KIRN	

Der traumatisierte Körper, die vibrierende Ruhe und die Kraft der Vergesslichkeit. Zum Verhältnis von Körper, Trauma und Geschlecht	351
BETTINA WUTTIG	
Mut zur Intervention – zentrale Forschungsfragen und ein empirisches KörperTheorie-KörperPraxis-Projekt	365
ANKE ABRAHAM	
Autorinnen und Autoren	385

Körperhandeln und Körpererleben – Einführung in ein »brisantes Feld«

ANKE ABRAHAM/BEATRICE MÜLLER

Teil 1: Einheit oder Zerfall? Theoretische Überlegungen zum Körper als einem »brisanten Feld«

Spätestens seit Beginn der 1980er Jahre hat sich der Körper (in der Bundesrepublik) zu einem wissenschaftlichen Thema mit großer Ausstrahlungskraft entwickelt und inzwischen nicht nur zahlreiche geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Disziplinen erreicht und inhaltlich um körperbezogene Themen und Auseinandersetzungen bereichert, sondern sogar dazu geführt, dass einzelne Disziplinen beginnen, ihre theoretischen Fundamente zu überdenken und nach einer *systematischen* Berücksichtigung des Körpers im Rahmen ihrer Theorieentwicklung zu suchen. Da die Überlegungen, die hierzu in der Soziologie in Gang gekommen sind, grundlegende Fragen der wissenschaftlichen Konzeptualisierung vom Körper und vom Menschen berühren und für einen multidisziplinären Blick auf den Körper, wie er in diesem Band angelegt ist, von allgemeinem Gewinn sein können, soll dieser Diskussion – auch im Sinne einer Einstimmung auf die Brisanz und Existenzialität des Themas »Körper« – zu Beginn dieser Einführung ein Stück weit nachgegangen werden.

1. DER VERPASSTE KÖRPER – VERSUCHE DER INTEGRATION DES KÖRPERS IN DIE (SOZIOLOGISCHE) THEORIEBILDUNG

Im Sinne einer grundlegenden perspektivischen Erweiterung will sich die Soziologie (bzw. bestimmte soziologische Kreise) nicht länger darauf

beschränken, den Körper als ›Gegenstand‹ sozialen Handelns, sozialer Einflussnahme und sozialer Auseinandersetzung (lediglich) zu beschreiben – so wurde traditioneller Weise und auch aktuell im Sinne einer »Bindestrich-Soziologie« (Schroer 2005,10) vom oder über den Körper verfahren –, sondern verstärkt danach fragen, wie soziologische Theorien beschaffen sein müssen bzw. wie soziologisches Denken erweitert werden muss, um der Tatsache Rechnung tragen zu können, dass Akteure sozialen Handelns oder Interagierens mit einem Körper in einem materialen Sinne ausgestattet sind. So hat etwa Michael Meuser angeregt, den Körper (insbesondere in Anlehnung an die Arbeiten Pierre Bourdieus) als »Handlungssubjekt« und »Agens« zu begreifen und über diese Einführung des Körpers als einen in Rechnung zu stellenden Mit- und Gegenspieler soziologische Handlungstheorien von ihrem rationalistischen Bias zu befreien: Der Körper bringt über seine besondere Verfasstheit etwas ›Eigenes‹ ins Spiel, das nicht im intentionalen Handeln allein aufgeht (vgl. Meuser 2002, 2004); ebenso hat Gesa Lindemann mehrfach Überlegungen vorgelegt, wie das Leiblich-Affektive und die besondere materiale Beschaffenheit des lebendigen Körpers (bzw. des Körpers von Wesen, die als lebendig bezeichnet werden) in der theoretischen Konzeptualisierung von Sozialität ihren Platz finden kann und sollte (vgl. Lindemann bes. 1992, 1996, 2005, 2006; dazu ausführlicher s.u.). Und auch andere Autoren/-innen haben Vorschläge erarbeitet, wie soziologisches Denken, das stark auf die Ebene von Bewusstsein, Sprache, Wissen und Sinnkonstitution fixiert ist, etwa durch die Hinzunahme leibphänomenologischer Elemente und Grundannahmen der Philosophischen Anthropologie erweitert und wirklichkeitsgerechter werden könnte (vgl. dazu Abraham 2002 [Kap. 2 und Kap. 6], Gugutzer 2002, Fischer 2003, Jäger 2004). Nur am Rande sei daran erinnert, dass recht früh in der Soziologie, etwa bei Alfred Schütz, durchaus deutliche lebensphilosophische und damit auch leibnahe Elemente mitgedacht wurden (so in der »Theorie der Lebensformen« [Schütz 1925/1981]), diese Denktraditionen, und damit eine Begründung der Soziologie in den organischen und vitalen Fundamenten des Daseins, dann aber der Ausarbeitung der Prozesse der Sinnkonstitution und einem ›rationalistischen‹ Wissenschaftsverständnis geopfert wurden (vgl. dazu ausführlich Abraham 2002, Kap. 2.1 und 2.2).

Vor diesem Hintergrund erinnert auch Markus Schroer an den frühen Hinweis von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1966), dass nicht nur »die Gesellschaft dem Organismus Grenzen setzt«, sondern dass umgekehrt auch »der Organismus der Gesellschaft« Grenzen ihrer Entfaltung setzt (vgl. Berger/Luckmann 1996 [zuerst 1966], 193f. sowie Schroer 2005, 18) und insofern, ließe sich weiter argumentieren, der Körper bzw. Organismus bei einer soziologischen Theoriebildung, die nicht an zentralen

menschlichen Konstitutionsbedingungen vorbei argumentieren will, bereits viel eher *systematisch* hätte berücksichtigt werden müssen.

Liest man die Hinweise von Berger und Luckmann zur Grenzen setzenden Kraft des Körpers jedoch weiter, so wird bereits hier deutlich, wie brüchig diese Kraft offenbar auch schon für Berger und Luckmann war, denn sie sagen: »[...] [S]o darf man *einstweilen wohl noch* [Hervorhebung d.V.] sagen, dass der Organismus dem, was gesellschaftlich möglich ist, Grenzen setzt« (Berger/Luckmann 1996, 192). Allerdings fahren sie dann (in den 1960er Jahren) noch so fort: »Wie englische Verfassungsrichter erklärt haben, kann das Parlament alles erreichen, außer dass Männer Kinder zur Welt bringen. Wenn das Parlament auch das in Angriff nehmen würde, so dürfte das Projekt an den harten Tatsachen der Biologie scheitern. Biologische Fakten beschränken die gesellschaftlichen Möglichkeiten des Einzelnen.« (A.a.O.) Dass die »harten Tatsachen der Biologie« durch die rasanten Fortschritte in der Informatik, Robotik, Medizin und den Biotechnologien inzwischen zunehmend zur Disposition stehen und (fast) beliebig manipulierbar geworden sind (oder scheinen) und dass damit die Grenzen, die der Körper als Organismus setzt, sich zunehmend verflüssigen bzw. entgrenzt werden, ist unübersehbar – und gerade im Bereich der Reproduktionstechnologien werden an den »traditionellen« Körper von Frauen und Männern geknüpfte Vorgänge auf das Intensivste beforscht, von ihren Trägern entkoppelt und in externe Beobachtungs- und Kontroll-szenarien (in Labore, mit Einsatz bildgebender Verfahren etc.) überführt, um sie gemäß spezifischer Wünsche und Machtinteressen steuerbar zu machen (vgl. dazu etwa Graumann/Schneider 2003). Insofern ist der Körper längst nicht (mehr) »Grenze« des Sozialen oder biologisches »Schicksal«, sondern – zumindest potentiell und im Interesse spezifischer Herrschafts- und Machtinteressen – *Objekt* naturwissenschaftlicher, sozialer und politischer Verfügung und Machbarkeit. So liest sich auch die Seite des dialektischen Verhältnisses von »Natur« und »Gesellschaft«, die Berger und Luckmann als den Einfluss der Gesellschaft *auf* den Organismus beschreiben, als die wesentlich massivere und machtvollere, ja den Organismus fast erdrückende Seite.

Dieses »Regieren« über den Körper resultiert – so legen es zentrale anthropologische und geistes- und bewusstseinsgeschichtliche Untersuchungen nahe – aus den folgenden Setzungen: 1. aus der anthropologischen Bestimmung des Menschen als einem »höher« entwickelten Wesen, das zu einer »exzentrischen Positionalität« (Plessner) befähigt ist und so auch den Körper zum Gegenstand seines Nachdenkens, Handelns, Versorgens und Verbesserns machen kann und 2. aus der in der abendländischen Kultur so fest verankerten Überzeugung von der Dichotomie von »Leib« und »Seele« bzw. von »Körper« und »Geist« und der allenthalben sozial auffind-

baren und in der alltäglichen Deutungspraxis immer wieder bestätigten und zur Faktizität geronnenen *Höherwertigkeit* des Geistes gegenüber dem vermeintlich minderwertigeren Körper. Der Körper oder Organismus wird damit zum ›Opfer‹ des geistigen Zugriffs und das Eindringen in seinen Aufbau und in das Verständnis seiner Funktionen zum Einfallstor seiner realen Manipulation und tendenziellen bis faktischen Auflösung und Ersetzung durch technische Substrate (vgl. dazu auch Schneider 2005).

2. VON DER VERLETZLICHKEIT DES KÖRPERS UND DER KULTUREN

Auf der anderen Seite zeigt sich die Vulnerabilität von Kultur, Gesellschaft und Mensch gerade auf der physischen Ebene – und zwar über alle Zeiträume und Kulturen hinweg. Körperlich gebundenes Leben bedarf stets sorgfältiger und nachhaltiger Versorgungsbedingungen, diese Bedingungen werden aber regional wie global durch unangemessenes Handeln immer ungünstiger (Ausbeutung von Menschen und Natur, Misswirtschaft, Waffenarsenale, Krieg und Terror) und selbst in einem reichen und demokratisch verfassten Land wie der Bundesrepublik ist bei weitem nicht für jedes Mitglied die physische Integrität (im Sinne von Schutz, Nahrung, körperlichem Wohlbefinden) gesichert. Wir haben es also schon allein deshalb beim (menschlichen) Körper mit einem »brisanten Feld« zu tun, weil mit dem ›Wohl und Wehe‹ des Körpers die Existenz unseres Lebens und unserer Kultur steht und fällt.

»Brisant« ist der Körper in weiterer Hinsicht, weil Überlegungen zur systematischen Integration der körperlichen Verfasstheit des Menschen in die Ausarbeitung von Theorien über menschliches Leben und Wirken erst in dem Moment auftauchen, in dem der Körper in hohem Maße bedroht und gefährdet ist. In dem eben angedeuteten existenziellen Sinne war er das zwar historisch schon immer, ist es aber – trotz oder gerade wegen der spezifischen Entwicklungsrichtungen bestimmter Technologien – auch im 21. Jahrhundert immer noch und auf eine sehr spezielle Weise. Zum einen in der Richtung, dass etwa Waffen, klimatische Veränderungen, toxische und emotionale Belastungen oder ein riskantes Verhalten den Organismus bedrohen, schädigen oder ganz auslöschen können, zum anderen in der Richtung, dass Körper spezifische technisch induzierte Veränderungen erfahren (im molekularen, neuronalen, chemischen, physikalischen Bereich) und damit zu ›anderen‹ Körpern mit ›anderen‹ Möglichkeiten der Wahrnehmung, der Bewegung, des Ausdrucks werden (können). Technologische Entwicklungen, die auf den Körper bezogen sind und am Körper anschließen (vgl. Lindemann 2005, 2006), erlauben Verlängerungen, Potenzierungen, Manipulationen und Vervielfältigungen des Körpers in

einem bisher unbekanntem Ausmaß. Das rasante Tempo der Entwicklungen ist historisch neu; die Feinheit, Kleinheit und Spezifik der Operationseinheiten (etwa im Mikro- und Nanobereich) verunmöglicht dem Laien einen tatsächlichen Einblick; die Effekte der Entwicklungen sind längst nicht mehr kontrollierbar; der Druck auf ein ›Mitziehen‹ und die ›Irreversibilität‹ der begonnenen Transformationen steigt – um nur einige der besonders augenscheinlichen Merkmale biotechnologischer Eingriffe zu nennen. Je nach Geschmack können die Möglichkeiten, die hochmoderne Technologien eröffnen (etwa im Bereich der Reproduktions- und Transplantationstechniken, Prothetik, Robotik, Digitalisierung, Genetik etc.), als faszinierende Erweiterungen menschlichen Daseins begrüßt werden oder als alarmierende Vorboten einer nicht mehr nachfühlbaren und aushaltbaren Transformation und Auslöschung dessen, was wir bisher unter »Natur« und »Leben« verstanden haben, angesehen und erlebt werden.

Insbesondere unter einem *geschlechterkritischen* und *feministischen* Blickwinkel kann deutlich werden, wie etwa mit der Hirnforschung als neuer Leitwissenschaft und den Neurotechnologien männliche Phantasien von der Herrschaft des Geistes über den Körper und von der technologischen Infiltrierung und Kontrolle des Gehirns (als vermeintlicher Steuerzentrale des Lebens) immer stärker an Boden gewinnen. Damit wird die Komplexität menschlichen Lebens in unerträglicher Weise auf Algorithmen verkürzt, es werden längst überwunden geglaubte Dichotomien diskursiv neu hervorgetrieben und belebt (etwa die Aufwertung des ›männlichen‹ Geistes/Gehirns und die Abwertung des ›weiblich‹ konnotierten Körpers und der Emotionen) und es wird in den Amalgamierungen vom Mensch-Maschine-Algorithmus zunehmend möglich, diese ›weiblichen‹ Bereiche auch praktisch und faktisch an den Rand zu drängen (vgl. dazu ausführlich den Beitrag von *Sigrid Schmitz* in diesem Band).

3. WIE DER KÖRPER GEDACHT WIRD UND GEDACHT WERDEN KÖNNTE

Die technologisch möglich werdenden Entgrenzungen werden flankiert von entsprechenden konstruktivistischen, dekonstruktivistischen und systemtheoretischen Überlegungen, die den Körper als ein Konstrukt entlarven, von einer Fragmentarisierung des Körpers sprechen und Materiales in Sichtweisen und Bedeutungen auflösen.

Ein zentrales Problem in diesem Zusammenhang ist, dass der Körper im Sinne einer traditionellen Deutung ›undenkbar‹ gemacht wird: Die Vorstellung, der Körper sei etwas Ontologisches, etwas Gegebenes, eine eigenständige Größe (was ja keinesfalls ausschließen muss, dass der Körper eine hohe Plastizität und Anpassungsfähigkeit besitzt und hochgradig offen ist

für kulturelle Einschreibungen), wird von aktuellen Denkströmungen (mit dem Vorwurf der Ontologisierung oder Essentialisierung) entschieden bis kategorisch zurückgewiesen. Wenn oben von der (anthropologischen) »Verfasstheit« des Menschen und in Klammern von der »Bestimmung« bzw. »Deutung« des Menschen die Rede war, so verweist dies ganz in diesem Sinne auf ein *Kardinalproblem*, dem wir grundsätzlich und in einer existenziell bedeutsamen Weise begegnen, wenn wir fragen, womit wir es zu tun haben, wenn wir vom Körper sprechen. Von der »Verfasstheit« zu reden impliziert, dass wir meinen, wir hätten es hier mit einem unumstößlichen, eindeutigen Faktum zu tun, von der »Bestimmung« oder »Deutung« zu sprechen meint, dass wir (an-)erkennen, dass es sich hier um eine geistige Konstruktion handelt. Grundsätzlich geraten wir bei einer so gearteten Gegenüberstellung in ein Dilemma: Ontologisches oder das Eigentliche der Dinge – ihre tatsächliche »Verfasstheit« – bleibt uns prinzipiell verschlossen, weil wir Dinge nur durch das Nadelöhr des Gewahrens und der Wahrnehmung (was bereits Selektionen impliziert) und der geistigen Registrierung überhaupt erkennen können. Insofern kann auch der Körper überhaupt nur als eine Abstraktion vorliegen, als ein Bild, das wir uns von ihm machen. Folgt man diesem Gedanken im Rahmen der Soziologie konsequent, so landet man bei zwei gängigen (und durchaus inspirierenden) Varianten des Nachdenkens über den Körper: der wissenssoziologischen und der systemtheoretischen.

Im Sinne einer *wissenssoziologischen* Variante bemerkt Schroer, »dass die Antwort auf die Frage, was der Körper sei, nur lauten kann: Das, was in den verschiedenen Zeitaltern, Gesellschaften und Kulturen darunter verstanden wurde und wird« (Schroer 2005, 25). Und er fährt fort: »Insofern lauten die Fragen, mit denen sich eine Soziologie des Körpers zu beschäftigen hätte: Auf welche Weise wird der Körper sozial und kulturell konstruiert? Wie wird über ihn kommuniziert? Wie und von wem wird er beobachtet?« oder auch: »Welche Funktion erfüllt die Rede über den Körper? Was sagt eine Körperorientierung bzw. -vernachlässigung über die jeweilige Gesellschaft aus?« (A.a.O.) Dies sind gewichtige Fragen und sie können ausgesprochen bedeutsame Erkenntnisse zu Tage fördern über das Verhältnis, das Mitglieder unterschiedlicher Kulturen zu ihrem Körper entwickeln und leben oder das Gesellschaften etablieren. Der Körper bleibt hier jedoch ein Konstrukt im Sinne der »Rede über den Körper« und es wird die Tür zugeschlagen zu der Frage, ob der Körper nicht möglicherweise doch eine *Eigendynamik* und »asoziale« Qualitäten besitzt, die in den Bildern und Reden über ihn *nicht* aufgehen. Oder etwas provokanter ausgedrückt: Es könnte doch sein, dass sich der Körper herzlich wenig darum schert, wie wir ihn sehen oder deuten – er reagiert auf kulturelle Herausforderungen in seiner Sprache und er macht, was ihm gemäß ist.

Und schaut man in das Alltagserleben, in Situationen des Errötens, des Schwitzens, des schnellen Herzschlags, des Stotterns – so tut er das (eingebettet in spezifische kulturelle Erwartungen und Herausforderungen) sogar recht häufig und nicht selten gegen unseren Willen, dieser »Verräter« (wie Schroer ihn als einen »eher unzuverlässige[n] Partner des Selbst« nennt; Schroer 2005, 16). Dass die Annahme, der Körper hätte eine Eigen-dynamik, auch ein »Konstrukt« ist, ist nicht zu bestreiten – aber: dieses Konstrukt führt eine Seinsebene als Denkmöglichkeit (wieder) ein, die in anderen Denkmodellen radikal ausgegrenzt wird.

Ein solcher Fall der radikalen Ausgrenzung liegt im *systemtheoretischen Denken* vor:

Systemtheoretischem Denken scheint ein Körper (bzw. eine Körperauffassung) mehr als suspekt, der jeder Beobachtung *zuvor* sein soll und ein »seltsames Primat hat gegenüber jeglicher Kognition« (Fuchs 2005, 48). Systemtheoretisch gedacht ist der Körper nicht mehr (und nicht weniger) als eine »Umwelt« eines sozialen Systems (Gesellschaft) und eines psychischen Systems (Mensch) und er ist vor allem *ausschließlich* das Resultat einer Beobachtung, mithin eine vom Bewusstsein geschaffene Vergegenwärtigung. Daraus folgt: Der Körper des Menschen *ist* seine Beobachtung, weil ein Verlassen der Beobachtungsebene ein Verlassen der Sinnform implizieren würde und von diesem »jenseits« aus nichts mehr zu berichten wäre. Die alltäglich erlebbare Super-Evidenz des Körpers, die uns den Körper als etwas Unhintergebares und Konkretes nachdrücklich erfahrbar macht, ist aus diesem Blickwinkel eine Schimäre, denn das Bewusstsein wohnt nicht im Körper, sondern der Körper wohnt im Bewusstsein (vgl. a.a.O., 49). Konsequenz ist, dass der Körper nicht (mehr) als eine dem Bewusstsein vorgängige Einheit gedacht werden kann, sondern dass er, entsprechend der gesellschaftlichen Prozesse funktionaler Differenzierung und Pluralisierung und der damit korrespondierenden Schaffung eines polykontexturalen Bewusstseins, nur (noch) fragmentiert und polykontextural gedacht werden kann. Man könnte auch sagen: Der Körper »zerfällt« in die Gelegenheiten und Weisen der *beobachtenden* Bezugnahmen auf ihn.

Andererseits konstatiert der Systemtheoretiker Peter Fuchs, dass die »unaufhörlichen Reden« über den Körper (der Körper als Dauerthema der alltäglichen und wissenschaftlichen Kommunikation) der Ausdruck einer *Krise* psychischer Systeme sind, die nach einer »De-fragmentarisierung« suchen, und dass sich hier die (scheinbare) Super-Evidenz des Körpers anbieten würde: »Er wird (auch und vor allem soziologisch) als dasjenige gehandelt, worin und woran sich Bewusstseine singularisieren, sich individualisieren, gerade weil das Bewusstsein selbst alles andere als singular oder individuell ist [...]« (Fuchs 2005, 67)

Hier wäre einzuwenden, dass die Soziologie, etwa mit Marcel Mauss,

Norbert Elias, Michel Foucault und Pierre Bourdieu, aber auch gezeigt hat, wie wenig »singulär« und »individuell« gerade der Körper ist (und nicht nur wie wenig singulär das Bewusstsein ist) und wie stark er durchdrungen ist von gesellschaftlichen Formierungs-, Disziplinierungs- und Einschreibungsvorgängen. Und – so wäre weiter zu argumentieren – der Körper kann nur dann »durchdrungen« werden von sozialen Vorstellungen und Erwartungen, wenn sie ihn auch konkret treffen und wenn sie dabei auf »etwas« treffen, das Widerstand bietet, das eine materiale Konsistenz besitzt. Mit Fuchs ernst zu nehmen und zu fragen wäre hier, *dass, warum* und *mit welchem Erfolg* Menschen trotz (oder gerade wegen?) der sozialen Durchdringung des Körpers der Meinung sind oder das Gefühl haben, ihr (>mein<) Körper sei etwas Einmaliges, Unverbrüchliches, Halt gebendes. Eine Antwort könnte sein: Eben weil er *material* ist. Der Hinweis von Fuchs macht nur dann Sinn, wenn man annimmt, dass die einzelnen psychischen Systeme subjektiv davon ausgehen, dass sie einen Körper haben, dass sie diesen Körper auch spüren und dass ihre im besten Sinne des Wortes »ir-rationale« Reaktion, im Zerfall des Denkens und Handelns im Körper einen Einheitspunkt ausmachen zu wollen, subjektiv Sinn macht, ja vielleicht sogar im psychischen wie im physischen Sinne existenziell notwendig ist. Eine spannende Frage wäre, wie dieser Einheitspunkt subjektiv jeweils hergestellt, erlebt und gelebt wird.

Fuchs merkt an, dass die angestregte (alltägliche und wissenschaftliche) Thematisierung und Inszenierung des Körpers den Körper weiter sabotiert, indem er zur »Sinnverfügungsmasse« wird, und so den Weg frei macht für »Sinnmutanten« und funktionale Äquivalente (vgl. a.a.O., 68). Hier wäre zu fragen, ob eine solche Sicht auf die vorfindbaren individuellen Körperpraxen (die damit verbundenen Sehnsüchte) und die wissenschaftliche Analyse des Schicksals des Körpers nicht das Gegenteil dessen bewirkt, was sie (vielleicht) beabsichtigt, und sich damit als kongeniale Partnerin in der Produktion »neuer« Körper in virtuellen und realen Räumen erweist: Mensch und Maschine, Natürliches und Künstliches, Organisches (oder Teile davon) und Technisches schmelzen zur Unkenntlichkeit ineinander und figurieren so neue Daseinsformen. Der Primat des kreativen, schaffenden Bewusstseins und die damit verbundene Hybris werden hier auf die Spitze getrieben, andere Denkfiguren – etwa die Idee von der Unterhintergebarkeit und Eigenständigkeit des materialen Körpers – werden marginalisiert und zum Schweigen gebracht.

4. REKURS AUF DAS MATERIALE DES KÖRPERS

Gesa Lindemann kritisiert die Systemtheorie und eine auf die Rekonstruktion von Sinn ausgelegte Handlungstheorie in einem vergleichbaren Sinne: Sie beklagt, dass sich die allgemeine soziologische Theoriebildung bisher erfolgreich gegen das Ansinnen immunisiert hat, den Körper als konstitutiv für soziale Prozesse zu begreifen. Insbesondere hält sie es für unverständlich, »warum die Gegenstände soziologischer Forschung fast ausschließlich immateriell konzipiert werden« (Lindemann 2005, 114f.) und man den Eindruck gewinnt, man hätte es in der Konzeption des Sozialen mit Engeln zu tun und nicht mit Wesen aus Fleisch und Blut. Durch die spezifische Fokussierung auf sinnhafte Phänomene (bei Niklas Luhmann wird das Soziale auf die Ebene sinnprozessierender Systeme gelegt, die durch Semantiken und Codes gekennzeichnet sind und ganz ohne körperliche Wesen auskommen; bei Max Weber dominieren sinnhaftes Handeln und werthafte Orientierungen) werden der Leib bzw. der Körper systematisch ausgeblendet und zentrale Elemente des sozialen Lebens *nicht* erfasst, so zum Beispiel: 1. die leiblich-affektive Zuständigkeit von Ego und Alter, die ein wesentliches Moment in der Ausgestaltung von Verhaltensabstimmungen ausmacht; 2. die Bedeutung physischer Gewalt und physischer Disziplinierung als ein Mittel der Gestaltung sozialer Beziehungen; 3. die Bedeutung und Funktion, die (am Körper ansetzende) Technik als Medium der Abstimmung zwischen Ego und Alter hat bzw. haben kann. Wenn man Soziales bzw. Sozialität als Verkörperungen von Verhaltensabstimmungen begreift, so gelingt einem auch ein angemesseneres Verständnis der Abstimmungen und Effekte, die in der Interaktion von Leib – Körper – Technik stattfinden.

Zur theoretischen Herleitung und Absicherung eines solchen angemesseneren Verständnisses rekurriert Lindemann auf Helmuth Plessner und stellt drei körperbezogene Zustandsformen des Menschen heraus: »Personale Akteure« (Menschen) können in sozialen Zusammenhängen 1. als bloß dinghafte Körper aufgefasst werden (etwa als Masse oder Gewicht, wenn Flugzeugbauer statische Berechnungen anstellen); 2. als eine Apparatur, in der ihr Leben realisiert ist (die Medizin fasst den Körper zumeist in dieser Weise auf); 3. als ein intelligentes, lernfähiges, leibliches Selbst. Mit einer solchen Konzeption ist nicht nur realisiert, dass Akteure immer auch in einer materiellen Anwesenheit und Verfasstheit zu denken sind, sondern es wird über die Stufung von materiellen Daseinsformen auch die Möglichkeit eröffnet, soziale Verhaltensabstimmungen und Zuwendungen differenzierter zu erfassen und sie auch zu kritisieren – etwa dann, wenn soziale Bezugnahmen auf den personalen Akteur im Sinne des »dinghaften Körpers« oder im Sinne einer »Apparatur« als unange-

messen und menschenunwürdig erscheinen. Solche vor dem Hintergrund der Komplexität des Lebendigen unangemessenen Bezugnahmen liegen etwa dann vor, wenn der Mensch *nur noch* als Verlängerung eines Apparates verstanden wird oder wenn er – wie es in bestimmten Zweigen der Neurotechnologie der Fall ist – auf das mathematische Programm einer Maschine reduziert wird und sich das biologische Substrat diesem Maschinenprogramm anzupassen hat.

Das psychische System, den sozialen Akteur oder den Menschen als ein »intelligentes, lernfähiges, leibliches Selbst« anzusprechen impliziert, dass dieses Selbst leiblich-affektiv in der Welt verankert ist, auf diese Weise an ihr teilhat, sie gestaltet und sie wie sich selbst wahrnehmen und reflektieren kann.

5. DIE LEIBLICHE SEITE DES KÖRPERS

Mit dem »leiblichen Selbst« wird eine Sicht auf den Körper eröffnet, die im Rahmen der Phänomenologie und der Philosophischen Anthropologie mit Nachdruck ausbuchstabiert wurde – etwa von Maurice Merleau-Ponty, Edmund Husserl, Max Scheler, Helmuth Plessner, Hermann Schmitz (vgl. im Überblick u.a. Waldenfels 2000) – und die sich mit Gewinn mit einer soziologischen Perspektive verschränken lässt. Hier muss es genügen, mit einigen Andeutungen zu zeigen, welche entscheidenden soziologischen Leerstellen mit Hilfe des Begriffes vom »Leib« oder auch »Leibkörper« gefüllt werden könnten.

Im »Leib«, so könnte man sagen, realisiert sich das Subjekt in einer vorsprachlichen und vorbewussten Weise. Nach Hermann Schmitz ist der Leib bzw. der *eigene* Leib »das, was er [der Mensch; d.V.] in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne (Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken) und des perzeptiven Körperschemas (d.h. des aus Erfahrungen des Sehens und Tastens abgeleiteten habituellen Vorstellungsbildes vom eigenen Körper) zu stützen« (Schmitz 2007, 15f.). In diesem Sinne ist der Leib »besetzt mit leiblichen Regungen wie Angst, Schmerz, Hunger, Durst, Atmung, Behagen, affektives Betroffensein von Gefühlen. Es ist unteilbar flächenlos ausgedehnt als prädimensionales (d.h. nicht bezifferbar dimensioniertes, z.B. nicht dreidimensionales) Volumen, das in Engung und Weitung Dynamik besitzt.« (A.a.O., 16) Schmitz bietet mit diesem Leib-Verständnis eine Vorstellung an, die das registrierende, analytische Denken suspendiert und sich auf einer Ebene des Gewahrens, Spürens, Merkens bewegt, die uns unmittelbar erlebbar ist, die aber sprachlich nur unter großer Anstrengung und mit hohen Reibungsverlusten »zu haben« ist. Und dennoch entstehen hier

große Evidenzen, die nicht von der Hand zu weisen sind. Zahlreiche Vollzüge zwischenmenschlichen Handelns und im Umgang mit Gegenständlichkeiten spielen sich in diesem Bereich des atmosphärischen Spürens ab, das mitunter eine stärker strukturierende Kraft entfalten kann als das bewusste Wahrnehmen oder die sprachliche Artikulation. Jürgen Hasse hat dies sehr schön in einer Studie zur Stadt als erlebtem und gelebtem Raum deutlich gemacht – in dem nachfolgenden Zitat wird das Wohlgefühl, das die Sicherheit gebende Stadtmauer den Städtern im Mittelalter gab, zum Anlass genommen, über die grundsätzliche Bedeutung des leiblich gebundenen Fühlens und des Gefühls zu sprechen, das sich in der Begegnung von Mensch und Materie ergibt, *bevor* sprachlich codierte oder codierbare Bedeutungen entstehen:

»Die Stadt ist in ihrer Materialität unbestreitbar. [...] Wegen ihres Beheimatungspotentials war die Stadt nicht nur ein Raum besser erdachten Lebens. Das dichotomische Denken in Kategorien von Dingen und Bedeutungen unterschlägt den *Gefühlskern* [Hervorhebung d.V.], der allen Bedeutungen vorausliegt. So verbanden sich auch die Lebensvollzüge des Städtischen zunächst mit einem positiv erlebten *Gefühl* guten Befindens in den Städten. Mit anderen Worten: Bedeutungen haben eine leibliche Vor-Bedeutung im außersprachlichen Bereich spezifischen Befindens. [...] Bevor etwas evaluativ mit einer sprachlichen Bedeutung verknüpft wird, hat es als Herd von Betroffenheit bereits Aufmerksamkeit gefunden.« (Hasse 2003, 171)

Edmund Husserl hat (ähnlich wie Plessner) vom »fungierenden Leib« gesprochen und meint damit, dass der Leib (im Gegensatz zum Körper als Ding) an der Unterscheidung zwischen sich und dem Außen selbst teilhat (er *fungiert* in der Unterscheidung selbst), während der Körper als ein Ding von außen betrachtet wird, selbst aber an diesem Vorgang nicht teilhat. Das Betrachten einer Sache als Ding (hier: etwa des Körpers) bezeichnet Husserl als »naturalistische Einstellung«, *primär* und ihr *vorgelagert* ist aber die »personalistische Einstellung«, die im Leib als seiendem und erlebendem Organ gründet (vgl. Waldenfels 2000, bes. Kap. VI: »Der Leib als Umschlagstelle«, sowie *Jürgen Seewald* in diesem Band).

6. INTEGRATION VON DENKMÖGLICHKEITEN UND IHRE BRECHUNG AN DEN ZWÄNGEN NEOLIBERALER GESELLSCHAFTEN

Diese Andeutungen mögen genügen, um Folgendes zu zeigen: Nimmt man die phänomenologischen Überlegungen ernst, so weisen sie den Weg in einen Bereich, der 1. *vor* der Sprache und dem Bewusstsein liegt, der

2. dem phänomenalen Fühlen und Empfinden eine das Soziale strukturierende Kraft zuspricht, der 3. insbesondere mit dem Konzept der »Zwischenleiblichkeit« (Merleau-Ponty 1966) auf die Entstehung von Konfigurationen und Effekten im »Zwischen« sich begegnender materialer Körper verweist und der 4. die Unhintergebarkeit des Leibes als Mittler von Empfindungen und Äußerungen betont. An diesen Konstituenten – auch wenn sie Konstrukte sein mögen – sollten die Soziologie und alle Wissenschaften, die sich mit dem Körper und seiner Bedeutung für das menschliche Leben befassen, nicht vorbei gehen.

Wenn man sich auf sie einlässt, so könnte etwas Weiteres gelingen: Es kann (wieder) denkbar werden, dass der Körper bzw. der Leib etwas ist, das eigenen Gesetzen und einer eigenen Dynamik folgt, das Grenzen hat, das endlich ist, das Bedürfnisse hat und das eine eigene Würde hat. Diese Perspektive würde wiederum Wege eröffnen zu einer anderen *ethischen* Haltung dem Körper gegenüber: Der Körper könnte aus seinem Status als ›Objekt‹, als ›Gegenstand‹ und als ›Verfüngsmasse‹ geholt und stärker als ein wertzuschätzender Partner (weniger als ein »Verräter«) behandelt werden. Dies würde womöglich gedeihlichere Verhältnisse für unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden, für unsere zwischenmenschlichen Beziehungen und die Strukturierung unserer Lebens- und Sinnbezüge allgemein bedeuten.

Zu fragen ist bei so einem Anliegen allerdings, ob und wie dies in einer kapitalistisch-neoliberalen Gesellschaft gelingen kann, deren zentrales Anliegen die uneingeschränkte Kapitalakkumulation ist (vgl. u. a. Boltanski/Chiapello 2006, 39) und die sich durch Prinzipien des Wettbewerbs und der Leistungssteigerung auszeichnet und daher permanent zu einem Umgang mit dem Körper anhält, der einerseits körperliche Bedürfnisse in schädigender Weise unterdrückt (etwa Bedürfnisse der Regeneration, der Muße, der Bewegung, des echten Ausgleichs) und andererseits zu ständigen Körper-Optimierungen anhält. Um die Verschränkung von neoliberalistischen Erfordernissen und Körperumgangsweisen in ihrer Brisanz ein wenig plastischer zu machen, sei hier ein kurzer Exkurs gestattet.

*Exkurs: Zum Zusammenhang von Neoliberalismus
und Körperumgangsweisen*

Die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen aufgrund ökonomischer Interessen der Gewinnmaximierung, der daraus folgende Abbau von Arbeitsplätzen (die sog. ›Verschlanung‹ von Unternehmen) sowie der Umbau von Arbeitsverhältnissen (Leiharbeit, Teilzeitarbeit etc.) führen dazu, dass die Beschäftigungsverhältnisse prekär werden und der psychische Druck auf die Arbeitnehmer/-innen und Arbeitslosen steigt, ihren Körper »kapitalismuskompatibel« (Degele/Schmitz 2009) zu gestalten. Schon Antonio

Gramsci analysierte, dass ein bestimmter Produktionstyp, um bestehen zu können, eine bestimmte Lebensweise erfordert (Gramsci 1993, 1028; Nowak 2007, 60). Das Leitbild des derzeitigen Produktionstyps des flexiblen Kapitalismus oder Neoliberalismus ist der »flexible Mensch« (Sennett 1997; Kreisky 2006, 230; Schröder 2008). Auf der einen Seite suggerieren die Verhältnisse, dass in der nun scheinbar klassenlosen Gesellschaft, so der herrschende Diskurs, jeder Mensch für das eigene Glück, die eigene Gesundheit, den eigenen Erfolg verantwortlich wäre, vielfältige Möglichkeiten habe und deshalb an sich und seiner Leistung arbeiten müsse. Auf der anderen Seite führt die Unsicherheit und Angst vor Arbeitslosigkeit dazu, dass längere Arbeitszeiten, erhöhter Leistungsdruck und entwürdigende Niedriglöhne hingenommen werden (müssen). Das mögliche Scheitern an den Herausforderungen, Erfolgserwartungen und Belastungen wird in das Subjekt verlagert, damit individualisiert, und die tatsächlichen Ursachen sozialer Ungleichheiten und sozialer Verelendungsprozesse werden verdeckt.

Gemäß des neoliberalen Leitbilds vom leistungsfähigen, jungen, schönen und attraktiven Körper wird die Anpassung der Körper an herrschende Ideale zur Normalität (vgl. Kreisky 2006, 232f.). Der Körper, so scheint es, ist damit zum Feld für eine ausgeweitete Kapitalakkumulation geworden. Nicht mehr nur die Hülle des Körpers (klassische Bereiche sind hier z.B. Mode und Kosmetik) kann als kommerzialisierbar betrachtet werden, sondern auch das Körper-Innen wird nun in wachsendem Maße der Profitsteigerung untergeordnet – von Angeboten zu Gesundheit, Wellness und Entspannung bis hin zu invasiven und stark manipulierenden biotechnologischen Veränderungen (vgl. hierzu die Beiträge von *Schmitz* und *Abraham* in diesem Band). Die Arbeit an der Verbesserung der Leistungsfähigkeit und der Attraktivität und damit am eigenen Selbst verschiebt körperliche Grenzen (Müdigkeit, Erschöpfung, äußere Erscheinung etc.) und erweitert sie, um im Wettbewerb bestehen zu können.

Kurzum: Es besteht ein enormer Druck, die körperbezogene Lebensweise dem neoliberalen Produktionstyp anzupassen. Allerdings kann nicht davon ausgegangen werden, dass diese Anpassung durch direkte Gewalt erzwungen wird. Eher verankert sich dieses Herrschaftsverhältnis durch Verinnerlichung der hegemonialen Diskurse, Normen und ökonomischen Zwänge. Mit Michel Foucault gesprochen gibt es eine Verknüpfung von Techniken der Herrschaft über Individuen, mit jenen Prozessen, bei »denen das Individuum auf sich selbst einwirkt« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000, 29). Der Kontaktpunkt der Verknüpfung kann »Regierung« genannt werden (a.a.O.): »Die neue Form der Regierung« (Kaindl 2007, 142) bedeutet also nicht Unterdrückung der Subjektivität, sondern

»Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000, 29).

So zeigt sich in kapitalistisch und neoliberalistisch verfassten Gesellschaften einmal mehr, dass die Behandlung des Körpers als ›Objekt‹ und ›Gegenstand‹ der Verfügung, als Dispositionsmasse und Ressource im Einsatz ›höherer‹ (hier vornehmlich ökonomischer) Ziele das absolut dominante kulturelle Handlungs- und Deutungsmuster ist, und dass die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften mit ihrer Beschreibung und Behandlung des Körpers als ›Gegenstand‹ diese Tradition ebenso abgebildet wie zu ihrer Verfestigung beigetragen haben. Um hier ›Auswege‹ zu finden, bedarf es neuer Denkwege und einer Auflösung bestimmter Denkverbote – Hinweise hierzu wurden in Kap. 5 und 6 gegeben.

Bezogen auf die Frage, wie der Körper zu sehen ist oder wie er sich uns aus unterschiedlichen Perspektiven darstellt (vgl. Kap. 3) – als ein »super-evidenter« Einheitspunkt oder/und als ein »zerfallenes« und nur »fragmentarisch« in den Blick zu bekommendes Etwas –, wäre vor dem Hintergrund der hier angedeuteten Szenarien und referierten Zusammenhänge Folgendes zu sagen: Der Körper ist beides. Er ist Einheitspunkt in dem Sinne, dass er – auf eine letztlich sprachlich-analytisch uneinholbare Weise – stets mehr und etwas anderes ist, als wir ihn denken können, und in diesem eigensinnigen und ihm eigentümlichen Sein (das sich uns entzieht) ist er ein würdevolles und zu respektierendes ›Eins‹; und er ist uns *zugleich* immer nur fragmentarisch zugänglich, in Splintern, Facetten, ausgewählten Eindrücken und Bezugnahmen. In praktischen Vollzügen und leiblich-affektiven Erfahrungen *ahnen* wir seine Eigentlichkeit, seine Evidenz, seine unhintergehbare Faktizität – gedanklich wirklich zu ›fassen‹ bekommen wir sie (und damit den Körper) aber nie. Daraus nun aber den Schluss zu ziehen: »Was wir nicht denken können, das existiert auch nicht« wäre fatal – dies würde nämlich auch bedeuten, dass wir uns systematisch der Erkenntnisquelle verschließen, die das Fundament unseres Denkens ist: der Intuition und dem leiblich-sinnlichen Empfinden.

7. »KÖRPERHANDELN« UND »KÖRPERERLEBEN«

Die Beiträge des vorliegenden Bandes lassen sich um die Begriffe »Körperhandeln« und »Körpererleben« zentrieren. In den vorherigen Ausführungen ist indirekt hierzu schon viel gesagt worden. Da aber »Körperhandeln« und »Körpererleben« hochgradig mehrdeutige Begriffe sind, sei es erlaubt, an dieser Stelle – und als Überleitung zum zweiten Teil der Einführung – noch ein paar Präzisierungen anzubieten:

Die Mehrdeutigkeit der Begriffe »Körperhandeln« und »Körpererleben« verweist auf zentrale und unhintergehbare Konstitutionsbedingungen unserer körperlich gebundenen Existenz und hat etwas damit zu tun, dass uns der Körper prinzipiell in einer mehrfachen Weise gegeben ist: als ein ›Objekt‹ oder ›Gegenstand‹, über den wir verfügen können und müssen, und als ein Mittel oder Medium, das uns – in wiederum verzwickter doppelter Weise – nicht nur das Wahrnehmen, Erleben, Erkennen und Handeln ermöglicht, sondern das wir zugleich auch selbst *sind*. Mit den Mitteln des Körpers oder ›als‹ Körper ist uns also nicht nur das Fühlen, Denken und Handeln möglich, sondern der Körper selbst kann zum Gegenstand unseres Fühlens, Denkens und Handelns gemacht werden und ist *zugleich* der Ort, von dem wir als Person, Subjekt oder Ich ausgehen und in Kontakt mit der Welt treten, in den wir aber auch auf die vielfältigste Weise immer wieder zurückfallen – etwa in der Krankheit, im Schmerz, im Tod oder auch in der Freude, im Selbstaussdruck und in der Identifikation mit unserer Erscheinung, unseren Bewegungen und unseren Gesten.

»Körperhandeln« und »Körpererleben« sind so also mindestens in den folgenden Weisen auszulegen und zu verstehen: 1. als ein Handeln, das *dem* Körper geschieht – der Umgang mit dem Körper, der Gebrauch des Körpers, die Ausbildung von Körpertechniken und von Körperpraktiken liegen ganz auf dieser Linie; 2. als ein Handeln, das *über* den Körper geschieht – in diesem Sinne ist der Körper Instrument, Mittler oder Medium unseres Empfindens, Fühlens, Denkens, Tuns und Unterlassens; 3. als ein Handeln *des* Körpers – auch hier ist der Körper Medium unseres Agierens, er übernimmt aber in eigenmächtiger Weise Regie und setzt den bewussten Willen phasenweise oder partiell, mitunter aber auch total außer Kraft. Dies geschieht in sämtlichen autonom gesteuerten Bewegungen des Körpers und in körpereigenen Reaktionsformen zur Abwehr oder zur Überwindung von Krankheit, aber auch bei allen Vorgängen, die sich unterhalb der Ebene des Bewusstseins im Vorbewussten und Unbewussten abspielen und sich einer bewussten Kontrolle entziehen – Routinehandlungen, inkorporierte Verhaltensmuster und Gewohnheiten, Körperreaktionen, die durch starke Emotionen ausgelöst und begleitet werden, oder psychosomatische Reaktionen sind hier typische Beispiele.

Analog lässt sich für das Körpererleben konstatieren: Auch hier gibt es 1. ein Erleben *vom* Körper (ich nehme etwas an meinem oder in meinem Körper wahr), 2. ein Erleben *über* den Körper (der Körper als Medium des Erlebens) und 3. ein Erleben *des* Körpers in dem fundamentalen Sinne, dass der Körper als eine eigenständige Empfindungseinheit etwas gewahren, registrieren, ›merken‹ kann. Wie in Kapitel 5 angedeutet, so hat die Leibphänomenologie zu diesem letztgenannten Punkt am meisten zu sagen.

Teil 2: Der Körper im Spiegel multidisziplinärer Zugänge – Hinweise zum vorliegenden Band

Die in diesem Band versammelten Beiträge gehen auf die Idee zurück, die an der Philipps-Universität Marburg existierenden körperbezogenen Forschungsaktivitäten sichtbar zu machen und im Sinne einer stärkeren Vernetzung der Forschung aus verschiedenen Fachdisziplinen nach Schnittstellen und gemeinsamen zukünftigen Forschungsanliegen zu fragen.

Der Einladung zu einer entsprechenden Tagung (»Interdisziplinäre Tagung ›Körperdiskurse« vom 12.-14. Dezember 2008 an der Philipps-Universität Marburg), auf der eigene aktuelle körperbezogene Forschungen vorgestellt und diskutiert werden konnten, und der Anfrage nach einem Beitrag für die vorliegende Publikation sind viele Kolleginnen und Kollegen spontan und engagiert gefolgt und es hat sich gezeigt, dass das Körperthema inzwischen tatsächlich zahlreiche Fächer und Disziplinen bewegt.¹ So sind in diesem Band Beiträge aus der Erziehungs- und Bildungswissenschaft, der Sozial- und Rehabilitationspädagogik, der Theologie, der Medizin, der medizinisch orientierten Psychologie und der psychoanalytisch orientierten Psychologie, der Biologie, der Ethnologie, der Medienwissenschaft, der Sprechwissenschaft, der Sport- und Bewegungswissenschaft, der Motologie, der Tanzforschung und der Geschlechterforschung vertreten.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass sich bestimmte Schwerpunkte gebildet haben, die (vermutlich) etwas mit der fachlichen und kollegialen Nähe der Akteure/-innen zu tun haben. Von den an dem Band beteiligten 21 Autoren/-innen gehören 13 dem Fachbereich Erziehungswissenschaften an (darunter auch die Herausgeberinnen).

In den Erziehungswissenschaften (einschließlich der Sozial- und Rehabilitationspädagogik, der Sport- und Bewegungspädagogik, der Motologie) dominieren Fragen der Förderung von Entwicklungsprozessen, der Persönlichkeitsbildung, der Identitätsgewinnung, der Moderation von psychischen Prozessen und der sozialen Integration vor dem Hintergrund einer sozial gedeuteten, persönlich erlebten und auch konkret angesprochenen Körperlichkeit. Von daher »bedienen« eine Reihe von Beiträgen diesen Fokus. Breit und vielfältig abgedeckt wird zum anderen aber auch das Feld einer kultur- und gesellschaftsbezogenen und gesellschaftskritischen

1. Die Tagung »Körperdiskurse« wurde ausgerichtet mit freundlicher Unterstützung des Instituts für Sportwissenschaft und Motologie und des Zentrums für Gender Studies feministische Zukunftsforschung (beide Philipps-Universität Marburg) sowie des Ursula Kuhlmann-Fonds.

Analyse, bei der der Umgang mit dem Körper aus einer theologischen, ethnologischen, soziologischen, medienwissenschaftlichen und sprechwissenschaftlichen Perspektive beleuchtet wird sowie aus einem naturwissenschafts- und technikbezogenen feministischen Blickwinkel.

Sigrid Schmitz hat die Tagung als externer Gast eröffnet und wurde auch für diesen Band um einen Beitrag gebeten, weil sie ein Themenfeld abdecken kann, das in Marburg (noch) stark ›unterversorgt‹ ist: Schmitz leistet als Naturwissenschaftlerin (Biologin) einen gewinnbringenden Brückenschlag zur Frauen- und Geschlechterforschung und zur feministischen Theoriebildung und macht in ihrem Beitrag zentrale naturwissenschaftliche, soziale und politische Grenzprobleme im Kontext von körperbezogener Forschung und Geschlecht sichtbar und bearbeitbar.

Wir haben uns dafür entschieden, die Beiträge entlang vier thematischer Felder anzuordnen:

1. Der Körper als Grenzproblem
2. Körpernormen und Körperbilder
3. Körperschmerz und Körperausdruck
4. Körpermodelle und Körpererleben.

Von der Sache her – der Beschaffenheit des Körpers und seiner intensiven Verwobenheit mit sozialen, psychischen und diskursiven Prozessen – können und sollen diese thematischen Felder selbstverständlich nicht als ›trennscharf‹ verstanden werden, sondern sie heben jeweils einen bestimmten Fokus des Gesamtgefüges, in das der Körper eingebettet ist, in besonderer Weise heraus.

Im Folgenden sollen die vier Felder und die in ihnen versammelten Beiträge kurz vorgestellt werden. Wir verbinden damit die Absicht, sowohl auf die je spezifischen Fragestellungen der Autoren/-innen aufmerksam zu machen als auch auf Schnittstellen sowie übergreifende gemeinsame Blickrichtungen und Forschungsanliegen.

1. DER KÖRPER ALS GRENZPROBLEM

Im ersten Themenblock wird der Körper als ein »Grenzproblem« aufgefasst – und zwar in dem mehrfachen Sinne, dass der Körper 1. eine zeitliche Begrenzung des Lebens bedingt und mit dem Tod eine existenziell erschütternde Grenze setzt, 2. aktuell vielfältigen Formen der Entgrenzung von bisher als ›natürlich‹ angenommenen Grenzen ausgesetzt ist und uns damit 3. immer wieder und in neuer Weise vor ethische Fragen des Aushandelns von Grenzsetzungen oder Grenzöffnungen und der Bestimmung von ›Grenzwertigem‹ stellt.

Indem die Theologin *Ulrike Wagner-Rau* die Frage stellt, welche Umgangsweisen in unterschiedlichen Kulturen historisch und aktuell im Hinblick auf den toten Körper bzw. den Körper eines Verstorbenen entwickelt wurden und werden, nimmt sie eines der existenziellsten Grenzprobleme in den Blick, dem sich der Mensch als ein körperlich gebundenes Wesen stellen muss. Die ›Antworten‹, die dabei aktuell gefunden werden, stellt die Autorin zum einen in den Kontext allgemeiner gesellschaftlicher Tendenzen der Pluralisierung und Diversifikation von Handlungsmöglichkeiten einerseits und der Professionalisierung des Umgangs mit dem Tod andererseits, zum anderen fragt sie aber auch kritisch und aus einem theologischen und ethischen Blickwinkel, welche Formen des Umgangs mit dem toten Körper »heilsam« sein könnten und wie viel (und welche Art) sinnlich spürbare(r) Nähe wir zum Tod und zum toten Körper brauchen, um die Achtung vor der Endlichkeit und Verletzlichkeit des Lebens und des Gegenübers nicht zu verlieren.

Ethische Grenzprobleme im Umgang mit dem toten Körper werden auch von der Kulturhistorikerin und Ethnologin *Marita Metz-Becker* aufgeworfen, wenn sie nachzeichnet, wie der Körper (insbesondere der Körper sozial marginalisierter Personengruppen) für medizinische Zwecke benutzt und (anschließend) als Ausstellungsstück in anatomischen Museen und Sammlungen im Dienste der Wissenschaft sowie der Information der Öffentlichkeit präpariert wurde und wird. Virulent wird hier die Frage, was wir mit dem Körper (alles) ›anstellen‹ dürfen und wie wir uns auf dem schmalen Grat zwischen wissenschaftlichen Erkenntnis- und Fortschrittswünschen und Haltungen des Respekts dem toten und dem lebendigen Körper gegenüber bewegen.

Zum Grenzproblem wird der Körper auch, wenn die Medienwissenschaftlerin *Petra Missomelius* mediale Visionen des postbiologischen Körpers facettenreich vorstellt. In der Erfindung von Automatenmenschen, Robotern und Cyborgs, von Übermenschen und transhumanen Wesen, die in der Literatur, im Film, in der aktuellen Performancekunst erzeugt werden, werden gängige Vorstellungen vom ›natürlich‹ gegebenen und traditionell endlichen Körper radikal irritiert und entgrenzt – bis hin zu Phantasien, die den Menschen durch ›bessere‹ technische Schöpfungen gänzlich auslöschen und ersetzen (sollen). Interessant ist hier die Frage, welche Sehnsüchte und Interessen derartige (Macht-)Phantasien, die bei weitem nicht erst im 20. Jahrhundert auftauchen, ›verkörpern‹.

Ausgangspunkt der Überlegungen der feministisch und gesellschaftskritisch argumentierenden Biologin *Sigrid Schmitz* ist die Frage, inwiefern sich in der naturwissenschaftlich-technologischen Betrachtung des Körpers eine Verschiebung ergeben hat zwischen (tradierten) deterministischen Auffassungen vom Körper und konstruktivistischen Positionen. Mit Blick

auf die Hirnforschung und die Neurotechnologien zeigt sie auf, dass sich hier eigentümliche Diskurssprünge ergeben: Wenn es etwa um Fragen der Geschlechterunterschiede geht, so lässt sich ein erstaunlich hartnäckiger Rekurs auf (veraltete) deterministische Positionen feststellen, gehirnorganische Dispositionen als ursächlich für unterschiedliche Denkleistungen von Männern und Frauen anzusehen, wenn es aber um die Verfolgung spezifischer macht- und prestigeträchtiger Ziele geht – etwa im Rahmen des ökonomisch oder militärisch gewollten Neuro-Enhancement – so wird der konstruktivistischen Logik gefolgt, dass das Gehirn eine ausgesprochen hohe Plastizität besitzt, sich in alle erdenklichen Mensch-Maschine-Inszenierungen einpassen und gemäß spezifischer (männlicher) Wünsche formen lässt. Zu Recht konstatiert Schmitz daher u.a., dass »Grenzauflösungen zwischen Natur und Technik nicht automatisch die klassischen Dichotomien von Sex und Gender auflösen oder Geschlechterhierarchien obsolet machen«.

Als Soziologin, die insbesondere an den psychischen Implikationen körperbezogenen Handelns interessiert ist, zeigt *Anke Abraham* entlang der Felder des Neuro-Enhancements, des Hochleistungssports und der Schönheitschirurgie auf, welche Gefahren sich für die persönliche Entwicklung des Einzelnen, für das soziale Miteinander und für den Körper selbst ergeben können, wenn sich biotechnologische Körpermanipulationen im Sinne einer ungebremsten Steigerung von Leistungsvermögen, Perfektion und Prestigegegewinn sozial durchsetzen. Und sie macht deutlich, welche theoretischen und welche praktischen Möglichkeiten es geben könnte, ein anderes, respektierendes und annehmendes, Verhältnis zum Körper zu gewinnen und damit echte Alternativen des körperbezogenen Denkens sowie des ›leibhaftigen‹ Fühlens, Erlebens und Handelns zur Verfügung zu haben, die von ›Hochrüstungen‹ und ›Zurichtungen‹ der beschriebenen Art unabhängiger machen könnten.

2. KÖRPERNORMEN UND KÖRPERBILDER

Eine Thematisierung des Körpers ist immer auch verbunden mit dem Entwurf von Bildern über den Körper und der Anwendung von Normen, die den Körper treffen und modellieren. In seiner sozialen Sichtbarkeit und seiner gleichzeitigen intensiven Verknüpfung mit der Identität einer Person hat sich der Körper historisch schon immer als Medium geeignet, soziale Zugehörigkeiten zu inszenieren und sozialen Ausschluss herzustellen (*Elisabeth Rohr* zeigt beide Mechanismen in ihrem Beitrag auf). Und so gerät auch aktuell etwa mit dem sozial erwünschten ›schönen‹ und ›leistungsfähigen‹ Körper verstärkt der ›hässliche‹ und der ›nicht voll funktionsfähige‹ Körper in den Blick. Die Beiträge des Themenfeldes »Körpernormen und

Körperbilder« nehmen sich der diffizilen und mit einer hohen sozialen wie psychischen Sprengkraft versehenen Prozesse an, in denen körperbezogene Normierungen gebildet werden und in denen sie sozial wie psychisch – und nicht selten verbunden mit Effekten der sozialen Spaltung und mit individuellen Leiderfahrungen – abgearbeitet werden müssen.

Im Sinne einer theoretischen Einführung in das Feld der Konstruktion von Normalität und Anders-Sein nimmt der (Sozial-)Pädagoge *Eckhard Rohrmann* die Leserin/den Leser auf eine historische Zeitreise mit. In der Konfrontation mit der von Aurelius Augustinus grundgelegten und von Thomas von Aquin weitergeführten »Dämonologie« erkennt man auf eindrückliche Weise die Logik, mit der Menschen über die Anrufung von körperlichen Merkmalen und körperlichen Verhaltensweisen zu ›Anderen‹ und ›Ausgegrenzten‹ gemacht wurden. Ebenso wird deutlich, wie sich diese Konstruktionslogik im Rahmen der Prozesse der Biologisierung und Pathologisierung des Anders-Seins im wissenschaftlichen Gewande fortsetzen und lange unerkannt bleiben konnte, weil sie sich den Anschein wissenschaftlicher Objektivität und damit des Enthobenseins von Kritik gab. Doch auch mit der Offenlegung und Kritik dieser Konstruktionslogiken bleibt die Frage, warum wir immer wieder auf Normalitätsunterstellungen Bezug nehmen, warum wir das Konstrukt ›Normalität‹ (offensichtlich) brauchen, welche Konsequenzen es zeitigt und welche alternativen Auslegungen von Normalität es geben könnte – zu derartigen kritischen Befragungen unserer Deutungsselbstverständlichkeiten regt der Beitrag an.

Die Rehabilitationspädagogin *Heike Schnoor* geht in ihrem Beitrag der Frage nach, wie ›Behinderung‹ sozial konstruiert wird, welche Möglichkeiten der Dekonstruktion und Neubewertung hier denkbar wären und welche Formen des subversiven Spiels mit stigmatisierenden Zuschreibungen Betroffene im Rahmen künstlerischer Artikulationsformen entwickeln. Aus einer kulturtheoretischen und kulturkritischen Perspektive kommt dabei das Dilemma in den Blick, dem hoch technisierte Gesellschaften und in graduellen Abstufungen alle Menschen ausgesetzt sind: Über die Konstruktion von am Körper festgemachten ›Abweichungen‹ und dem sozial hergestellten Leiden an diesen Abweichungen (es wird das Gefühl erzeugt, es liege ein ›Makel‹ vor) wird ein Bedarf erzeugt, korrigierend und optimierend in den Körper einzugreifen. Medizin- und Biotechnologien zeigen hier in besonders prekärer Weise ihr janusköpfiges Gesicht: Sie mindern das Leid an (sozial konstruierten) Defekten, verfestigen damit aber Normalitätsvorstellungen und erhöhen den Druck auf den Einzelnen, ›normal‹ und ›voll funktionsfähig‹ sein zu müssen und zu wollen (bis hin zu mitunter völlig unrealistischen Gesundheits- und Perfektionsphantasien). In den exemplarisch angedeuteten künstlerischen Arbeiten sieht die Autorin dem gegenüber gelingende Versuche eines »Stigmamanage-

ments« und der nötigen psychischen Integration des ›Makels‹ in die eigene Identität. Beim Betrachten der provokanten Bilder der Künstler/-innen kann zum anderen deutlich werden, wie tief Normalitätsvorstellungen in uns verankert sind und wie schwer es sein kann, eine ›Behinderung‹ zu sehen und eine angemessene Reaktionsform zu finden.

Auch *Jens Ried* untersucht in einer Forschergruppe gesellschaftlich etablierte Normen: Sein Forschungsschwerpunkt ist die Analyse von Übergewicht und Adipositas als einem ›anstößigen‹ Phänomen in Zeiten des Schlankheitsdiktats und er analysiert die hiermit verbundenen Prozesse der Diskursivierung und Stigmatisierung. Auf der Grundlage einer soziologischen Stigmatheorie (Goffman) und entlang der Chiffren »Passion«, »Pathologie« und »Kultur« zeichnet der Autor nach, in welcher Hinsicht Übergewicht als ein Problem des individuellen Verhaltens (Passion), der biologisch-genetischen Anlage (Pathologie) oder der kulturellen Rahmenbedingungen (für Ernährung, Bewegung, psychische Gesundheit etc.) gedeutet werden kann und gedeutet wird und welche Konsequenzen diese unterschiedlichen Deutungen jeweils für die Betroffenen haben (können). Zugleich weist der Autor darauf hin, dass die Stigmatisierungsproblematik im Rahmen des Phänomens Übergewicht bei weitem noch nicht hinreichend erschlossen ist und es vor allem einer Integration der unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven bedürfte.

Auch Bilder haben eine normative Kraft und erfüllen vielleicht gerade deshalb in ›unsicheren Zeiten‹ eine wichtige Funktion im Rahmen der Identitätsbildung. In diesem Sinne geht der Erziehungswissenschaftler und Jugendforscher *Benno Hafenecker* der Frage nach, in welcher krisenhaften gesellschaftlichen Situation sich männliche Jugendliche heute befinden und welche Bedeutung in diesem Rahmen die vielfältigen auf den Körper bezogenen oder den Körper einbeziehenden »Jungenbilder« haben, die auf dem ›Markt‹ sind. Mit Rückgriff auf ein breites Spektrum an Diskursen über das männliche Erwachsenwerden skizziert der Autor zwölf zentrale Topoi und zeigt dabei, dass hier eine ausgesprochen breite und heterogene (Körper-)Bilderwelt vorliegt, die eine Vielzahl von Identitätsangeboten macht – welche und wie diese Angebote aufgenommen werden und was sie jeweils bewirken, ist dabei eine spannende und empirisch offene Frage.

3. KÖRPERSCHMERZ UND KÖRPERAUSDRUCK

In dem thematischen Feld, das wir mit dem Titel »Körperschmerz und Körperausdruck« bezeichnet haben, wird der Körper als ein Medium thematisiert, das zum einen Schmerz sowohl erleidet (etwa in rituellen oder ritualisierten Handlungen) als auch ›verkörpert‹ und damit Soziales wie

Psychisches zum Ausdruck bringt, und das zum anderen generell als ein Medium der Stiftung von Beziehungen, der Kommunikation, der Mitteilung und des Ausdrucks fungiert – so etwa im Sprechen und im Tanzen.

Den Auftakt dieses Themenfeldes bildet der Beitrag von *Elisabeth Rohr*, der zentralen kulturhistorischen, sozialen und psychischen Dimensionen und Implikationen des invasiven und schmerzhaften »Zeichensetzens auf der Haut« (Skarifikationen, Tattoos, Piercings) nachgeht. So wird zum einen nachgezeichnet, wie grundlegend sich Formen der Einschreibung in den Körper kulturell und in ihrer sozialen Bedeutung gewandelt haben, und es wird zum anderen nach den Funktionen und Bedeutungen gefragt, die Körperpraktiken dieser Art für Jugendliche heute haben können. Dabei wird vor dem Hintergrund kulturkritischer Zeitdiagnosen und psychoanalytischer Überlegungen zur Krisenhaftigkeit der Adoleszenz plausibel gemacht, welche die Identität stützenden Funktionen, aber auch, welche eine echte Konfliktlösung eher behindernden Momente in dieser Art des (autoaggressiv und regressiv getönten) Körperhandelns liegen (können).

Dass körperlicher Schmerz ein Ersatzmedium darstellen und Ausdruck nicht angemessen verarbeiteter psychischer Belastungen und Schmerzen sein kann, wird auch von *Gerhard Bolm* thematisiert. Im Rahmen seiner Arbeit als Psychotherapeut und Lehrender erlebt der Autor sowohl bei Patienten wie bei Studierenden der Medizin häufig das Phänomen, dass körperliche Schmerzen nur dann akzeptiert werden bzw. als »erklärt« gelten, wenn sich auch ein somatischer Befund bzw. eine somatische Ursache identifizieren lässt. Mit Bezug auf die Klein-Bion-Schule illustriert Bolm, wie sich die Entstehung von Schmerzen (Schmerzstörungen, chronischer Schmerz) biographisch und psychodynamisch erklären und verstehen lässt: Starke Affekte, die mental nicht »verdaut« und damit nicht zu einer fühlbaren und bearbeitbaren Emotion werden können, werden auf den Körper projiziert und entwickeln dort eine Schmerzsymptomatik. Im therapeutischen Dialog kann es gelingen, den körperlichen Schmerz als Äquivalent für einen erlebten und bisher eingekapselten Schmerz freizulegen, ihn als psychischen Schmerz für den Patienten erkennbar zu machen und konstruktiv zu bearbeiten.

Die Medizinerin *Corinna Leonhardt* diskutiert in ihrem Beitrag Erkenntnisse über den wechselseitigen Zusammenhang von körperlicher Aktivität und Rückenschmerz aus medizinischer und psychologischer Sicht. Sie hält dabei Annahmen aus bekannten psychologischen Modellen zur Schmerzchronifizierung, die bei angstbesetztem Verhalten von einer Dekonditionierung für Bewegung ausgehen, für fragwürdig. Auf der Grundlage einschlägiger Studien zeigt sie, dass Rückenschmerzpatienten kein niedrigeres Aktivitätsniveau aufweisen als der übrige Teil der Bevölkerung. Außerdem macht sie deutlich, dass sich die positiven Wirkungen von

Aktivitätsprogrammen vermutlich weitaus eher durch die generelle Aktivierung von Bewegung und einer damit verbundenen psychischen Aufhellung und Stressreduzierung erklären lassen als durch die medizinisch und physiotherapeutisch betonten muskulär-konditionierenden Aspekte.

Die Sprechwissenschaftlerin *Christa Heilmann* sensibilisiert in ihrem Beitrag für die besonderen Qualitäten und Effekte, die sich im »Zwischen« (»In-between«) kommunizierender Körper ergeben können. Dabei verweist sie mit Hilfe philosophischer, phänomenologischer, kommunikationstheoretischer und sprechwissenschaftlicher Überlegungen darauf, dass der Körper nicht in seiner materialen Gestalt und seinen sichtbaren Grenzen aufgeht, sondern dass er atmosphärisch in den Raum ausgreift und in der Begegnung mit anderen Körpern oder Medien etwas Neues, »Drittes« schafft. So konstituiert sich Sinn in den »Grauzonen« performativer Vorgänge und im Falle multimedialer Verknüpfungen – etwa wenn Sprache, Bewegung, Musik, Film, Foto, Licht in Interaktion treten – komplizieren und erweitern sich die Adressierungen und Bezogenheiten in hohem Maße und es entstehen nicht vorhersehbare Effekte durch Synergien und Interferenzen. Spannend ist in diesem Zusammenhang die Frage, was sich in der Begegnung konkret anwesender Körper mit medial (Film, Foto) repräsentierten Körpern ereignet, welche Körper hier wodurch Deutungshoheit erhalten und welche neuen Seh- und Erlebensweisen beim Betrachter ausgelöst werden.

In enger Verbindung zu dem Beitrag von Christa Heilmann steht der Beitrag der Tanzpädagogin *Brigitte Heusinger von Waldegge*. In einem gemeinsamen multimedialen Performanceprojekt (an dem auch die Medienwissenschaftlerin Petra Missomelius mitgewirkt hat) wurden die von Heilmann beschriebenen Effekte im »In-between« praktisch ausgelotet. Als Pädagogin wählt die Autorin einen an die Theorien der ästhetischen Bildung angelehnten Zugang zum Verständnis ihres Vorgehens und sie macht deutlich, wie sich in der aktiven körperlichen Auseinandersetzung – im Sich-Bewegen und Spüren, in der Begegnung mit Differenzen, Widerständen, Unvertrautem – bereits im Prozess des Tuns auf einer präreflexiven, körperlich-leiblichen Ebene Erkenntnisprozesse einstellen. In der Beschreibung exemplarisch ausgewählter Szenen werden die tänzerischen, filmischen und dramaturgischen Mittel nacherlebbar und nachvollziehbar, die Sehgewohnheiten irritieren und neue Wahrnehmungsmöglichkeiten schaffen können. Im Hinblick auf die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen betont die Autorin, wie zentral es ist, offene und zugleich Halt gebende Möglichkeitsräume zu gestalten, in denen Jugendliche sich mitteilen und »sich tatsächlich einmal »anders« ausprobieren« können.

4. KÖRPERMODELLE UND KÖRPERERLEBEN

Unter dem thematischen Dach »Körpermodelle und Körpererleben« sind Beiträge versammelt, die (so wie der gerade vorgestellte Beitrag) einen starken Bezug zur praktischen Arbeit mit dem Körper aufweisen. *Jürgen Seewald* und *Holger Jessel* sind im Bereich der Motologie tätig und mit Fragen der Entwicklungsförderung durch die Ansprache des Körpers und der Bewegung befasst; *Susanne Maurer* und *Lars Täuber* nutzen das Konzept der »somatischen Resonanz« (auf der Grundlage der Biosynthese) im Rahmen ihrer (sozial-)pädagogischen Arbeit; *Helga Krüger-Kirn* ist als Psychotherapeutin an der Beschaffenheit und Genese der Körperbotschaften von Mädchen und Frauen interessiert und *Bettina Wuttig* befragt, wie Krüger-Kirn aus einer geschlechterkritischen Perspektive, das Phänomen der Inkorporierung traumatischer Erlebnisse und stellt Möglichkeiten der Rückgewinnung neuer Erlebens- und Ausdrucksmöglichkeiten durch Körperarbeit vor. In diesen Kreis einer auf Emanzipation und Entwicklungsförderung angelegten körperbezogenen Arbeit gehört thematisch auch der Beitrag von *Brigitte Heusinger von Waldegge*, den wir dem Feld »Körperausdruck« zugeordnet haben – er kann hier entsprechend mitgelesen und mitgedacht werden.

Der leibphänomenologisch ausgerichtete Körper- und Bewegungswissenschaftler *Jürgen Seewald* gibt einen Überblick über zentrale Körpermodelle, die für den Fachdiskurs in der Motologie und Psychomotorik bedeutsam waren und sind, die aber auch generell im Rahmen der Diskussion um die Phänomene von Körperlichkeit, Leiblichkeit und Bewegung von Relevanz sind. Ein besonderes Gewicht erhält dabei die Darstellung »des Leibes als Partner«, der in dem von Seewald entwickelten »Verstehenden Ansatz« eine Schlüsselstellung einnimmt: Über diese Figur und mit den sie fundierenden Grundlagen im Anschluss an die Leibphänomenologie Merleau-Pontys können zentrale Verknüpfungen zwischen der Leiblichkeit und den in der Entwicklungsförderung zu bearbeitenden Beziehungs- und Lebensthemen gelingen.

Im Kontext (sozial-)pädagogischen Denkens machen *Susanne Maurer* und *Lars Täuber* mit ihrem Beitrag zur »körperbezogenen Wahrnehmung« und zu »somatischen Resonanzen« auf eine wesentliche Quelle der pädagogischen und therapeutischen Intervention aufmerksam, die aber (bisher) im Fachdiskurs stark vernachlässigt wurde. Frühe Prozesse der Herstellung von Bindung und Vertrauen sowie Prozesse der Erziehung, Bildung, Förderung sind maßgeblich auf die unmittelbare leibliche Begegnung ausgerichtet und entfalten in ihr die nachhaltigsten Wirkungen. Eine genauere Kenntnis der hier ablaufenden (neuronalen und empathischen) Prozesse ist dringend geboten: Zum einen, um die hier angelegten Poten-

ziale (etwa des Erkennens von ›Blockaden‹ und des ›Wieder-in-Fluss-Kommens‹) besser einsetzen und nutzen zu können, und zum anderen, um die Gefahren der Instrumentalisierung des Wissens um somatische Resonanzen für Zwecke der (Selbst-)Ausbeutung und (Selbst-)Optimierung und der ›übergriffigen‹ Fremdsteuerung kritisch einschätzen zu können.

Der Motologe *Holger Jessel* bahnt in seinem Beitrag Wege zu den Tiefenschichten gewalttätigen Verhaltens. Mit Hilfe einer substanziellen Analyse des Zusammenhangs von der leiblich-körperlichen Verfasstheit des Menschen und dem leiblich-körperlichen Widerhall von Empfindungen und Gefühlen sowie im Anschluss an die biographietheoretischen Überlegungen von Ferdinand Sutterlüty werden biographisch erworbene Gefühlsdispositionen und Reaktionsmuster herausgearbeitet. Dabei kommt der subjektive Gewinn gewalttätigen Verhaltens ebenso in den Blick wie die systematisch verstellten Alternativen des Empfindens und Handelns. Im Hinblick auf eine entwicklungsfördernde Arbeit mit gewalttätigen Jugendlichen wird mit Rekurs auf Hermann Schmitz die Bedeutung leiblichen Spürens und die Bereitstellung alternativer Spürgelegenheiten hervorgehoben und mit Rekurs auf Pierre Bourdieu für eine explorierende und Alternativen aufzeigende Arbeit am körperlichen (Gewalt-)Habitus plädiert.

Um frühe leiblich-affektive Erfahrungen und deren Wirkungen und Konsequenzen für den Aufbau von Identität geht es auch in dem Beitrag von *Helga Krüger-Kirn*. Die Psychoanalytikerin stellt in ihrer praktischen Arbeit immer wieder fest, wie stark Frauen zu einer »Negativbesetzung« ihres Körpers neigen und sie zeichnet in ihrem Beitrag nach, wie es auf mikrosozialer Ebene (insbesondere in der Mutter-Tochter-Interaktion) zu diesen Besetzungen kommt und welchen Einfluss soziale Zuschreibungen an Mädchen und Frauen im Sinne von Rollenbildern, Körperbildern, Weiblichkeits- und Mütterbildern in diesem Rahmen haben. Die Autorin begreift den »analytischen Raum« als Chance, unbewusste Dynamiken zu entdecken (etwa die Abwehr aggressiver Impulse, die Abwertung der Mutter, den Verzicht auf aktives Begehren, die Leugnung homoerotischer Phantasien) und Veränderungsmöglichkeiten im Sinne einer vitaleren Weiblichkeit zu entwickeln, indem Deutungs- und Integrationsmöglichkeiten für sozial und individuell bisher nicht repräsentierte Empfindungs- und Lebensmöglichkeiten angeboten werden. Die leiblich repräsentierten und spürbar werdenden Einschränkungen können dabei ein wichtiger Wegweiser sein.

Die tanztherapeutisch versierte Pädagogin *Bettina Wuttig* setzt sich mit dem Verhältnis von Körper, Trauma und Geschlecht auseinander. Sie betrachtet dabei traumatischen Stress als machtvolle Besetzung des Körpers, die sich mit der Strukturkategorie Geschlecht verschränkt. Die Aneignung einer vergeschlechtlichten Habitusform geschieht nicht stressfrei – deshalb

spricht die Autorin von der Inkorporation von ›geschlechtlichem Stress‹. Diese Einverleibung, so *Wuttigs* These, kann auch wieder exkorporiert werden, und zwar durch »Körperachtsamkeitspraktiken«, die den Körper in eine vibrierende Ruhe versetzen, den Stress transformieren und damit neue Wahrnehmungs- und Ausdrucksmöglichkeiten eröffnen können.

Diese Skizzen mögen genügen, um einmal mehr ins Gespür zu bringen, dass und inwiefern wir es beim Körper mit einem existenziell hoch bedeutsamen, überaus komplexen und zugleich äußerst störanfälligen und bedrohten Phänomen zu tun haben – mit einem Phänomen, mit dem unser Leben und die Gestaltung unserer Welt weitaus stärker steht und fällt, als wir es gemeinhin anzunehmen gewohnt sind oder wahr haben wollen: »*Was dem Körper geschieht, geschieht auch dem Leben*« haben Annelie Keil und Herbert Maier in ihrem bereits in den 1980er erschienenen Aufsatz »*Körperarbeit als Wiederaneignung von Lebensperspektive*« bemerkt (Keil/Maier 1984, 111). Vor diesem Hintergrund laden die hier präsentierten Beiträge dazu ein, den vielfältigen sozialen und psychischen Lebensspuren, die der Körper legt und die wir dem Körper legen, zu folgen.

Dank

Allen Autorinnen und Autoren, die sich auf die Zumutung eingelassen haben, auf relativ begrenztem Raum einen substantiellen Beitrag zur Diskussion um den Körper zu leisten, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Dank für die pünktliche Abgabe der Manuskripte und die Einwilligung in Überarbeitungsvorschläge und einen großen Dank dafür, dass sie mit ihren engagierten und spannenden Ausführungen dazu beigetragen haben, einen breiten Strauß von Körperthematizierungen zusammen zu führen, der vielfältige Anknüpfungspunkte für die Vernetzung von Forschungsanliegen bietet.

Eine ausgesprochen wertvolle und zuverlässige Hilfe in der mühseligen Kleinarbeit der Manuskripterstellung und Bearbeitung war Claudia Boebel, bei der wir uns sehr herzlich bedanken; ebenso gilt unser Dank Alexandra Karwatzki, die uns bei Rechercheaufgaben zügig und kompetent ›beliefert‹ hat.

Und schließlich gilt unser Dank dem transcript-Verlag, namentlich Birgit Klöpfer, der das Projekt mit großem Interesse aufgenommen hat, von Beginn an mit Rat und Tat zur Seite stand und sich in vielen Details als kooperativ und unterstützend gezeigt hat.

Bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass der kritische und wachsame Austausch zum ›Schicksal‹ des Körpers durch diesen Band, hier und anderswo, angeregt, fortgesetzt und Disziplinen übergreifend in Theorie und Praxis ausgebaut wird.

Literatur

- Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Opladen (WDV).
- Berger, Peter L., Thomas Luckmann (1996): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M. (Fischer). [zuerst 1966]
- Boltanski, Luc, Eve Chiapello (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz (UVK).
- Bourdieu, Pierre (1996): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Degele, Nina, Sigrid Schmitz (2009): Kapitalismuskompatible Körper. Zum wechselseitigen ›Enhancement‹ gesellschaftstheoretischer und naturwissenschaftlicher Körperdiskurse. In: Boike Rehbein, Klaus-Wilhelm West (Hg.): Globale Rekonfigurationen von Arbeit und Kommunikation. Konstanz (UVK) (i.E.).
- Gramsci, Antonio (1993): Gefängnishefte, hg. von Klaus Bochmann, Wolfgang F. Haug. Hamburg (Argument), Bd. 5, § 153, 1028.
- Graumann, Sigrid, Ingrid Schneider (Hg.) (2003): Verkörperte Technik – Entkörperte Frau. Biopolitik und Geschlecht. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Wiesbaden (WDV).
- Fischer, Wolfram (2003): Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 9-31.
- Fuchs, Peter (2005): Die Form des Körpers. In: Markus Schroer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 48-72.
- Hasse, Jürgen (2003): Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln? In: Martin E. Döring, Gunther H. Engelhardt, Peter H. Feindt, Jürgen Ossenbrügge (Hg.): Stadt – Raum – Natur: die Metropolregion als politisch konstruierter Raum. Hamburg (Hamburg University Press), 171-199.
- Jäger, Ulle (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königstein/Taunus (Helmer).
- Kaindl, Christina (2007): Subjekte im High-Tech-Kapitalismus. In: Christina Kaindl (Hg.): Neoliberalismus. Marburg (BdWi-Verlag), 141-163.
- Keil, Annelie, Herbert Maier (1984): Körperarbeit als Wiederaneignung von Lebensperspektive. In: Michael Klein (Hg.): Sport und Körper. Reinbek (Rowohlt), 111-126.
- Krais, Beate, Gunter Gebauer (2002): Habitus. Bielefeld (transcript).
- Kreisky, Eva (2006): Ermattete Staatskörper und (re-)vitalisierte Körpermärkte. Vergeschlechtlichte Körpermärkte im Neoliberalismus. In:

- Birgit Sauer, Eva-Maria Knoll (Hg.): *Ritualisierung von Geschlecht*. Wien (WUV), 223-239.
- Lemke, Thomas, Susanne Krasmann, Ulrich Bröckling (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Lindemann, Gesa (1992): *Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 21, 5, 330-346.
- Lindemann, Gesa (1996): *Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib*. In: Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley, Donatus Thürnau (Hg.): *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 146-175.
- Lindemann, Gesa (2005): *Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktionen und empirische Forschungsperspektiven*. In: Markus Schroer (Hg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 114-138.
- Lindemann, Gesa (2006): *Lebendiger Körper – Technik – Gesellschaft*. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel, Teil 2*. Frankfurt a.M., New York (Campus), 689-704.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin (de Gruyter). [zuerst 1945]
- Meuser, Michael (2002): *Körper und Sozialität. Zur handlungstheoretischen Fundierung einer Soziologie des Körpers*. In: Kornelia Hahn, Michael Meuser (Hg.): *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*. Konstanz (UVK), 19-44.
- Meuser, Michael (2004): *Zwischen »Leibvergessenheit« und »Körperboom«*. *Die Soziologie und der Körper*. In: *Sport und Gesellschaft*, 1, 3, 197-218.
- Nowak, Iris (2006): *Von mutigen Männern und erfolgreichen Frauen. Work-life-Balance in prekarierten Verhältnissen*. In: Christina Kaindl (Hg.): *Subjekte im Neoliberalismus*. Marburg (BdWi-Verlag), 59-75.
- Schmitz, Hermann (2007): *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Bielefeld und Locarno (Edition Sirius).
- Schneider, Werner (2005): *Der Prothesen-Körper als gesellschaftliches Grenzproblem*. In: Markus Schroer (Hg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 371-397.
- Schroer, Markus (2005): *Zur Soziologie des Körpers*. In: Markus Schoer (Hg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 7-47.
- Schröder, Jörg (2008): *Der flexible Mensch und sein Leib*. Dissertation (Philipps-Universität Marburg).

- Schütz, Alfred (1981): Theorie der Lebensformen. Hg. und eingeleitet von Ilja Srubar. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)[zuerst 1925].
- Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Berlin (Berlin Verlag).
- Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

Der Umgang mit dem toten Körper

ULRIKE WAGNER-RAU

1. Der Umgang mit den Toten sagt etwas über den Umgang mit den Lebenden

In der Josephstadt in Prag – dem ehemaligen jüdischen Viertel der Stadt – finden sich zwei Stätten des Totengedenkens unmittelbar nebeneinander. In ihre jeweilige Geschichte sind Umgangsweisen mit dem toten Körper eingewoben, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten.

Unter hohen Bäumen liegt der alte jüdische Friedhof, der von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1787 benutzt wurde. Der Friedhof ist nicht groß, ein verwinkeltes Areal von etwa einem Hektar zwischen den Häuserwänden der Stadt; dennoch sind dort vermutlich im Laufe der Jahrhunderte etwa 100.000 Menschen bestattet worden. Da im jüdischen Glauben die Unantastbarkeit der Totenruhe ein eherner Grundsatz ist und kein Grab ohne Not je geräumt und eingeebnet wird, wurden die Verstorbenen in bis zu zwölf Schichten übereinander bestattet. Die unregelmäßige, hügelige Oberfläche des Friedhofsgeländes zeugt von dieser Praxis: Die Körper, die hier bestattet wurden, haben Spuren hinterlassen. Die Toten sind präsent, nicht nur in den über 12.000 Grabsteinen, die kreuz und quer über das Gelände verteilt, an sie erinnern, sondern auch in den Erhebungen des Bodens, die über den Gebeinen aufgeworfen worden sind.

Daneben, unmittelbar am Rand des Friedhofes, wurde im 16. Jahrhundert die Pinkas-Synagoge erbaut. Ab 1954 wurde in dieser Synagoge eine Gedenkstätte eingerichtet. Sie erinnert an die aus Böhmen und Mähren stammenden jüdischen Menschen, die in den Vernichtungslagern der Nazis umgebracht wurden. Die Körper der Ermordeten wurden in den Krematorien von Dachau (ab 1939), Buchenwald (ab 1940) und vor allem in Auschwitz/Birkenau verbrannt. Durch die moderne Verbrennungstechnik der Öfen der Firma Topf war es möglich, nicht nur eine große Zahl von

Leichen zu vernichten, sondern auch die Spuren dieses Verbrechens fast vollständig zu tilgen. Denn zwischen den Aschenresten eines verbrannten Leichnams und der Person, die in und mit diesem Körper gelebt hat, kann keine Verbindung hergestellt werden. Eine Bestattung der Asche in gekennzeichneten Urnen, die die Identität der Toten festgehalten hätte, gab es nicht. Die Opfer sollten verschwinden, als ob es sie selbst und den Mord an ihnen nie gegeben hätte (vgl. Fischer 2001a, 69-82).

In der Gedenkstätte in der Pinkas-Synagoge sind die Namen von 77.279 verschleppten und ermordeten Frauen, Männern und Kindern an die Wände geschrieben. Kontinuierlich werden zudem diese Namen im Wechsel von einer Frauen- und einer Männerstimme vorgelesen. Die, die über den Tod hinaus vernichtet werden sollten, er stehen je einzeln in ihrem Namen, der im Raum erklingt, den man auch lesen kann irgendwo im Gewimmel der zehntausende von Namen an den Wänden. Um der Opfer individuell gedenken zu können, hat man eine in Schrift und Laut sinnlich wahrnehmbare Repräsentanz geschaffen, die für einen Körper, eine Geschichte, eine Person steht.

Der Umgang mit dem toten Körper, der sich in der unterschiedlichen Geschichte dieser beiden Orte zeigt, ist ein Spiegelbild des Umgangs mit den Lebenden: Während das Gedenken der Namen, der Respekt vor der Totenruhe der Achtung und der Unantastbarkeit des einzelnen Menschen entspricht, die ihm als Ebenbild Gottes im Judentum zukommt, ist die Auslöschung noch der toten Körper der Versuch eines menschenverachtenden Regimes, die Ermordeten dem totalen Vergessen anheim zu geben.

2. Tod ist ganz wesentlich ein Abschied von einem lebendigen Körper

Der Umgang mit dem toten Körper steht in einer Beziehung zum Umgang mit den lebenden Körpern und zur Auseinandersetzung mit der Verletzlichkeit und der Sterblichkeit eines jeden Menschen. Denn die Achtung vor dem Leben der anderen ist nicht zuletzt gekoppelt daran, dass die Gefährdung des anderen Lebens körperlich-sinnlich nachvollziehbar ist am eigenen Leibe: »Liebe deinen Nächsten. Er ist wie du.« (Lev 19, 18) Er fühlt Lust und Schmerz wie du. Er kann krank und verwundet werden. Er kann sterben. Wann könnte man das deutlicher spüren als in der Gegenwart des Körpers eines Toten?

Der Abschied von Menschen, die gestorben sind, ist ganz wesentlich ein Abschied von einem lebendigen Körper: von der spürbaren, auf uns reagierenden und uns berührenden Gegenwart eines Gegenübers, zu dem wir in einer vitalen Beziehung stehen. Wenn der Tod eintritt, kommt dieser

körperliche Austausch an sein Ende. Der tote Körper reagiert nicht mehr auf die Signale, die ihn von anderen Körpern her erreichen wollen. Ja, dass dieser Austausch dauerhaft nicht mehr möglich ist, ist für die Lebenden das sinnlich-körperlich wahrnehmbare Zeichen des Todes.

In doppelter Hinsicht ist diese Erfahrung mit Ohnmacht und Hilflosigkeit verbunden. Sie macht die Lebenden hilflos, weil sie nichts mehr bewirken und an Reaktionen auslösen können in ihrer Beziehung zum verstorbenen Gegenüber. Zugleich ist der tote Körper selbst Ausdruck extremer Hilflosigkeit und Ohnmacht: bestimmt davon, nichts mehr selbst tun zu können, sondern dem Handeln anderer vollkommen ausgeliefert zu sein. Auch deshalb stellt der tote Körper eine Selbstkonfrontation dar, die bei den meisten Menschen Angst auslöst. Die Begegnung mit den Toten demonstriert, dass die bisherigen Kommunikationsmöglichkeiten abgebrochen sind, ja: dass man selbst irgendwann aus den vertrauten Kommunikationszusammenhängen herausfallen wird, wenn der eigene Körper leblos und starr sein wird.

Nicht umsonst gilt die Schändung eines Leichnams als eine extreme Entwürdigung des Menschen, als eine sadistische Bemächtigung, die noch nicht einmal vor diesem endgültig ausgelieferten Zustand des menschlichen Körpers inne hält.

Nach dem Eintritt des Todes beginnt der Prozess der Verwandlung des Körpers, eine Übergangszeit. Die Gesichtszüge verändern sich, der Tote erkaltet, die Starre setzt ein, allmählich zeigen sich erste Anzeichen der Zersetzung. Bei allem Schrecken, den die Toten auslösen, bleibt den Lebenden ein – je nach kultureller Praxis und klimatischen oder technischen Bedingungen unterschiedlich langer – Zwischenraum, um sich auf die Realität und die Endgültigkeit des Todes einzustellen. In diesem Zwischenraum ist immerhin noch eine einseitige Beziehungsaufnahme zum toten Körper möglich. Insofern sind die Riten der Aufbahrung auch so etwas wie eine Entwöhnung vom Körper des oder der Verstorbenen: Er wird gewaschen, bekleidet, gelagert. Man kann ihn anschauen, berühren, zu ihm sprechen und ihm letzte Zuwendungen erweisen. Alles dies sind Dienste, die einen leiblichen Abschied darstellen. Erst wenn ein Leichnam aus dem Bereich der Lebenden endgültig herausgenommen, der tote Körper nicht mehr sinnlich wahrnehmbar ist, entsteht die Frage, was an die Stelle der körperlichen Anwesenheit der Verstorbenen treten kann, wie sie innerlich und auch äußerlich präsent zu halten sind in einer Weise, die dem Vergessen wehrt, aber dennoch Raum dafür lässt, dass das Leben seinen Gang fortsetzen kann.

3. Mehr Distanz und mehr Nähe zu den Toten – widersprüchliche Entwicklungen

In der Gegenwart vollzieht sich ein Umbruch in der Bestattungskultur, der durch widersprüchliche Umgangsweisen mit dem toten Körper gekennzeichnet ist. Dabei lassen sich wesentliche Differenzen anhand zweier idealtypisch gezeichneter Linien verdeutlichen:

Einerseits beobachtet man eine große Distanz von den toten Körpern (vgl. Roth 2007, 459), die mit der Institutionalisierung, Professionalisierung und Spezialisierung der modernen Gesellschaft einhergeht. Andererseits gibt es eine neue Annäherung an die Toten.

Die meisten Menschen kommen – wenn überhaupt – nur kurz in eine körperliche Berührung mit Verstorbenen, weil die Versorgung des Leichnams professionell erledigt wird. Über den Ort des Sterbens in Deutschland gibt es keine verlässlichen statistischen Angaben. Man kann in etwa davon ausgehen, dass »obwohl es über 90 % wünschen, [...] schätzungsweise weniger als 30 % der Menschen zu Hause« sterben (Lammer 2003, 42). Die meisten – knapp 50 Prozent – sterben im Krankenhaus, die Zahl der Sterbefälle im Alten- oder Pflegeheim schätzt man auf 25-30 Prozent. Nur vergleichsweise wenige Angehörige verabschieden sich noch in den Krankenzimmern von den Toten. Die Toten werden rasch in die dafür vorgesehenen abgelegenen gekühlten Räume gebracht, ehe sie von den Bestattungsunternehmen übernommen werden. Auch die zu Hause Verstorbenen werden auf Wunsch der Angehörigen meistens sehr schnell von den Bestattungsunternehmen abgeholt und für die Einsargung vorbereitet (vgl. Reineke/Kriebel/Stefenelli 1998, 277). Manche Menschen nutzen die Möglichkeit, sich noch bei einer Aufbahrung von dem oder der Toten zu verabschieden.

Die Beisetzung einer Urne, die auf die Kremation des Leichnams folgt, wird die immer häufiger gewählte Form der Bestattung. Während zeitweise Befürchtungen geäußert worden waren, dass der vorhandene Raum auf den Friedhöfen für die Zahl der Beerdigungen zukünftig nicht ausreiche, ist diese Perspektive mittlerweile durch die wachsende Zahl der Urnenbeisetzungen gegenstandslos geworden. Auch die Zahl anonymer Bestattungen steigt, die teilweise ganz ohne eine Trauerfeier und ohne eine Bewahrung des Namens der Verstorbenen auskommen.

Eine nähere Berührung mit den toten Körpern haben zunächst meist nur die Schwestern und Pfleger im Krankenhaus, die die Augen der Toten schließen, das Kinn hochbinden, den Körper entkleiden, medizinische Hilfsmittel wie Kanülen und Sonden entfernen, den Leichnam evtl. waschen, kämmen und mit einem Hemd bekleiden. Ein Identifikationszettel wird meist am Fußgelenk befestigt (vgl. Schilder 1998, 252). Ähnliche kör-

perliche Nähe zum Leichnam nehmen sonst nur noch die Bestatter auf, die zusätzlich auch die Herrichtung der Toten für eine evtl. Aufbahrung und für die Einsargung verantworten. Generell ist die Berührung eines toten Körpers eine Ausnahmesituation. Viele Menschen haben noch nie einen Leichnam gesehen, schon gar keinen nackten.

Die andere, gegenläufige Linie des Umgangs mit dem toten Körper in der Gegenwart ist von einer Intensivierung der Auseinandersetzung mit dem Sterben gekennzeichnet. Sie ist bestimmt von der Motivation, dem Verlust der unmittelbaren Auseinandersetzung mit Sterbenden und Toten zu widersprechen und eine Praxis der Begleitung der Sterbenden und der Nähe zu den Toten zu initiieren. Palliativmedizin und Hospizarbeit stellen sich auf die besonderen physischen, psychischen und spirituellen Bedürfnisse der Sterbenden und derer, die diesen zugehören, ein. Menschen bleiben in der Nähe eines toten Familienmitgliedes oder Freundes, bahren sie zu Hause auf in den 36 Stunden nach Eintritt des Todes, in denen das gesetzlich zulässig ist. Die Angehörigen übernehmen in manchen Fällen selbst die letzte Versorgung des Toten, waschen und kleiden ihn, schmücken den Sarg, beteiligen sich aktiv an der Gestaltung der Trauerfeier. Impulse für eine solche engagierte Praxis der Sterbe- und Totenbegleitung entstanden durch die Arbeit von Cicily Saunders, durch deren Initiative 1967 in London das St. Christopher's Hospiz eröffnet werden konnte, die erste Klinik, die sich ausschließlich der Sterbebegleitung widmete. Einflussreich war es auch, dass von Elisabeth Kübler-Ross und anderen in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts das Wissen und die Einsicht neu zur Geltung gebracht wurden, wie wichtig der Kontakt zum Körper des verstorbenen Menschen für die Realisierung des Todes und die Bewältigung des Abschiedes ist. Denn um im buchstäblichen Sinn des Wortes zu be-greifen, dass ein Mensch, den man bisher als lebendiges Gegenüber im Sinn hatte, jetzt tot ist, ist es hilfreich und den Trauerprozess unterstützend, wenn man den Leichnam berühren und den verstorbenen Menschen sinnlich als Toten wahrnehmen und anerkennen kann. Dass in vielen Krankenhäusern heute den Angehörigen die Möglichkeit angeboten wird, die Verstorbenen noch im Krankenzimmer zu sehen und zu berühren, ehe sie weggebracht werden, geht darauf zurück, dass mehr Bewusstheit für diesen Aspekt des Trauerns gewachsen ist.

Besonders im Umfeld alternativer Lebensformen und der Konfrontation mit der Krankheit Aids und ihren Toten wurden entsprechende Impulse für eine auch im privaten Lebensraum praktizierte Sterbebegleitung und Versorgung der Toten aufgenommen. Bereits 1989 erschien in den Niederlanden ein Buch (vgl. Sax/Visser/Boer 1989), in dem neben Erfahrungsberichten von Betroffenen, die nahe Menschen in ihren Tod hinein

begleitet haben, auch praktische Hinweise des Umgangs mit den Toten bis hin zur Anleitung für den Bau eines Sarges zu finden sind.

Faktisch allerdings ist es eher selten, dass Menschen, die nicht mehr in traditional bestimmten Lebenszusammenhängen leben, eine solche nahe Begegnung mit einem oder einer Toten wagen. Dabei spielen nicht nur die ambivalenten Gefühle dem toten Körper gegenüber eine Rolle, die beängstigende Entzogenheit, ja: Unheimlichkeit, die für viele von ihm ausgeht, auch wenn es sich um einen sehr vertrauten Menschen handelt. Vielleicht noch entscheidender ist die praktische Hilflosigkeit im Umgang mit den Toten. Ein Alltagswissen für diesen Fall ist weitgehend verloren. 1875 starben noch fünfzig Prozent der Kinder bis zum Alter von acht Jahren, heute erlebt man im engeren familiären Umfeld nur noch durchschnittlich alle fünfzehn bis zwanzig Jahre einen Todesfall (vgl. Lammer 2003, 40). Weil die Konfrontation mit dem Tod so viel seltener geworden ist als in vergangenen Jahrhunderten und weil die Professionellen die Verantwortung für den Umgang mit den Toten übernommen haben, wissen die meisten Menschen den toten Körper nicht mehr angemessen zu versorgen. Es fehlt zudem eine Vorstellung davon, was man denn machen könnte, wenn der Tote – gewaschen, bekleidet, mit geschlossenen Augen auf dem Rücken ausgestreckt – daliegt. Auch hier herrscht Hilf- und Ratlosigkeit, weil die traditionellen religiösen Riten im Angesicht des Todes nicht mehr bekannt oder nicht gewollt sind. Viele kennen keine Texte, die man lesen, keine Lieder, die man singen könnte. Angesichts des Todes fehlt eine tragfähige Sprache. Man wird stumm und handlungsunfähig. Insofern können die Professionellen heute auch eine wichtige Funktion einnehmen, indem sie die Hinterbliebenen darin unterstützen, die Toten im eigenen Haus, in der eigenen Wohnung zu lassen und bei ihnen zu bleiben. Die Ärzte/-innen und Pfleger/Schwester, die das Sterben begleitet haben, können eine solche ermutigende Rolle spielen, ebenso die Pfarrer/-innen, wenn sie beteiligt sind. Oft ist es schon ein produktiver Anstoß, über die vorhandenen Möglichkeiten zu informieren und Hilfe anzubieten. Aber auch Bestattungsunternehmen sehen zunehmend ihre Aufgabe nicht nur darin, den Angehörigen die toten Körper abzunehmen, sondern ebenso in der Unterstützung und Befähigung zu einem eigenständigen Handeln. Seit fünf Jahren gibt es z.B. in Hamburg das Bestattungsunternehmen »Trostwerk«, dessen Gründer, ein Pädagoge, sich dezidiert für einen aktiven, unbürokratischen Umgang mit den Toten einsetzt, der individuelle Bedürfnisse und Gestaltungswünsche aufnimmt und fördert. »Wir wollen«, sagt er in einem Interview (Lemme 2008), »An- und Zugehörigen ermöglichen, ihre Toten wirklich in den Tod zu begleiten. Sie können sie waschen, streicheln, in den Sarg legen. Den Tod mit den eigenen Händen spüren und ihn als

eine Realität annehmen.« Zuweilen bemalen Familien oder Freunde selbst den Sarg, in den sie ihren Toten, ihre Tote legen.

Zweifellos mischen sich in diesen Aktivitäten humanitäre und geschäftliche Motive. Für die Bestattungsunternehmen bedeutet die Zunahme der anonymen Bestattungen einen finanziellen Verlust. Insofern haben sie ein Interesse daran, dieser Bewegung entgegenzuwirken. Dennoch darf man nicht verkennen, dass in der Bestattungsbranche neben solchen, in denen der wirtschaftliche Erfolg allein das Handeln dominiert, auch sehr engagierte Unternehmen tätig sind, in denen die ethischen Maximen des Handelns eine große Bedeutung haben.

4. Veränderungen in der Bestattungskultur

Der Abstand und die Fremdheit im Kontakt zu den Toten und die neuen Bemühungen darum, ihnen auch sinnlich und körperlich näher zu kommen, sind gegensätzliche Entwicklungen und Reaktionsweisen im technisierten, institutionalisierten und zunehmend auch individualisierten und pluralisierten Feld der Bestattungskultur.

Ab dem 16. Jahrhundert begann in den großen Städten der Prozess der Verlagerung der Friedhöfe vor die Stadttore (vgl. Fischer 2001a, 11-26). Zuvor waren die Toten in den Kirchen bzw. um sie herum zur Ruhe gebettet worden. Für die Veränderung waren unterschiedliche Entwicklungen verantwortlich. Einerseits verlor mit dem reformatorischen Glauben die Thematik der Begleitung des Leichnams an Bedeutung. An ihre Stelle trat die Auseinandersetzung mit der Glaubens- und Lebensgeschichte der Verstorbenen bzw. mit der Bedeutung der Sterblichkeit für den Glauben der Lebenden (vgl. Steck 1997). Nicht die Bewahrung des Toten vor dem Gericht durch die entsprechenden Riten für den Leichnam stand nun im Zentrum der religiösen Begehungen, sondern die Vergewisserung in dem Glauben, dass auch der fehlbare und sterbliche Mensch der Liebe Gottes teilhaftig würde. Insofern verlor im Zusammenhang der Reformation die Nähe zu den Toten bzw. die Nähe der Toten zum Kirchengebäude an Bedeutung. Hinzu kam der beginnende Hygienediskurs in den Städten, der wichtige Argumente für eine Verlagerung der Friedhöfe vor die Stadt lieferte. Es setzte eine allmähliche Auflösung der räumlichen Einheit von Kirche, Grabstätte und Trauerkultur ein, die sich im 18. und vor allem 19. Jahrhundert durchsetzte. Zunehmend bestimmten die hygienischen Vorgaben der politischen Instanzen den Umgang mit den Toten und förderten damit die Professionalisierung des Bestattungswesens. Nicht zuletzt wurde diese notwendig durch die langen Wege zwischen Wohnung und Grab, die spezielle Transportfahrzeuge erforderten (vgl. Fischer 2001b).

Eine einschneidende Bedeutung für die Veränderung der Trauerkultur hatte die Einrichtung der Krematorien am Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Fischer 2001a, 51-68). 1889 entstand das erste Krematorium auf deutschem Boden in Gotha, 1891 bzw. 1892 folgten die Bauten in Heidelberg und in Hamburg. Hier entstand eine Möglichkeit, die Toten keimfrei aus dem Kreis der Lebenden zu entfernen und dabei – in Zeiten des Massenzuzugs in die Städte – eine kostengünstige und Platz sparende Form der Bestattung zu finden. Die Industrialisierung der Gesellschaft und die entsprechende Rationalität manifestierten sich auch im Umgang mit den Toten. Mit dem Bau von Feierhallen auf den Friedhöfen verschwanden die Trauerfeiern zunehmend aus den Kirchen. Obwohl Deutschland europaweit führend war in der Ermöglichung der Kremation des Leichnams, wurde diese Form der Bestattung zunächst nur zögerlich akzeptiert. Dabei spielte nicht zuletzt der Widerstand der christlichen, besonders der katholischen, Kirchen eine Rolle. Ein buchstäbliches Verständnis des Glaubens an die Auferstehung des Leibes stand der Verbrennung des Leichnams entgegen. Heute allerdings bestehen solche Vorbehalte religiöser Art nur noch bei einer Minderheit der Bevölkerung. Die Einäscherung hat gerade in den letzten Jahrzehnten gegenüber der Erdbestattung erheblich an Beliebtheit gewonnen.

Die Praxis der Kremation ist auch die Voraussetzung für die Vielfalt der Bestattungsformen, die sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Denn diese Vielfalt beruht auf der Möglichkeit, mit den Überresten des Leichnams auf verschiedene Weise umzugehen. Die Asche kann auf Almwiesen ausgestreut oder zu einem Diamanten gepresst werden, man kann sie in einer Urne im Meer versenken, in den Weltraum schießen oder im häuslichen Wohnzimmer aufbewahren. Im Unterschied zur »Immobilie« des Erdgrabes, in das der Leichnam gesenkt wird, ist die Asche in der Urne – so treffend Mädler 2008 – eine »Moblie«, die leicht an verschiedene Orte gebracht werden und in differente Bedeutungszusammenhänge und Inszenierungen eingebunden werden kann. In Deutschland wird diese Vielfalt mit dem Argument der notwendigen Öffentlichkeit der Bestattungskultur noch begrenzt, aber auch hier vervielfältigen sich die Bestattungsformen unaufhaltsam. Darin spiegeln sich die individualisierten Formen der Auseinandersetzung mit dem Tod in einer Gesellschaft, in der keine von allen geteilte Deutung des Todes mehr vorhanden ist.

Denn die Deutungen des Todes in Europa haben sich pluralisiert. Es gibt keine gesellschaftlich dominierende religiöse oder philosophische Aussage darüber, was nach dem Tod zu erwarten sei. Und die Deutung des Todes hat sich individualisiert: Sie ist für viele Menschen nicht mehr eingebunden in den Zusammenhang einer Sozial- und Glaubensgemeinschaft, in der gemeinsame Überzeugungen geteilt und auch rituell dar-

gestellt werden, sondern sie muss je individuell angeeignet und plausibilisiert werden. Die über Jahrhunderte dominierenden christlichen Vorstellungen über Tod und Sterben und die ihnen entsprechenden Praxisformen der Bestattung sind im Kontext unterschiedlicher religiöser Vorstellungen und vielfältiger individueller Lebenssituationen in einen Prozess der Neuorientierung geraten. Empirische Untersuchungen (vgl. Sachau 1989) zeigen, dass ein großer Anteil der deutschen Bevölkerung (52,5 Prozent) der Vorstellung zuneigt, dass mit dem Tod alles aus sei. 43 Prozent glauben an ein Leben nach dem Tod, 52,6 Prozent an ein Weiterleben der Seele. 29 Prozent vertrauen auf die Auferstehung der Toten, 25,7 Prozent stimmen der Vorstellung der Reinkarnation zu. Ähnliche Ergebnisse liegen auch für andere europäische Länder und die USA vor: Ungefähr ein Viertel der Bevölkerung ist mehr oder weniger überzeugt von der Lehre der Seelenwanderung. Auch viele Kirchenmitglieder zählen zu denen, die sich mit Vorstellungen einer Seelenwanderung identifizieren.

Parallel zu dieser Pluralisierung der Todesdeutungen vervielfältigen sich auch die Bestattungsformen. In der neuen Ausdifferenzierung der Formen kann man – wiederum typisierend – zwei unterschiedliche Tendenzen unterscheiden: Zum einen repräsentieren sie den Wunsch und die Vorstellung, mit dem Tod den Körper und die Individualität zu verlassen, sei es, indem man die Überreste des Leibes in die Gesamtheit des materiellen Lebens aufgehen lassen möchte – so z.B. bei der Seebestattung oder der Bestattung im Friedwald –, sei es, um – durch eine anonyme Bestattung ohne Grab und Trauerfeier – einfach zu verschwinden, weil keine Angehörigen vorhanden sind oder diese nicht weiterhin belastet werden sollen. Dabei zeigt die Praxis, dass die anonyme Bestattung nicht selten ohne Absprache mit den Angehörigen vor dem eigenen Tod festgesetzt wird. Eine andere Linie demonstriert die Wünsche nach einer über den Tod hinaus reichenden Selbstinszenierung, so zum Beispiel extrem sichtbar in der Pressung der Asche zu einem Diamanten. Ein ähnliches Bedürfnis zeigt sich auch in der Bereitschaft, den eigenen Körper für die »Körperwelten« Gunther von Hagens als Aufbereitung zum Plastinat zur Verfügung zu stellen und damit eine Form der Unsterblichkeit zu erreichen, dies ist freilich ein Umgang mit dem toten Körper, der nicht auf der Basis einer Kremation erfolgt (vgl. Hermelink 2008). Auch diese Praxis entwickelt mittlerweile einen religiösen Kontext: Auf der Homepage der Bewegung wird der Bau einer Körperkirche angekündigt, der Gründer Gunther von Hagens wird mit einem Personenkult umgeben, es gibt Versammlungen der Anhänger, bei denen die gemeinsamen Überzeugungen gepflegt und bestärkt werden.

Schließlich zeigt sich eine veränderte Vorstellung über die Bedeutung des toten Körpers auch darin, dass der Leichnam für die medizinische For-

schung und Ausbildung freigegeben wird bzw. Teile des Körpers für Transplantationen zur Verfügung gestellt werden. Hier mischen sich moderne Rationalität und ethische Gesichtspunkte. Zugleich stellen sich durch die Verwertung des toten Körpers für die Lebenden völlig neue und ambivalente ethische Probleme. Das Fragen nach der Achtung vor den Toten und der möglichen Verletzung ihrer Würde im Gegenüber zur Möglichkeit der Heilung Lebender stellt sich hier mit großer Dringlichkeit. Zunehmend wird die Vermischung von humanitären und wirtschaftlichen Interessen im Kontext der Transplantationsmedizin deutlich. Kann der Körper der Toten zum Ersatzteillager für die Lebenden werden, ohne dass sich darüber unser Verhältnis zur Würde des Menschen grundsätzlich verschiebt? Beschädigt die Gewalt an den Toten den Schutz der Achtung vor dem Leben? Welche Bedeutung hat es für das Selbstverständnis und die Psyche der Lebenden, wenn ihr Körper mit Transplantaten eines Toten versehen wird? Und wo liegen in diesem Bereich die Grenzen dessen, was zu tun ethisch vertretbar ist?

5. »Entkörperung« der Bestattung

Was auch immer letztlich mit der Asche der Verstorbenen geschieht: Die Ausbreitung der Kremation bringt eine »Entkörperung« des Aktes der Bestattung selbst mit sich. Die Verbindung zwischen dem verstorbenen Menschen und der Asche in der Urne ist nicht mehr sinnfällig. Denn die Verbrennung selbst geschieht ja in einem den Angehörigen entzogenen Bereich. Dadurch – so wird es häufig als Problem beschrieben – fehle den Trauernden die sinnliche Wahrnehmung des Momentes, in dem sie den Körper der oder des Toten im letzten Sinn loslassen müssen. Die Verbrennung des Leichnams in den industrialisierten Vollzügen eines modernen Krematoriums ist ein völlig anderes, für Angehörige eher abstraktes oder auch von Phantasien besetztes Geschehen, als etwa die eigenhändige Entzündung des Holzstoßes mit dem Leichnam eines nahen Toten, wie sie im Hinduismus praktiziert wird. Belastet werden hingegen die Angestellten der Krematorien, für die die tägliche Konfrontation mit der Verbrennung der toten Körper eine starke Herausforderung darstellt (vgl. Fischer 2008, 42f.). Inzwischen gibt es wieder eine Diskussion darum, ob die Gestaltung der Krematorien nicht eine Integration der Einäscherung in die Trauerzeremonien ermöglichen sollte, um dem Verbleib der Körper eine sinnliche Anschauung zu geben, die das Begreifen des Todes erleichtert.

Mit den Notwendigkeiten der Trauerarbeit lässt sich die Auffassung begründen, dass angesichts der zunehmenden Abwesenheit eines erkennbaren toten Körpers im Sarg bei der Bestattung die körperliche Auseinander-

setzung mit dem Toten vor der Einäscherung umso wichtiger wird, um die Realisation des Todes zu ermöglichen. Hinzu kommt, dass die Konfrontation und der Kontakt mit dem toten Körper eine wichtige Voraussetzung dafür ist, nicht nur um den Tod eines anderen Menschen, sondern auch die eigene Sterblichkeit handgreiflich zu spüren und zu erkennen. Die Erfahrung der Grenze des eigenen Lebens und der damit verbundenen Kontingenz aber ist ein wesentliches Moment menschlicher Selbsterfahrung; denn aus ihm speist sich das Wissen um die Angewiesenheit auf die anderen und die notwendige Verbundenheit mit ihnen.

Es geht mir hier nicht darum, ein Urteil über die Angemessenheit unterschiedlicher Bestattungsformen zu fällen, zumal sich bei genauerem Hinsehen rasche Urteile in diesem Zusammenhang als wenig tragfähig erweisen. Man weiß inzwischen zwar, dass manche Trauernde im Nachhinein einen Ort des Totengedenkens vermissen, wenn »ihr« Toter in einer anonymen Bestattung verschwunden ist, und schafft deshalb zunehmend wieder Repräsentanzen des Namens der Toten. Zugleich gibt es aber nachvollziehbare und einleuchtende Gründe, die für die vielfältigen Formen anonymer Bestattung sprechen. Es sind durchaus nicht nur materielle Motive, die hier bestimmend sind. Und auch die Interpretation der anonymen Bestattungen als Ausdruck wachsender Anonymität und Beziehungslosigkeit unter den Menschen wird der Vielschichtigkeit der Entwicklung nicht gerecht.

Vielmehr ist die Frage interessant, welches Verhältnis zum Körper sich in den neuen Bestattungsformen offenbart und damit auch welche Vorstellung vom Menschen, vom Sinn des Lebens und von der Möglichkeit oder Schwierigkeit, mit der Perspektive von Tod und Sterben zu leben. Ulrich Beck vertritt die These, dass man im Projekt des »eigenen«, individualisierten Lebens nur schwer ein Verhältnis zum eigenen Tod gewinnen könne, weil es die Versuchung darstelle, »in sich selbst Grund, Kraft, Ziel der Selbst- und Weltgestaltung zu finden« (Beck 1995, 172). Das wäre eine Erklärungsmöglichkeit dafür, dass die reale – nicht medial vermittelte – Konfrontation mit dem toten Körper, die die eigene Endlichkeit begreiflich werden lässt, eher vermieden wird.

6. Die Frage nach dem Verbleib des Körpers als Moment der Deutung des Todes

Der Tod ist ein Ereignis, in dem sich die unhintergehbare Körperlichkeit – und damit auch die Verletzlichkeit und Begrenztheit des Menschseins – unausweichlich zur Darstellung bringt. Die jeweilige Antwort, die Menschen auf die Frage nach dem Verbleib des toten Körpers geben, ist in ihre je unterschiedlichen Deutungen des Todes eingebunden:

- Wenn man überzeugt ist, dass mit dem Tod alles aus ist, spielt der Umgang mit dem Körper nach dem Tod für die Verstorbenen keine Rolle mehr, Selbstbewusstheit wie Beziehungsmöglichkeit sind ausgelöscht. Bedeutsam ist der Kontakt zum Toten dann aber immer noch für die Trauernden.
- Wenn der tote Körper in den größeren Zusammenhang natürlicher Kreisläufe hinein gegeben wird, also z.B. die Asche ausgestreut oder ins Meer versenkt wird, trifft sich das mit Vorstellungen eines überpersönlichen Zusammenhangs allen Lebens, aus dem man kommt und in den man nach dem Tod wieder zurückkehrt.
- Wenn der Wunsch besteht, die Asche der Verstorbenen in der Nähe zum Alltag der Lebenden zu behalten, spiegelt sich darin die Vorstellung wider, dass eine wie auch immer geartete Präsenz der Toten beschworen werden kann, sofern ein Rest ihrer Materialität im Lebensumfeld vorhanden ist. Man kann einen solchen Wunsch als Verstärkung des Bedürfnisses Trauernder verstehen, Gegenstände der Verstorbenen in ihrer Nähe zu behalten, die den Schmerz des Abschieds lindern und das Gedächtnis an die Toten wach halten sollen.
- Die »Verewigung« des realen Körpers als Plastinat oder Diamant kann den Wunsch nach einer überzeitlichen Bedeutung widerspiegeln, die möglicherweise desto intensiver gewünscht wird, je weniger den Menschen zu Lebzeiten Aufmerksamkeit und Bedeutung zuteil geworden ist.
- Die Entscheidung, seinen Leichnam dem Fortschritt der Medizin bzw. für die Heilung oder Verbesserung der Lebensqualität lebender Menschen zur Verfügung zu stellen, lässt sich lesen als Versuch, auf diese Weise der Selbsthingabe dem Tod einen Sinn zu verleihen.

In der Vielfalt der Umgangsweisen mit dem toten Körper und den Formen seiner Bestattung finden sich also ausdifferenzierte Überzeugungen über die Bedeutung des Körpers nach dem Tod wieder. Insgesamt verstehe ich sie als eine Suchbewegung, in der die Menschen in unserer Gesellschaft um eine Deutung ihres Lebens im Angesicht des Todes ringen. Die Begegnung mit der körperlichen Realität des Todes ist bei dieser Suche nach Sinn und Orientierung meines Erachtens eine wichtige und zu fördernde Möglichkeit.

Als Theologin beschäftige ich mich mit der Frage, auf welche Weise die Deutungen des Todes, die in der Bibel und der christlichen Tradition bewahrt sind, in diesem Zusammenhang eine hilfreiche Rolle spielen können.

Der tote Körper ist in der christlichen Tradition in unterschiedlicher Hinsicht sehr präsent. Die Gestalt des toten Körpers Jesu Christi prägt die

Geschichten der Bibel und die daraus erwachsene Kunst und Kultur. Der Tote am Kreuz ist auf vielen Bildern und in zahllosen Kirchen zu sehen, Dichtung und Musik setzen sich bis in die Gegenwart hinein mit dem Motiv des toten Gottes auseinander. Die Reaktion auf die Repräsentationen dieses Körpers ist ambivalent: Viele lehnen die Grausamkeit des Bildes ab, stoßen sich an den sadistischen Zügen eines Glaubens, der den gewaltsamen Tod auf diese Weise ins Zentrum seiner Überzeugungen stellt. Andere erkennen die Bedeutung der Identifikation Gottes mit der tiefsten Ohnmachts- und Grenzerfahrung des Menschen, die im Bild des Kreuzes symbolisiert ist. Gerade die Körperlichkeit und Sinnlichkeit des Bildes ermöglicht es, sich mit dem eigenen körperlichen Leiden zu ihm in Beziehung zu setzen. In den mittelalterlichen Spitälern in den Kirchen wurde genau dies als heilsam angesehen: Die Kranken und Sterbenden wurden vor das Bild des Leidens Christi gebracht, um dadurch ihr eigenes Leiden ertragen und geistig verarbeiten zu können. Auch für die modernen befreiungstheologischen Ansätze ist die Identifikation mit dem leidenden Körper Christi der Anknüpfungspunkt, um das eigene Leiden in Gott wiederzuerkennen und daraus die Kraft zum Widerstehen zu finden (vgl. Sölle 1973).

Aber nicht nur der Tod erscheint in den christlichen Überlieferungen in leiblichen Bildern. Von der Gestalt des aus dem Grab erstandenen Jesus wird in den biblischen Überlieferungen ebenso körpernah erzählt. So kommt der Auferstandene den Jüngern und Jüngerinnen sichtbar entgegen und spricht mit ihnen (vgl. Mt 28,9f; Joh 20, 14-17), er kann einen Weg mit anderen gehen (vgl. Lk 24, 15), er isst und trinkt (vgl. Joh 21, 15), man kann seine Wunden berühren (vgl. Joh 20, 27). Zugleich aber ist diese körperliche Präsenz deutlich als eine »Erscheinung« gekennzeichnet, die sich vom alltäglichen Körpererleben unterscheidet. Das wird deutlich gemacht dadurch, dass der Auferstandene durch verschlossene Türen geht (vgl. Joh 20, 26), plötzlich entschwindet (vgl. Lk 24, 31), nicht berührt werden will (vgl. Joh 20, 17) usw. Der Reiz und die Stärke dieser Erzählungen liegen darin, dass sie Leben als eine vom Leiblichen nicht zu trennende Realität darstellen, zugleich aber mit sprachlichen Mitteln die Wirklichkeit des konkreten Körpers nach Tod und Auferstehung transzendieren. Körperlichkeit ist in einer Weise symbolisiert, die keinen Zweifel lässt an der Identität des lebenden Jesus mit dem Auferstandenen, zugleich aber ebenso wenig Zweifel daran, dass man sich diese Identität nicht einfach als Fortsetzung des Vorherigen vorstellen soll. Ähnlich spricht auch Paulus im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes von der Auferstehung der Toten (vgl. 1Kor 15, 42-44): Die Wirklichkeit der auferstandenen Leiber wird jeweils in einer spannungsvollen Andersartigkeit zum irdischen Leben beschrieben, die nicht einfach eine Fortsetzung des Vorherigen darstellt, sondern die Anmutung einer differenten Existenz sprachlich einzuholen sucht,

die letztlich nicht vorstellbar ist. Die biblischen Erzählungen von der Auferstehung des Leibes sind also nicht konkretistisch in ihrer Vorstellung, es geht ihnen nicht darum auszudrücken, dass der Körper auf eine dem bisherigen Leben entsprechende Weise weiter besteht. Vielmehr arbeiten sie mit körperlichen Vorstellungen und Metaphern, die durch ihre sprachliche Form Körperliches nach dem Tod als eine Erscheinung anderer Art kennzeichnen. Mit den Mitteln des Erzählens wird hier deutlich gemacht: Es geht nicht um eine physische Weiterexistenz, sondern um die Darstellung einer Hoffnung, die die Unzerstörbarkeit und Akzeptanz des einzelnen Menschen bei Gott nicht anders als in körperlichen Vorstellungen ausdrücken kann. Dass das Leben Jesu und darin das Leben eines jeden Menschen nicht vergeblich und nicht verloren ist, obwohl keiner dem Tod und viele auch der Gewalt nicht entgehen können, ist der wesentliche Inhalt dieser Erzählungen.

Diese Hoffnung aber ist nicht allein konzentriert auf die Frage, was denn nach dem Tod auf die Menschen noch an Zukunft warte, sondern sie wirkt sich aus auf das Verständnis und das Miteinander der lebendigen Menschen und ihrer Körper: Weil bei Gott jeder Mensch und Körper letztlich unzerstörbar bewahrt ist, ist auch jeder Körper eines lebenden Menschen geheiligt. Niemand darf ihn antasten.

7. Fragen zum Schluss

Der Umgang mit dem toten Körper ist im Blick auf das Verhältnis der Lebenden untereinander alles andere als bedeutungslos. Vielmehr spiegeln sich in den Umgangsweisen mit den Toten Überzeugungen im Blick auf den Wert und den Sinn des Lebens überhaupt. Weil die Tatsache der Sterblichkeit wie keine andere die Selbstauseinandersetzung der Menschen herausfordert, zeigen sich im Verhältnis zu den Toten und besonders zu ihren Körpern signifikante Einstellungen im Verhältnis zu den Lebenden.

Die Todesdeutungen in der Gegenwart befinden sich in einem tief greifenden Wandlungsprozess. Darum sind auch die Formen des Umgangs mit den toten Körpern nicht mehr selbstverständlich, sondern sie unterliegen einem Gestaltwandel im Rahmen eines Suchprozesses. Menschen müssen sich weitgehend individuell orientieren und für einen ihnen entsprechenden Weg entscheiden in einem Umfeld, in dem sich vielfältige Deutungen des Todes und Möglichkeiten der Totenbegleitung und der Bestattung anbieten. Nicht zuletzt weil auch der Bereich der Toten den Gesetzen der Ökonomisierung des ganzen Lebens nicht enthoben ist, ist es wichtig, den folgenden Fragen auf der Spur zu bleiben:

Was ist für die Lebenden heilsam im Umgang mit den Toten? Wie kann

man dieses Heilsame fördern und die Einzelnen in der Gesellschaft darin unterstützen, von ihren Toten auf die ihnen gemäße Art und Weise Abschied zu nehmen?

Welche Grundlagen der Achtung und der Pietät dem toten Körper gegenüber dürfen nicht unterschritten werden? Welche Wechselwirkungen gibt es zwischen den Haltungen zum toten und zum lebenden Körper?

Wie stark sollte sich der Umgang mit den toten Körpern privatisieren? Ist es eine nur individuelle Frage, was mit den toten Körpern und ihren Überresten geschieht? Muss man Trauernde in manchen Fällen auch vor ihren eigenen Wünschen schützen? In welchem Verhältnis stehen individueller Wunsch und gesellschaftliche Interessen im Zusammenhang der Bestattungspraxis?

Und schließlich die vielleicht wichtigste Frage: Wie viel sinnlich spürbare, körperliche Nähe zum Sterben und zum Tod brauchen wir, damit wir im Wissen um unsere Sterblichkeit leben und unsere Nächsten als ebenso sterbliche und verletzbare Wesen achten können? Wie viel Konfrontation mit dem toten Körper brauchen Menschen, um die Achtung vor dem Leben nicht zu verlieren?

Literatur

- Beck, Ulrich (1995): Eigener Tod – eigenes Leben. Vergänglichkeitshoffnungen. In: Ulrich Beck, Wilhelm Vossenkuhl, Ulf E. Ziegler: Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben. München (C.H. Beck), 171-174.
- Fischer, Norbert (2001a): Geschichte des Todes in der frühen Neuzeit. Erfurt (Sutton Verlag).
- Fischer, Norbert (2001b): Zur Geschichte der Trauerkultur in der Neuzeit. Kulturhistorische Skizzen zur Individualisierung, Säkularisierung und Technisierung des Totengedenkens. In: Markwart Herzog (Hg.): Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen. Stuttgart (Kohlhammer), 41-58.
- Fischer, Norbert (2008): Schauplatz Krematorium. Zur Aktualität und Geschichte des verborgenen Todes. In: Thomas Klie (Hg.): Performanzen des Todes. Neue Bestattungskultur in kirchlicher Wahrnehmung. Stuttgart (Kohlhammer), 44-56.
- Hermelink, Jan (2008): »Ich wäre gern ein Ganzkörperplastinat« – Gunther von Hagens' »Körperwelten« provozieren Sinn und Form der Bestattung. In: Thomas Klie (Hg.): Performanzen des Todes. Neue Bestattungskultur in kirchlicher Wahrnehmung. Stuttgart (Kohlhammer), 77-100.

- Lammer, Kerstin (2003): Den Tod begreifen. Neue Wege in der Trauerbegleitung. Neukirchen (Neukirchener Verlag).
- Lemme, Matthias (2008): »Liebevoller und zärtlicher«. In: Andere Zeiten. Magazin zum Kirchenjahr, Heft 3, 16-17.
- Mädler, Inken (2008): Die Urne als »Mobilie«. In: Thomas Klie (Hg.): Performanzen des Todes. Neue Bestattungskultur in kirchlicher Wahrnehmung. Stuttgart (Kohlhammer), 57-75.
- Reineke, Karola, Sönke Kriebel, Norbert Steffenelli (1998): Die Erfüllung des Wunsches Hinterbliebener, das Gesicht des Toten zu sehen. In: Norbert Steffenelli (Hg.): Körper ohne Leben. Wien u.a. (Böhlau), 276-279.
- Roth, Ursula (2007): Bestattung. In: Handbuch Praktische Theologie. Gütersloh (Gütersloher Verlag), 458-469
- Sachau, Rüdiger (1989): Weiterleben nach dem Tod. Warum immer mehr Menschen an Reinkarnation glauben. Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus).
- Sax, Marja, Knaar Visser, Marjo Boer (1989): Zand erover? Amsterdam.
- Schilder, Christa (1998): Vorschriften und Empfehlungen für das Herrichten der Verstorbenen im Krankenhaus. In: Norbert Steffenelli (Hg.): Körper ohne Leben. Wien u.a. (Böhlau), 251-255.
- Sölle, Dorothee (1973): Leiden. Stuttgart (Kreuz Verlag).
- Steck, Wolfgang (1997): Die biographische Grabrede. Eine phänomenologische Rekonstruktion ihrer Genese. In: Volker Drehsen u.a. (Hg.): Der ganze Mensch. FS Dietrich Rössler. Berlin/New York (Kreuz Verlag), 263-303.
- Steffenelli, Norbert (Hg.) (1998): Körper ohne Leben. Wien u.a. (Böhlau).

Körperkonstruktionen in anatomischen Museen und Sammlungen

MARITA METZ-BECKER

1.

»Erkenne dich selbst.« Diese Aufforderung auf einem Apollontempel in Delphi, die über dem Eingang zu S.Th. Soemmerrings anatomischem Theater in Kassel hing und sich heute im Marburger Museum Anatomicum befindet, trug bedeutend dazu bei, die Entwicklung der Anthropologie als der Wissenschaft vom Menschen voranzutreiben und die Ergebnisse der anatomischen Forschung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auf dem Weg zum Verständnis des »ganzen Menschen« kam der Anatomie die Aufgabe zu, die Stellung des Menschen in der Ordnung der Lebewesen zu bestimmen und ihm seinen Platz in der Welt zuzuweisen. Die aufklärerischen Bestrebungen, auch Laien die Veränderungen im Verständnis des menschlichen Körpers zu eröffnen, kulminierten ab dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts nicht nur in anatomischen Lehrsammlungen, sondern auch in Museen, in denen menschliche Präparate und Wachsmodelle ausgestellt waren.

Insbesondere in den Städten bot sich nun für breitere Bevölkerungskreise die Gelegenheit, naturkundliche Sammlungen zu besichtigen und sich dem Anblick eines bleichen Weingeistpräparats oder des farbenfrohen, lebensechten Wachsmodells auszusetzen; der menschliche Leib war zum sinnlich fassbaren Ausstellungsobjekt geworden (Enke 2002).

Was im 18. Jahrhundert zögernd und zunächst nur für Fachleute und wenige interessierte Laien seinen Ausgang nahm, gipfelte am Ende des 20. Jahrhunderts in der spektakulären »Körperwelten-Ausstellung«, die in Deutschland zunächst in Mannheim, dann in vielen anderen Städten und Ländern, zu sehen war. Hunderttausende warteten geduldig in langen

Schlangen, um Einblicke in den toten Körper zu nehmen, wie sie einem laienhaften Publikum bislang nur selten möglich waren. »Die Ausstellung Körperwelten berührt ein Tabu« (Körperwelten 1997, 9), heißt es in der Einführung des Begleitkatalogs, und es wird im Fortlauf meines Beitrags zu fragen bzw. zu zeigen sein, ob sie nicht dieses Tabu sogar überschritten hat und auf welche Weise. Die Ausstellung will, so ihr erklärtes Ziel, zum Nachdenken auffordern über den Körper und seine Sterblichkeit, sie will ›aufklären‹ im besten Sinne, sie will den Tod als unvermeidbares Ereignis präsentieren und eine nüchterne Beziehung zu ihm herstellen. Ethische Bedenken sind den Ausstellungsmachern nicht gekommen¹, »die gezeigten Präparate«, betonen sie in der Vorrede, »verletzen die Würde des Menschen nicht« (vgl. a.a.O.). Schließlich habe der Mensch vor seinem Tode der Demonstration seines Körpers zugestimmt und die Präparate wahrten auch eine ausreichende Distanz zum Zeitpunkt des Sterbens, der in der Regel einige Jahre zurückliege. Außerdem würden die Leichname in einer kunstvollen Präparation gezeigt, dem sog. Plastinat, womit sie quasi zu Kunstgegenständen avancierten und doch gleichzeitig authentisch blieben. Ein Modell – und sei es noch so kunstvoll gearbeitet – bliebe immer unzulänglich im Vergleich zu den hier ausgestellten ›echten‹ Leichnamen.

Schauen wir uns im Kontrast zur Körperwelten-Ausstellung die Wachsfignrnsammlung des Museums La Specola in Florenz an. Im Jahre 1775 wurde dieses Museum erstmals für die Öffentlichkeit freigegeben, eine Innovation, die damals Ihresgleichen suchte. Die Errungenschaften der Naturwissenschaften allen Interessierten und nicht nur einer zahlenmäßig kleinen gebildeten Klientel zukommen zu lassen, war ein einzigartiges Unterfangen, das den Beginn der über ganz Europa sich ausbreitenden Sammlungen anatomischer Wachsfignrns markierte. So erteilte der österreichische Kaiser Josef II. für die militärische Medizinschule Wien 1781 den Auftrag, 1200 Wachsplastiken zu erstellen, die bald darauf in zwei Lieferungen auf dem Rücken von Maultieren von Florenz nach Wien gebracht werden konnten (Encyclopaedia Anatomica 1999, 34-35). Weitere Plastiken aus der Florentiner Werkstatt gingen nach Pavia, Cagliari, Bologna, Budapest, Paris, Uppsala, London, Leiden und andere europäische Städte. Ganz im Gegensatz zu den Initiatoren der Körperwelten-Ausstellung hatte Felice Fontana, der Begründer der Specola, es sich zum Ziel gesetzt, nicht Leichname zur Schau zu stellen, sondern »so viele anatomische Wachsmodelle wie nur irgend möglich zu schaffen, um einen Fundus für didaktische Zwecke einzurichten, der die direkte Exhumierung von Leichen für das Studium der Anatomie entbehrlich machen« (vgl. Encyclopaedia Anatomici-

1. Initiator der Ausstellung war Anatomie-Professor Gunther von Hagens am Institut für Anatomie und Zellbiologie der Universität Heidelberg.

ca 1999, 35f.) sollte. Die zeroplastische Werkstatt, die über ein Jahrhundert existierte, arbeitete auch nach dem Tod Fontanas (1805) konzentriert weiter (bis 1893), so dass sich heute im Museum La Specola in Florenz über 1400 Plastiken befinden – darunter 26 Statuen, 13 in stehender und 13 in liegender Position –, die in 562 Holzvitrienen präsentiert werden. Während Experten vor allem die wissenschaftliche Perfektion der Exponate hervorheben, steht für die meisten Besucher die künstlerische Leistung im Vordergrund, handelt es sich doch bei aller wissenschaftlicher Perfektion und didaktischer Strenge um Kunstwerke, hergestellt von bedeutenden Wachs bildnern, deren große Kunstfertigkeit sich noch im kleinsten Detail dokumentiert.

2.

Es sind also – und dies sollte anhand der beiden Beispiele deutlich werden – verschiedene Annäherungen an das Körperinnere des Menschen möglich: Einmal über den plastinierten Menschen wie ihn die Körperwelten-Ausstellung erstmals präsentiert, dann aber auch über das humananatomische Wachspräparat, das in den florentinischen Werkstätten des 19. Jahrhunderts zur Blüte kam. Im Folgenden möchte ich die beiden vorgestellten extremen Positionen im Kontext der heutigen medizinhistorischen Museen zur Diskussion stellen. Nicht wenige europäische Universitäten verfügen über eine medizinhistorische Sammlung, in der sowohl Wachspräparate als aber auch menschliche anatomische Feucht- und Trockenpräparate aufbewahrt und präsentiert werden. Die Anfänge der Sammlungen gehen in der Regel ins 18. Jahrhundert zurück, erreichen ihren Höhepunkt dann um die Mitte des 19. Jahrhunderts, bevor die Sammelleidenschaft der anatomischen Institute mit dem medizinisch-technischen Fortschritt des 20. und 21. Jahrhunderts und seinen neuen bildgebenden Verfahren sukzessive wieder abnimmt. Medizingeschichtliche Sammlungen spiegeln in besonderem Maße gesellschaftliche, soziale und technologische Entwicklungen einer Epoche wider. Es war vornehmlich das 19. Jahrhundert, in dem die stürmische Entwicklung der Medizin von der alten ›Heilkunst‹ zu einer naturwissenschaftlich orientierten, auf reproduzierbare Erkenntnisse gestützten Wissenschaft, stattfand. Die vor diesem Hintergrund einst in wissenschaftlicher Strenge für die Lehre – nicht für die breite Öffentlichkeit – konzipierten und unter didaktischen Gesichtspunkten angelegten Sammlungen, tragen heute eher geschichtlichen Charakter. Mit den neuen bildgebenden Verfahren in der Medizin verloren anatomische Sammlungen für den universitären Unterricht an Bedeutung und konnten als medizinhistorische Museen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Trotz neuer bildgebender Verfahren aber speist sich unser modernes Körperbild noch immer aus den toten Körpern der Anatomie. »Der tote Körper«, so der Philosoph und Soziologe Dietmar Kamper, »ist im verbindlichen Menschenbild der Moderne zum Tragen gekommen« (Kamper 2000, 37). Mit der Zurschaustellung des toten Körpers begann nach Kamper der »Terror der Sichtbarkeit«: Denn »nur das, von dem es ein Bild gibt, hat Realität« (a.a.O.). Damit, könnte man folgern, besteht der Körper für den modernen Menschen aus der Summe seiner Teile, ist er eine funktionierende Maschine.

War bis zum Ende des 19. Jahrhunderts der Blick unter die Haut des Menschen nur bei der Autopsie, der Zerstückelung des Leichnams, möglich, wurde im 20. Jahrhundert ein weiterer Zugang zum Körperinneren geschaffen: Neben das anatomische Wachsmo­dell und das originale menschliche Präparat trat ein digitales Abbild vom Inneren des Menschen. All diese »Bilder« aber entlarvt Kamper als »leichenhafte«, »die in der unmittelbaren Tradition der Leichensektionen europäischer Anatomietheater stehen und vom eigentlichen lebendigen Körper weg­führen oder ihn verdrängen« (a.a.O., 9).

Diese provokante These führt – so meine ich – zu der Frage, woher unsere Körperbilder eigentlich stammen und wie sie sich im Laufe der letzten 200 Jahre verändert bzw. neu inszeniert haben. Es muss davon ausgegangen werden, dass die Darstellungen des menschlichen Körpers starken kulturellen Unterschiedlichkeiten und historischen Wandlungen unterliegen. Ferner gilt es zu bedenken, dass die neuen wissenschaftlichen Deutungen auch an der Herstellung und Verfestigung der Geschlechterordnung beteiligt sind (Zimmermann 2002, 108).

3.

Den Blick ins Körperinnere wagten die Menschen lange nicht. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein genügte den Ärzten der theoretische Glaube an die Humorallehre des antiken Arztes Galenus (131-201) und sie verabscheuten eine auf das Innere des Menschen gerichtete empirische Praxis (Schenda 1998, 25). Anatomische Eingriffe galten den Medizinern bis dahin – wie auch der Bevölkerung – als sündhaft, weil man sich eine integrale glorreiche Auferstehung des von Anatomen missbrauchten Körpers gar nicht vorstellen konnte (Metz-Becker 1997, 192-200). Es wagten sich auch nur wenige Ärzte an das Abenteuer der Eröffnung menschlicher Leichen. Eine Sektion war immer ein Spektakel, meist ein Lehrschauspiel im anatomischen Theater für Fachleute und Medizinstudenten. So seziierte der Kopenhagener Anatom Thomas Bartholinus (1616-1680) als einer der

ersten öffentlich die Leiche einer 16-jährigen Frau, die wegen Kindsmord kurz zuvor geköpft worden war. Nach dem 30-jährigen Krieg häuften sich dann anatomische Entdeckungen (vgl. Schenda 1998, 26f.), doch blieb eine Leichensektion noch immer die Ausnahme. Selbst im 18. Jahrhundert, als vor dem Hintergrund der Aufklärung die ersten medizinischen Institute entstanden und die Verwissenschaftlichung ärztlicher Disziplinen voranschritt, waren Leichenöffnungen selten. Die stete Klage um die wenigen ›Cadavera‹ durchzieht das Aktenmaterial aller anatomischen Institute (Kolling 2000). Doch mit der Aufklärung entstand ein neuer, spezifischer ärztlicher bzw. klinischer Blick auf den menschlichen Körper. Die Geburt der Klinik, wie sie bei Foucault (Foucault 1988) beschrieben ist, das Krankenhaus als Ort klinischer Erfahrung, führte zu einer Betrachtungsweise, die die Individualitäten von Patientinnen und Patienten ausblendete und einen isolierten, objektivierten, materialen Körper kreierte (Duden 1987, 15). Dieser Medikalierungs- und Hospitalisierungsprozess löste den Menschen aus seinem familiären Umfeld und brachte ihn in einem Akt struktureller Gewalt in die Institution Klinik, in der er vom Menschen zum Patienten wurde und damit – zumindest unter dem ärztlichen Blick – zum wissenschaftlichen Objekt (vgl. Foucault 1988, 123ff.). Die systematisch und etatistisch denkenden Ärzte des 18. und 19. Jahrhunderts verfolgten die Absicht – Johann Peter Frank erklärt dies sehr ausführlich in seiner 6-bändigen ›Medizinischen Polizey‹ (Frank 1779-1788) –, die Patienten zu Objekten einer streng aufgebauten medizinischen Staatswissenschaft zuzurichten. Aber offenbar ließ der menschliche Körper sich nicht so traktieren, wie die jeweilige offizielle Doktrin es gerne gesehen hätte. Es ist ein starker Rest von Eigen-Sinn festzustellen, der sich in Eigenwilligkeit, Halsstarrigkeit, Dickköpfigkeit, Wehrhaftigkeit widersetzt (Schenda 1998, 32f.). Das Ansinnen, den Körper medizinischen Studienzwecken zur Verfügung zu stellen, stieß beispielsweise in der Bevölkerung auf vehemente Ablehnung, so dass das Klagen über den chronischen Mangel an Leichen in der Korrespondenz fast aller anatomischen Lehrsammlungen des 18./19. Jahrhunderts notorisch ist. Nachdem die verstorbenen Insassen aus Zucht- und Armenhäusern, Kranken- und Irrenanstalten, Gebärdinstituten und Arbeitshäusern nicht ausreichten, verabschiedete z.B. die hessische Regierung im beginnenden 19. Jahrhundert ein Gesetz, auch Selbstmörder »an die Anatomie nach Marburg abzuliefern« (Kolling 2000, 157).

Da der gewünschte Erfolg noch immer nicht eintrat, erneuerte das Innenministerium am 15.2.1822 das »Ausschreiben die zur Anatomie in Marburg abzuliefernden Leichname betreffend«, in dem es heißt, dass

»durch allerhöchste EntschlieÙung Seiner Königlichen Hoheit des Kurfürsten die Befugnis ertheilt worden ist, die Leichname der in Armen- oder Kranken-An-

stalten der Provinz Oberhessen ganz oder zum größten Theile auf öffentliche Kosten verpflegten und darin verstorbenen Personen, so wie alle in der gedachten Provinz auf öffentliche Kosten zu beerdigenden Todten, in so fern nicht ein schleuniges Begraben durch Rücksichten der Gesundheits-Polizei in einzelnen Fällen geboten würde, zur Zergliederung zu benutzen. Es soll daher alsbald nach erhaltener Nachricht von dem Tode einer solchen Person durch den Vorstand der betreffenden Anstalt oder Gemeinde, bei Vermeidung einer Geldstrafe von zwanzig Thalern zum Besten des genannten Institutes, bei diesem angefragt werden, ob der Leichnam zu jenem Zwecke verlangt werde, in welchem Falle dessen Abholung binnen den nächsten drei Tagen, auf eine anständige Weise und unter den zur Verhütung von Ansteckung etwa nöthigen besonderen Vorsichtsmaasregeln, von dem anatomischen Institute zu bewirken ist.« (Sammlung von Gesetzen, Verordnungen, Ausschreiben und sonstigen allgemeinen Verfügungen für die kurhessischen Staaten 1820-1822, 6-7)

4.

Trotz dieser umfangreichen Regelung blieb jedoch das Problem des ständigen Leichenmangels für die Anatomie bestehen. Auch in anderen europäischen Ländern sah es nicht anders aus. Für England ist überliefert, dass der Mangel so groß war, dass Nachschub nur durch Diebe, die frische Gräber ausnahmen und die Leichen an Londoner Anatomen verkauften, einigermaßen gesichert war (Porter 2000, 320). Dies verweist auf eine starke Resistenz in der Bevölkerung, der trotz vermehrter Verfügungen und verstärkter Kontrollen nicht beizukommen war (Kolling 2000, 161ff.). Spezielle Untersuchungen zu der fehlenden gesellschaftlichen Akzeptanz ergaben, dass die Verwandten der Verstorbenen in der Regel von ihrem Vetorecht Gebrauch machten und der Ablieferung der Leichen an die Anatomie widersprachen. Eine schnelle Beisetzung auf dem heimischen Friedhof – auch wenn in diesem Fall die Beerdigungskosten selbst zu tragen waren – war das, was sie in die Wege leiteten. Das »Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten« in Berlin hält »diese Erscheinung in hohem Maße [für] auffällig und bedauerlich. Bei weiterer Andauer solcher Verhältnisse«, fährt der Bericht vom 14. März 1900 fort, »wird in kürzester Zeit auch die bis dahin geübte äußerste Sparsamkeit in der Verwendung des Leichenmaterials nicht mehr genügen, es werden in dem praktisch-anatomischen Unterricht Unterbrechungen eintreten müssen, die aus Materialmangel entspringen« (Kolling 2000, 163). Die wenigen in der Marburger Anatomie seziierten Leichen stammten denn auch, wie nicht anders zu vermuten, aus den kurhessischen Straf- und Besserungsanstalten, insbesondere aus dem »Stockhaus für Eisengefangene«

(Kolling 2000, 163). Die anatomischen Exponate des medizinischen Museums der Universität gehen folglich auf diese unfreiwillig seziierten Verstorbenen zurück. Doch machen sie bei näherer Betrachtung nur einen Teil der Sammlung aus. Eine Vielzahl von Präparaten stammt darüber hinaus noch aus dem Gebärdhaus, der Vorläuferinstitution der späteren Frauenklinik, die ihre eigene Lehrsammlung unterhielt, die sie später an das Museum Anatomicum abgab.

Das Marburger Gebärdinstitut – übrigens eines der frühesten Einrichtungen dieser Art in Europa – verfügte über mehrere Sezierräume und lieferte seine anfallenden Leichen zwecks eigener wissenschaftlicher Untersuchungen nicht an die Anatomie. Der sich hieran entfachende Streit mit den Kollegen der Anatomie durchzieht ebenfalls Aktenberge (Metz-Becker 1997, 61ff.). Erst kürzlich wurde diese historische Sammlung zur Geburtsmedizin in Marburg aufgearbeitet und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Spektakulärstes Exponat der Sammlung dürfte das »Marburger Lenchen« sein, eine im Sagittalschnitt durchtrennte Schwangere mit dem Fötus im Geburtskanal. Die schwangeren Frauen der Gebärdanstalten wussten zwar, dass ihr Körper im Todesfall anatomischen Studienzwecken zufallen würde, hofften aber freilich darauf, den Aufenthalt im Accouchirhaus zu überleben. Überdies suchten nur die Ärmsten der Armen, die Verlassenen und Obdachlosen diese Einrichtung auf, denn eine öffentliche Geburt galt den Zeitgenossen als Gipfel der Unmoral, so dass die Frauen, die hier niederkamen, als »liederliche Weibsstücker« (Metz-Becker 1997, 63f.) gebrandmarkt wurden.

Abbildung 1: »Das Marburger Lenchen«, Totalpräparat einer Schwangeren, Museum Anatomicum Marburg (Foto: Metz-Becker, Privatbesitz)



Die Geburt der Klinik im 19. Jahrhundert lässt sich somit auch als ›Medikalisierung der Armut‹ begreifen – wohlhabende Bürger und Bürgerinnen und auch die noch stark in Traditionen verankerte Landbevölkerung hielten sich von Einrichtungen dieser Art fern. Es waren die Kriminellen, die Unbehausten, die Vogelfreien, die Ausgestoßenen, an deren Körpern studiert und deren Leib geöffnet und zur Schau gestellt werden konnte. Es ist offensichtlich, dass noch am toten Körper dieser Kranken-, Irren- und Zuchthausinsassen staatlicher- und ärztlicherseits Gewalt ausgeübt wurde. In Mainz befand sich die Anatomie sogar gleich im Zuchthaus: »Sie war«, schreibt der Medizinhistoriker Aumüller, »im Zuchthaus in der Weintorstraße nahe des Rheins untergebracht« (Aumüller 1970, 152). Das Anatomie-Gesetz sah hier außerdem vor, dass neben Armen- und Zuchthäuslern noch alle verstorbenen unehelichen Kinder der Anatomie zuzuführen seien (a.a.O., 154). Als man das anatomische Institut später ins Krankenhaus des Reichklaraklosters verlegen wollte, gab der Dekan zu bedenken, dass dies »dem guten Ruf des Hospitals nachteilig seyn würde: denn der Kranke aus dem großen Volkshaufen geht nicht gerne in ein Hospital, in welchem er fürchtet, nach seinem Tode zerschnitten zu werden« (a.a.O., 157).

5.

Ich denke, es ist hinreichend deutlich geworden, dass mit der naturwissenschaftlichen Grundlegung der Medizin um 1800 auch – und vor allem – die sezierende Anatomie einherging. Unsere heutige Vorstellung vom Körper ist von dieser anatomisch-physiologischen Betrachtungsweise geprägt; bis in die Begrifflichkeit hinein ist von ihr das medizinische Wissen geformt. Genauso hat sich aber auch herauskristallisiert, dass der Prozess der Medikalisierung kein einseitiger ist und war und dass es Konfliktfelder gab, in denen die an diesem Prozess Beteiligten ihre jeweiligen Positionen aushandeln und umdefinieren mussten. So artikulierten die Betroffenen durchaus ihr Recht auf Unversehrtheit und verliehen ihrer Abscheu vor der Anatomie Ausdruck, indem sie auf der Beisetzung des intakten Körpers bestanden. Der medizinische Diskurs der Aufklärung vermochte die Einstellung der Bevölkerung in dieser Frage jedenfalls nicht zu verändern.

So haben sich auch heutige Museumsleute und Ausstellungsmacher darüber Klarheit zu verschaffen, wie und ob sie die überlieferten Körper und Körperteile aus den anatomischen Sammlungen der Öffentlichkeit präsentieren. Ist es ethisch vertretbar, den geschundenen Leib noch ein weiteres Mal zu traktieren und öffentlich vorzuführen? Besteht andererseits vielleicht sogar die ethische Pflicht, mit solchen Ausstellungen ein Stück Wissenschaftsgeschichte darzulegen und transparent zu machen?

Oder muss der vielfach anklingenden Forderung Rechnung getragen werden, menschliche Präparate zu bestatten? Ist gar die gegenwärtige öffentliche Zurschaustellung kürzlich verstorbener und dann plastinierter Menschen ethisch vertretbar – in einem Zeitalter, in dem der medizinische Laie beispielsweise ebenso durch digitale bildgebende Verfahren »aufgeklärt« werden könnte? Warum, muss man sich fragen, kann die Ausstellung Körperwelten viele Millionen Besucher ansprechen? Wird hier der konservierte Leichnam etwa zum Material für Sensationslust? Dann bleibt nicht zuletzt die Frage offen, ob dieser Sensationslust zu genügen auch im Sinne der Körperspender gewesen sein mag. Gegenwärtige und zukünftige Ausstellungsprojekte dieser Art werden sich an solchen Fragen nicht vorbeischieben können.

In Marburg hat man sich dafür entschieden, die menschlichen Präparate öffentlich zu zeigen, sie aber gleichzeitig rigoros in den historischen Kontext zu betten und mit Text- und Schautafeln deren Entstehung zu erläutern.

Die Ausstellung zur Geschichte der Geburtsmedizin beispielsweise umfasst fünf verschiedene Komponenten:

- Die Kulturgeschichte der Geburt und bedeutender Hebammen vor der Verwissenschaftlichung des Fachs (Marburger und Gießener Ehrendoktorinnen etc.)
- Die Marburger Accouchiranstalt unter Georg Wilhelm Stein d.Ä. und seinen Nachfolgern (Porträts bedeutender Medizinprofessoren und ihrer Leistungen; Briefe, Dokumente etc.)
- Entwicklung der Embryologie und Teratologie. Funktionelle Anatomie des Beckens und der Geburtswege (anatomische Wachsmodelle, Atlanten, fötale Entwicklungsstadien, Feuchtpräparate, wissenschaftliche Literatur etc.)
- Pathologische Anatomie (Feucht- und Trockenpräparate, anatomische und pathologische Präparate, Bücher etc.)
- Medizintechnik – geburtshilfliches Instrumentarium (Zangen, Perforationsinstrumente, Kaiserschnittmesser etc.)

Die an den Wänden und in den Vitrinen angebrachten Texte und Abbildungen thematisieren die Geschichte der Marburger Geburtsmedizin von ca. 1792 bis 1900. Dabei werden die philosophischen und wissenschaftshistorischen Hintergründe (Aufklärung) ebenso erläutert wie konkrete medizinische Verbesserungen (langfristige Senkung der Mütter- und Säuglingssterblichkeit), aber auch die Janusköpfigkeit aufklärerischen Fortschrittdenkens (hohe Mortalitätsraten in den Kliniken; Medikalisierung lediger verarmter Schwangerer etc.).

Abbildung 2: Embryonalentwicklungsstadien aus dem frühen 19. Jh., Museum Anatomicum Marburg (Foto: Metz-Becker, Privatbesitz)



Abbildung 3: Ärztliches Embryotomiebesteck, 19. Jh., Museum Anatomicum Marburg (Foto: Metz-Becker, Privatbesitz)



Auf diese Weise werden medizin- und wissenschaftsgeschichtliche Zusammenhänge des 19. Jahrhunderts mit Aspekten der Alltagskultur in Beziehung gesetzt und transparent gemacht.

Wissenschaft tritt dann heraus aus ihrem Elfenbeinturm und bezieht die Besucher und Besucherinnen ein in die komplexe Diskussion über die moralische Vertretbarkeit von Ausstellungen dieser Art. Damit folgt das

Ausstellungsprojekt dem bekannten Spannungsbogen zwischen Theorie und Praxis; es agiert an der Schnittstelle von Wissenschaft und Öffentlichkeit und möchte erreichen, dass beide aufeinander einwirken und sich gegenseitig durchdringen. Es versteht sich von selbst, dass eine Ausstellung nicht zur Objektschau degradiert werden darf, sondern vielmehr in der Lage sein muss, menschliche Situationen und Verhältnisse einzubeziehen und aufzuzeigen. Dabei wird freilich eines ihrer Ziele auch sein, Breitenwirkung erzielen zu wollen, aber nicht publikumsträchtige Spektakel. Das Gieren nach raschen Effekten kann nicht Sache wissenschaftlicher Museen sein. Die öffentlichkeitswirksame Aufbereitung von Forschungsergebnissen zur musealen Präsentation ist ein verantwortungsvolles Unterfangen, das empathisches Vermögen fordert und vom Subjekt geprägt ist. Unser Fach, die Kulturwissenschaft, mit ihrer prinzipiellen Affinität zum Museum, betrachtet die Konzeption von Ausstellungen als wesentlich zu seinem wissenschaftlichen Aufgabengebiet gehörig. D.h., dass das Prinzip Anschauung sowohl in Forschung und Lehre als auch in der öffentlichen Vermittlung von Forschungsergebnissen eine entscheidende Rolle spielt. Für eine medizinhistorische Ausstellung, die fachinterne Grenzen überschreiten will und den interdisziplinären Dialog sucht, kann somit gerade die Kulturwissenschaft weiterführende Fragestellungen entwickeln und vielleicht überraschende Antworten finden.²

Literatur

- Aumüller, Gerhard (1970): Zur Geschichte der anatomischen Institute von Kassel und Mainz. In: Walter Artelt, Heinz Goerke, Edith Heischkel, Gunter Mann (Hg.): *Medizinhistorisches Journal*. Hildesheim, New York (Steiner), 145-160.
- Duden, Barbara (1987): *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Enke, Ulrike (2002): *Von der Schönheit der Embryonen*. In: Barbara Duden: *Geschichte des Ungeborenen*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 205-235.
- Encyclopedia Anatomica. Museo La Specula Florence* (1999). Köln, London, Madrid, New York, Paris, Tokyo (Taschen).
- Frank, Johann Peter (1779-1788): *System einer vollständigen medicinischen Polizey*. Mannheim (Schwan & Götz).

2. Ein neuer Ausstellungskatalog ist in Zusammenarbeit mit Marita Metz-Becker in Vorbereitung und wird voraussichtlich 2009 erscheinen.

- Foucault, Michel (1988): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Kamper, Dietmar (2000): Der Körper als Leiche. Menschenbilder vom Anatomietheater. In: La Specula – Anatomie in Wachs im Kontrast zu Bildern der modernen Medizin. Deutsches Museum Bonn, 31-37.
- Kolling, Hubert (2000): »Damit es bei der Universität zu Marburg an Gelegenheiten nicht fehlen möge, die Zergliederungskunst zu üben...«. Die Abgabe von Leichen an das Anatomische Institut der Philipps-Universität Marburg. In: Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, Band 105, 149-169.
- Körperwelten. Einblicke in den menschlichen Körper (1997): Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Institut für Plastination (Hg.). Heidelberg (Springer).
- Metz-Becker, Marita (1997): Der verwaltete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebärhäusern des frühen 19. Jahrhunderts. Frankfurt, New York (Campus).
- Porter, Roy (2000): Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute. Heidelberg, Berlin (Spektrum Akademischer Verlag).
- Regierungsausschreiben des Ministers des Inneren vom 15.ten Februar 1822. In: Sammlung von Gesetzen, Verordnungen, Ausschreiben und sonstigen allgemeinen Verfügungen für die kurhessischen Staaten, Bd. 3 (1820-1822).
- Schenda, Rudolf (1998): Gut bei Leibe. Hundert wahre Geschichten vom menschlichen Körper. München (C.H.Beck).
- Zimmermann, Anja (2002): Andere Körper. Konstruktionen von Weiblichkeit in anatomischen Modellen und Illustrationen seit dem 18. Jahrhundert. In: Jan Gerchow: Ebenbilder, Kopien von Körpern – Modelle des Menschen. Ruhrlandmuseum Essen (Hatje Cantz), 107-114.

Mediale Visionen des postbiologischen Körpers

PETRA MISSOMELIUS

Dieser Essay betrachtet Technik-Körper-Konfigurationen im Spannungsfeld alter und neuer Phantasmen von der Überwindung des Biologischen. Vor und nach der Jahrtausendwende ist die Neuordnung der Verhältnisse zwischen Technik und Körper als komplexe Thematik in zahlreichen Ausstellungen, Tagungen und Publikationen¹ manifest. Dies wirft die Frage auf, ob aktuell kursierende Körperkonzepte eindeutig einer historischen Entwicklung zuzuordnen sind und ob Kontinuitäten in der medialen Verhandlung dieser Körperkonzepte festzustellen sind. Der enge Zusammenhang zwischen Körper- und Mediendiskursen wird deutlich, wenn man bedenkt, dass Erzählungen über artifizielle Körper auch immer Geschichten über die Entstehungsbedingungen von Körperkonzepten und der Macht durch sowie über Körper sind (Foucault 1978). Bereits in der Literatur sowie im Film, und nicht erst mit der elektronischen Telepräsenz und der virtuellen Realität, wurden Möglichkeiten außerkörperlicher Erfahrung ausgelotet.

Medientechnologien wiederum definieren sich stark über die Wechselwirkungen mit dem menschlichen Körper und hierdurch mit den Körperkonzepten, die in diesen zum Ausdruck kommen. Der Körper und seine Verortung im medialen Dispositiv spielt eine zentrale Rolle in der Kon-

1. Jüngste Ausstellungen wie *Zukunft des Körpers* und die Filmreihe *Leben erfinden* im Frankfurter Filmmuseum, Gunther von Hagens' *Körperwelten (Körperwelten und der Zyklus des Lebens 2009)* und die Ausstellung *Echte Körper* in Magdeburg 2009, die *interdisziplinäre Tagung: Körper, Geschlecht, Technologie* an der FU Berlin 2008, die diesem Band zugrunde liegende Tagung *Körperdiskurse* sowie die Publikationsreihe *Körperkulturen* im transcript Verlag.

zeption visueller Apparate (Hick 1999). Auf inhaltlicher Ebene transportieren Medien Körperbilder und sind damit eingebunden in kulturelle und gesellschaftliche Kontexte. Einerseits etablieren sie Normen, während sie andererseits Körper ausstellen, die außerhalb dieser liegen und exponieren deren Monstrosität (vgl. Ochsner 2008, Schumacher 2008).

Der Mensch als Homo Inermis, als Mängelwesen, ist eine Mitte des vergangenen Jahrhunderts postulierte Diagnose des Anthropologen Arnold Gehlen (Gehlen 1961). Anknüpfend an die Formulierung des Mängelwesens Johann Gottfried Herders bildet dies bei Gehlen die (genetische) Grundlage für die Institutionenbedürftigkeit des Menschen, die eine stabilisierende Funktion übernimmt sowie die Rechtfertigung dafür ist, dass er zur Naturbeherrschung gezwungen sei. Die Reizüberflutung, welcher der Mensch im Gegensatz zum Tier nicht gewachsen sei, habe zur Überlastung geführt. Daraufhin habe der Mensch als Prometheus eine Art »zweite Natur«, eine Kultur mit stabilisierenden Institutionen, Normen und Werten, entworfen. Diese bereits in den 1960er Jahren umstrittene Position scheint erneut an Aktualität zu gewinnen, beobachtet man die derzeitige Wertediskussion und den prekären Status des biologischen Körpers.

Der Diskurs um Maschinenmenschen entbrennt, so Randi Gunzenhäuser (Gunzenhäuser 2006, 10), sofern kein gesellschaftlicher Konsens über die Norm des Menschlichen besteht. In solchen Zeiten erweisen sich Körper und deren Wahrnehmungen als trügerisch. Eine Unterscheidung zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem wird problematisch. Angesichts der oft betonten Dichotomie Natur versus Technik ist zu beachten, dass die Natürlichkeit der »Natur« und der »Natur des Menschen« hingegen selbst schon als ein nachträglich aus der Kultur heraus entstandener Entwurf des Menschen zu verstehen ist (vgl. Haraway 1995).

Die nachfolgende Darstellung spannt einen breiten Bogen, um Körperkonzepte auf ihre historischen und medienspezifischen Zusammenhänge zu untersuchen. Machtanalytische oder diskurstheoretische Aspekte werden dabei zwar berührt, können aber hier nicht systematisch entfaltet werden.

Körpermanipulationen

Wenden wir uns zunächst dem Verhältnis von Körperkonzepten und Körperpraktiken im Feld der Subjektivierung und Identität zu. Dem Individuum scheint sich ein großer Gestaltungsspielraum hinsichtlich seines eigenen Körpers zu offenbaren. Deshalb müsste es heute nicht »Kleider machen Leute« heißen, sondern »Körper machen Leute«.

In der Selbstgestaltung kommt sowohl die eigene Verantwortlichkeit

sowie die Machbarkeit gegenüber dem eigenen Körper zum Tragen. Dazu gehören neben der Mode als temporäres Gestaltungsmittel die Körper-selbstarbeit in Form von Sporttraining². Diese Bestrebungen finden ihre Fortführung in kleinen Eingriffen, Korrekturen und Manipulationen des Körpers. Dies kann das Permanent Make-up sein, welches verspricht, den Menschheitstraum ewiger Schönheit wahr werden zu lassen und den Effekt hat, in jeder Lebenslage perfekt geschminkt auszusehen. Derlei Angebote sind wahrzunehmen bei kommerziellen Anbietern mit klangvollen Namen wie ›Beautyemancipation‹ oder ›Körperkult‹. Unter Lokalanästhesie werden Augenbrauen ausgedünnt oder nachgezeichnet, Lidstriche mit Farbpigmenten dauerhaft unter die Haut gebracht, Lippenformen korrigiert und schattiert. Wellness und Optimierungen durch Fasten, Vitamin-kuren sowie Massagen etc. haben in den letzten Jahren Konjunktur. Der Mensch arbeitet (ob am Maschinenmenschen oder seiner eigenen Biomasse) ständig an der Perfektionierung und Überschreitung der Natur.

Eine weitere Form der individuellen Körpergestaltung zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist das individuelle Schmücken des Körpers mit anorganischen Materialien wie Tattoos, Piercings, Implantaten³ und Brandings⁴. Wurde die Tätowierung in ihrer Blütezeit zwischen 1870 und 1910 noch als sprachloser, bildhafter Protest getragen, so haben die ästhetisch bedingten Veränderungen der Haut diese Konnotation eingebüßt und sind »ins Akzeptabel-Zeitgeistgemäße gewendet« (Spamer 1993, 14). Das neue Interesse an diesen zum Teil auf alten Traditionen aufbauenden Techniken der Körperverzierung ist eingebunden in eine Form der Selbstdarstellung. Sie haben zumeist dekorative Funktion und werden zur Steigerung der Attraktivität eingesetzt.

Schmerzhaft und langfristig sind darüber hinaus die jüngst populär gewordenen operativen Eingriffe der Schönheitschirurgie und der plastischen Chirurgie in die Unversehrtheit des biologischen Körpers.

Die Arbeit am Selbst wird besonders in zwei Doku-Fernsehserien zum Körper-›Upgrading‹ medial inszeniert und hat zu einigen kontroversen Diskussionen geführt (Villa 2008). Es handelt sich um die Formate *The Swan – Endlich Schön* (Pro 7, 2004) sowie *Spieglein, Spieglein...* (VOX, 2008). In diesen medialen Events kann der Zuschauer verfolgen, wie sich die – weiblichen – Teilnehmer darum bemühen, zu einem besseren, erfolg-

2. Die vielsagenden Bezeichnungen solcher Angebote, die dem Körper »wieder Kontur verleihen« sollen, lauten beispielsweise ›body forming‹, ›body styling‹, ›body shape‹ und ›body attack‹.

3. Unter die Haut implantierter Schmuck oder etwa das Einsetzen von ›Vampirzähnen‹.

4. Das Einbringen von Ziernarben (Muster, Schriftzüge) in die Haut.

reicheren und ›schöneren‹ Leben zu finden. Auffallend geprägt von medialen Vorbildern streben die Teilnehmer implizit um soziale Zugehörigkeit und Anerkennung. Die ›Operation Schönheit‹ ist zur Ideologie erhoben und die Modellierung der gottgegebenen Schöpfung im Zuge der Erosion religiöser Legitimationen wird nun gemäß der medial verbreiteten Schönheitsideale als schöpferischer Akt an der zu optimierenden Biomasse empfunden. Die Teilnehmerinnen der Shows werden schrittweise auf ihren Körper reduziert, »der als Austragungsort der Ablösung vom alten und der Instituierung des neuen Selbst inszeniert wird« (Strick 2008, 205). Dieser Körper erscheint als Ansammlung zu korrigierender Fehler und Baustellen. Simon Strick bezeichnet diese Reduktion des Körpers als den »Umschlagpunkt«, in dem ein Nullpunkt des Selbst erreicht wird (Strick 2008, 208). Die Kandidatinnen erleiden im Verlauf der Show einen Passionsweg, auf dem der Schmerz als »Leistung und Investition« notwendig ist, um das neue »Geschlechtself« zu erwirtschaften (Strick 2008, 206).

Der Kritik an der Selbstgestaltung des Menschen tritt Jens Heisterkamp entgegen. Die Kenntnis des genetischen Codes, der biologischen Gesetze, die jedes Detail der menschlichen Erscheinungsform festlegen, eröffne dem Menschen neue Dimensionen zur »Selbstbestimmung«, welche das Recht beinhalte, »Zufall durch Selbstschöpfung abzulösen« (Heisterkamp 1998, 265). Er geht so weit, eine bessere Zukunft für die Menschheit zu prognostizieren: »Mehr Wissen und mehr Gemeinsinn – die Gentechnik liefert die Mittel, das, was bisher nur Ideal war, wirklich Fleisch werden zu lassen und diese bessere Menschheit zu schaffen.« (Heisterkamp 1998, 266). Als ein Gebot für den Menschen des 21. Jahrhunderts, seine Kreativität zur Optimierung der eigenen Gattung zu nutzen, bezeichnen Bioethiker diese Situation (Siep 2006, 22). Schließlich bietet die persönliche Verfügung über den eigenen Körper zumindest theoretisch die Möglichkeit, sich von gesellschaftlichen Ordnungsdiskursen zu distanzieren, und offeriert somit auch die Möglichkeit zur Selbstermächtigung.

Kunstkörper und Grenzüberschreitungen

Das Aufgreifen dieser Thematik in der Medienkunst konfrontiert die Betrachter und Besucher mit Widerstandsartikulation ganz anderer Art. Seit den Anfängen der körperbetonten Performancekunst malträtieren Künstler ihren Körper mit Messern, Scherben, Peitschen, Strom, Waffen, Drogen und plastischer Chirurgie. Im Folgenden werden drei künstlerische Positionen, die Selbstverletzungen und Körpermodifikationen thematisieren, herausgegriffen und genauer betrachtet.

In den Diskussionen um Schönheitschirurgie wird gerne Bezug auf die

Chirurgie-Performances der umstrittenen Künstlerin Orlan genommen. Nach dem Motto ›my body is my software‹ unterzog sie sich in den 1990er Jahren einer ganzen Reihe aufwändiger gesichtschirurgischer Eingriffe, die jeweils als Performances mit Lesungen, Showelementen und theoretischen Statements inszeniert waren, um einem am Computer entworfenen weiblichen Bild aus Ikonen der abendländischen Malerei (Diana, Europa, Mona Lisa, Psyche und Venus) zu gleichen. Damit schuf sie sich selbst als Kunstwerk, der Operationssaal dient hierbei als Atelier, die Chirurgen sind in Haute Couture gehüllt. Der Operationssaal wird zum Ort glamouröser Handlungen, Abfallprodukte wie Hautreste und Mullbinden werden als Exponate in Galerien ausgestellt. Nicht ein Schönheitsideal sei Antriebsmotor für sie, sondern der mythologische Gehalt der Vorlagen sowie der Wunsch, Innen und Außen in Deckung zu bringen. Sie postuliert: »Meine Arbeit steht im Kampf gegen das Angeborene, die Natur und Gott!« Entgegen der eben dargestellten TV-Inszenierungen von *The Swan – Endlich Schön* und *Spieglein, Spieglein...* spielen Schmerzen in diesen live in Galerien der Welt übertragenen Extremperformances eine untergeordnete Rolle, denn die lediglich lokal anästhesierte Künstlerin steuert das Geschehen und gibt bei vollem Bewusstsein Handlungsanweisungen an die Anwesenden. Orlan entweiht das Tabu der Unantastbarkeit des Körpers und sprengt die Moralvorstellungen des Publikums. In ihrer Thematisierung des Komplexes ›Operation Schönheit‹ treibt sie die Fragen nach dem Anteil des Medizinischen und des Lebensstils bei derartigen Eingriffen sowie den Status der Operierten als Patientin oder Auftraggeberin auf die Spitze.

Abbildung 1: Die Künstlerin Orlan während einer OP-Performance



Der 1946 geborene australische Künstler Stelarc alias Stelios Arcadiou ist heute eine Ikone des Cyborg-Diskurses. Gemäß seines Mottos »The Body is Obsolete« geht er in der Nutzung des Körpers als Schnittstelle avancierter Medientechnologien bis aufs Äußerste. Der menschliche Körper, so Stelarc, sei minderwertig, nicht mehr zeitgemäß, labil und emotional. Es sei purer Anachronismus, der uns am individuellen Körper festhalten lasse. Zunächst begann er in seinen künstlerischen Arbeiten mit der Visualisierung und Hörbarmachung des Körperinneren. Dann arbeitete er in dem *Third Hand*-Projekt an einer evolutionären Weiterentwicklung des Menschen, indem er eine Roboterhand an seinem Unterarm befestigt, die er mit Muskelsignalen steuern kann. In seinen *City-Suspensions* der 1980er Jahre lässt er sich mittels Stahlseilen, die einerseits mit Haken in der Haut des Rückens und der Beine, andererseits in über 50 Meter Höhe an Hausfassaden befestigt sind, waagrecht zwischen Hochhäuser aufspannen. Dabei geht es ihm darum, die Erdanziehung zu überwinden und damit auch einem Zustand von Ent-Körperlichung nahe zu kommen. Sein Körper wird in der Performance *Ping Body* (1996) zu einem Bestandteil eines Medienkomplexes. Er ist in interaktive Rückkoppelungsprozesse eingebunden, in denen er die individuelle Kontrolle desselben aufgibt und beispielsweise via Internet steuerbar ist. Mit Hilfe der Biotechnologie lässt er ein kleines drittes Ohr aus Zellmaterial züchten und es sich in den Unterarm implantieren.

Abbildung 2: Stelarc: *1/4 Scale Ear*, 2003



Der Zuschauer dieser Performances ist hin- und hergerissen zwischen Schock, Ekel, Schaulust und Empörung. Die Botschaft des künstlerischen Re-Designs Stelarcs wird jedoch durch seine eigene Person wiederum irri-

tierend gebrochen. Erscheint er selbst als schwächlicher Mann mit irrsinnigem Lachen, fast wie der verrückte Wissenschaftler im Film, so ironisiert er doch die neuen Möglichkeitsträume (vgl. Benthien 2001). In der Regel werden die Inszenierungen Stelarc's von heftigen Diskussionen um den Status des Körpers begleitet (vgl. Brunner 2008).

Claudia Liekam beschäftigt sich in ihrem Kunstprojekt *Human Scans* (1996-2008) mit der digitalen Erfassung der Körperoberfläche durch den Flachbettscanner. In einer Serie von ›Hybridbildern‹ vermischen sich so individuelle Körperrealität mit Verfahren der virtuellen Welt. In diesem Verfahren wird die Körperoberfläche visuell vom digitalen Scanner abgetastet und als digitale Bodyscandatei ausgegeben. Liekam fügt einzelne Scans zu einem multiperspektivischen Ganzen zusammen, in dem das Menschliche und Körperliche nur noch vage und musterhaft als topologische Struktur zu erkennen ist. Die Figur ist auf die Körperoberfläche reduziert, ein digitales Datenobjekt.

Abbildung 3: Claudia Liekam: *My Clone*, 2003



In ihrer 1995 veröffentlichten Schrift *Life on Screen. Identity in the Age of the Internet* widmet sich Sherry Turkle den subjektverändernden Aspekten der Digitalisierung, z.B. in Bezug auf das mögliche Spiel mit Geschlechtsidentitäten. Mit Hilfe von Avataren, virtuellen Körpern in (online-)Rollen spielen, agiert der Spieler mit Hilfe einer künstlichen Figur in der Spielwelt. Diese teilweise frei gestaltbaren digitalen Stellvertreter fungieren als virtuelle Agenten des individuellen Biokörpers. Ein Teil der Faszination, die von Computerspielen ausgeht, basiert auf der Möglichkeit, durch ein selbst erschaffenes imaginäres Ich unversehrt Zugang zu virtuellen Welten zu erlangen. Der Avatar als imaginärer Körper vermittelt so zwischen imaginärer Computerwelt und dem Selbst des Spielers, er ist es, der im

Cyberspace agiert (vgl. Funken 2000 und Adamowsky 2000). Diese Computerspiele führen verschiedene Medienentwicklungen zusammen: einerseits Texte der fantastischen Literatur, andererseits Elemente des Comic und Spielkonzepte.

Menschmaschinen und computergenerierte Gestalten

Motivgeschichtlich reichen verschiedene Traditionen des künstlichen Menschen zurück bis in die Antike. Der »künstliche Mensch« begegnet uns sowohl in historischen sowie zeitgenössischen literarischen Texten, über visuelle Darstellungen bis hin zum populären Science Fiction (Gendolla 1992). Gendolla macht deutlich, dass bereits bei den mechanischen Automaten des 18. Jahrhunderts die Maschine als Modell gesellschaftlichen Funktionierens fungiert. Die Verbindung von Mensch und avancierter Maschine resultierte in verschiedenen Ausprägungen: vom Automaten über den Roboter bis hin zum Cyborg.

Die Kybernetik konstruierte, das zentrale Nervensystem in elektronischen Schaltkreisen imitierend, Roboter⁵, welche zu einfachen wiederholenden Tätigkeiten, dem Erkennen simpler Muster und einer behäbigen Fortbewegung in der Lage waren. Die stagnierende Forschungsrichtung der Künstlichen Intelligenz ist seit den 1960er Jahren bemüht, Computer, Medientechnologien wie Kameras und Internet sowie Roboter-Extremitäten miteinander zu verbinden, um letztendlich mit Hilfe denkender Programme Informationen wahrnehmen, verarbeiten und entsprechend handeln zu können. Der Einschätzung des Robotikforschers Hans Moravec zufolge ist das derzeitige Entwicklungsstadium der Maschinen, welche der Rechenleistung ca. einer Millionen PCs bedürfe, um die Leistungen des menschlichen Gehirns zu emulieren, erst der Anfang. Er visioniert in seinen Publikationen und Vorträgen universelle Roboter, deren Verbreitung immens, deren Einsatzmöglichkeiten unbegrenzt und deren Preis gering sein werde.

William Gibson, der Kultautor der Cyberpunk-Literatur der 1980er Jahre, einem Subgenre der Science Fiction, imaginiert in seinen Romanen Wechselwirkungen zwischen anthropomorphisierten Medienwelten und technikzentrierten Körperphantasien. Er prägt mit seiner *Neuromancer*

5. Der Begriff »Roboter« geht auf den tschechischen Künstler Karel Capek zurück, der dieses aus dem Wort »Fronarbeit« ableitete. Sein Theaterstück *Rossums Universal Robots* (1921), das von der Rebellion der Roboter gegen ihre Schöpfer handelt, machte den Begriff populär.

Trilogie (Neuromancer, Biochips, Mona Lisa Overdrive; Gibson 2000) nicht nur das Vokabular der Diskussionen um den Cyberspace, sondern beeinflusst ebenfalls viele künstlerische Werke maßgeblich. Unumstritten scheint derzeit zu sein, dass bald jegliche physische und geistige Aktivität des Menschen durch einen Apparat ausführbar ist.

Hans Moravec imaginiert eine elaborierte Version des universellen Roboters der vierten Generation. Ihr gelänge es, den Menschen zu übertreffen: Sie verfügten über dessen Kompetenzen und entwürfen ihre eigenen Nachkommen. Der erdgebundenen Menschheit, so Moravecs Überlegungen, solle es dann nur sehr eingeschränkt möglich sein, sich selbst dem Roboter anzugleichen. Wünsche er dies doch, so müsse er die Rechte als menschliches Wesen zu leben abgeben. Hans Moravec propagiert mit seinen *mind children* (Moravec 2001) den Upload des individuellen menschlichen Gehirns auf eine andere Hardware, wodurch es möglich sei, seinen ›Heimatkörper‹ zu verlassen. Moravec lehnt eine biologische Optimierung des Menschen ab, da diese noch immer auf Proteinen als Grundbausteinen angewiesen seien, diese jedoch in nichtirdischen Umwelten ungeeignete Materialien darstellten, da sie zu empfindlich gegenüber Umwelteinflüssen sind. Er prophezeit intelligente Computersysteme, die sich immer stärker der Kontrolle des biologischen Menschen entziehen und neben der realen Welt auch den Cyberspace und den Weltraum besiedeln. Der Mensch, welcher sich einer neurotechnologischen Aufrüstung als Cyborg sperrt, wird als aussterbende Spezies zurück bleiben.

Neben der genetischen Reproduktion des Menschen spricht man zunehmend von der Verbreitung von Memen. Darunter versteht man menschliche Ideen, Gedanken und Wörter. Hans Moravec formuliert dies so: »Unsere Kultur wird vornehmlich noch von menschlichen Geschöpfen getragen, aber mit jedem ablaufenden Jahr gewinnen Maschinen, die ein Hauptprodukt unserer Kultur sind, eine größere Bedeutung für ihre Bewahrung und Erweiterung.« (Moravec 1996, 29) Techno-Meme, so heißt es, verbreiteten sich aktuell durch kopieren – dies sei als erste Stufe des Replikationsvorganges zu verstehen. Derzeit sei eine gewisse Variation im Kopiervorgang zu erwarten: ein Selektionsprozess im Vorgang der Selbstreplikation dieser technischen Meme, der Teme. Die Evolutionstheoretikerin Susan Blackmore schätzt diese Entwicklung skeptisch ein. Die Menschheit wisse nicht, welche Evolution sie mit Hilfe von Computern und Internet angestoßen habe (Blackmore 2009). Der gute alte lebende Mem-Mensch werde obsolet, sein Überleben sei für die weitere Evolution nicht von Belang. Um seine Wettbewerbsfähigkeit zu steigern, greift der altmodische Biomensch auf verschiedene Wirkstoffe zurück, um sein Denkvermögen und seine Leistungsfähigkeit zu steigern. Auch vor der Nutzung elektronischer Implantate schreckte man nicht zurück, um die Kontrolle über die

Teme zu behalten. Noch brauchen diese den Menschen, bevor sie in der Lage sind, sich selbst zu reproduzieren. Dies wäre der Augenblick, in dem der »natürliche« Mensch entbehrlich wäre.

Filmische Visionen

Science Fiction visualisiert Gesellschaftsstrukturen weniger im Hinblick auf die Zukunft als vielmehr in Relation zur Gegenwart. Insofern sind sie in ihrer politischen Dimension als Widerstände gegenüber zeitgenössischen Konzepten von Biomacht und Technologien lesbar.

Das filmische Genre Science Fiction feiert in special effects immer wieder die spektakuläre Inszenierung, die das Medium ermöglicht.

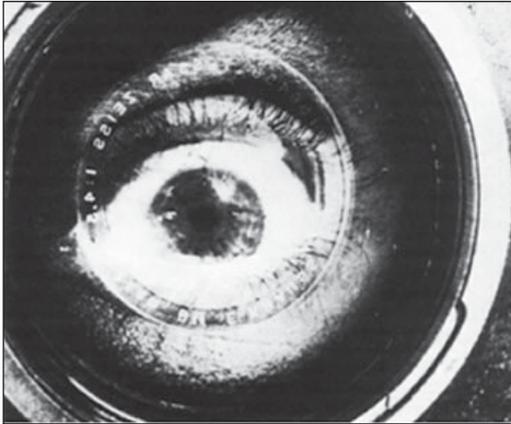
Anknüpfend an die Literaturvorlage von Mary Shelley ist die Schaffung eines artifiziellen Menschen bereits früh ein Topos, der filmisch inszeniert wird.

In *Frankenstein* (1931) fügt der von der Idee, einen perfekten Menschen zu erschaffen, besessene Wissenschaftler Herbert von Frankenstein aus diversen Leichteilen einen menschlichen Körper zusammen. Mit Hilfe eines Blitzeinschlages wird dieser Körper zum Leben erweckt. In dieser und der nachfolgenden Verfilmung des Stoffes, in *Frankensteins Braut*, glänzt Boris Karloff in der Rolle des Homunkulus, dessen Outfit mit abstehenden Elektroden am Hals, rechteckigem Schädel und tief liegenden Augen wegweisend für weitere »Monsterfilme« wurde. Frankenstein verliert die Kontrolle über sein Geschöpf, welches, wie ein Kind handelnd, durch die Gegend zieht, bis es niedergestreckt wird. Anders als in nachfolgenden Verfilmungen wird er in dieser Version nicht als brutales und aggressives Monster dargestellt. Der Film thematisiert, wie die literarische Vorlage, die Versuche, menschliches oder tierisches Leben zu erschaffen und prangert die Anmaßung an, Gott spielen zu wollen.

Betrachtet man die filmische Inszenierung der Krise des Körperlichen um die Jahrtausendwende, so ist festzustellen, dass bereits früh in der Geschichte der Kinematographie eine Korrelation zwischen den körperlichen Wahrnehmungsorganen und der filmischen Medientechnik erfolgte. So reflektiert Dziga Vertovs *Mann mit der Kamera* (1929) die eigene Technizität, indem die Linse der Kamera und das menschliche Auge überblendet werden: Dieses Auge suggeriert eine den menschlichen Sehapparat überragende Wahrnehmungsleistung.

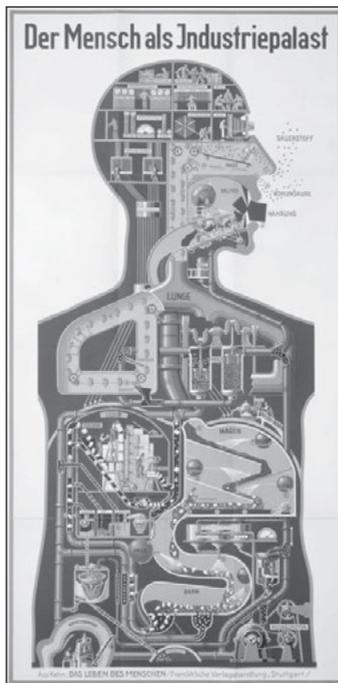
Eine weitere deutliche Analogisierung setzt mit der Verbreitung der Computertechnologie ein: Der digitale Rechner wird mit der Metapher eines zentralen Nervensystems beschrieben, im Internet ein globales Gehirn visioniert, das aus der engen Verknüpfung vieler Menschen durch

Abbildung 4: Dziga Vertov: Das Kamera-Auge



Computernetze entsteht (z.B. Rosnay 1997). Hieraus würde folgen, dass der Mensch, wenn er in seiner Funktionsweise einer Maschine ähnelt, sogar durch eine bessere ersetzt werden könnte.

Abbildung 5: Fritz Kahns Analogisierung des menschlichen Körpers und der Abläufe in einer Industrieanlage



Diese Annäherungen von Technik und Körper schließen sich an die Überlegungen des kanadischen Kommunikationswissenschaftlers Marshall McLuhan an, der Medien als Erweiterungen des menschlichen Körpers begriff. Dessen Begeisterung für diese Entwicklung können die französischen Medientheoretiker Jean Baudrillard (1989) und Paul Virilio (1996) jedoch keineswegs teilen: Basierend auf einem natürlich gegebenen intakten Körper führen sie einen Verlustdiskurs, in dem sie eine fortschreitende Verkrüppelung des menschlichen Körpers konstatieren.

Die erste Roboterfrau taucht im Film *Metropolis* (Fritz Lang, D 1927) auf. Der Maschinenmensch Maria, ein metallener glänzender Frauenkörper, ist die Schöpfung des wahnsinnigen Wissenschaftlers C.A. Rotwang. Sie ist nur noch sexueller Körper und Objekt der Begierde, die personifizierte Sünde und erotisches Wahnbild der Nacht⁶. Sie soll eingesetzt werden, um als ›femme fatale‹ ihre Wirkung auf die Aristokraten der Stadt zu testen. Psychologisch stellt die Figur der Maschinen-Maria eine Verkörperung von unkontrollierbarer weiblicher Sexualität dar, ist aber auch Sinnbild für die in den 1920ern noch relativ neue Technikfurcht. Das von einer Moloch-Maschinerie geprägte Setting des Films steht demzufolge stellvertretend für eine als sinnlos empfundene und menschenverachtende Kriegsmaschinerie.

Der Film *Blade Runner* (1982) versetzt den Betrachter in das Los Angeles des Jahres 2019. Als Sklaven der Menschen gehaltene Roboter lehnen sich auf und fordern das Recht zur Selbstbestimmung ein. Die sog. ›blade runners‹ fungieren als Androidenkiller in einer Welt voll im Labor generierter menschlicher und tierischer Körper. Mit Hilfe von Wahrnehmungs-, Überwachungs-, Medien- und Gentechnologien werden die Körper der Erdbewohner rigoros diszipliniert. Erkennungskriterium der Replikanten ist eine körperliche Eigenschaft: Sie sind mit einem Verfallsdatum (Sterblichkeit) versehen. Der Markt für Arbeits- und Kampfmaschinen boomt, die Kolonialisierung des Weltalls wird mit Hilfe dieser angestrebt. So selbstverständlich die Nutzung der Replikanten zu sein scheint, wirft diese doch erhebliche moralische und ethische Fragen auf. Es handelt sich um die filmische Adaption der literarischen Vorlage *Do Androids Dream of Electric Sheep?* (1968) von Philip K. Dick. Der Film demonstriert, dass Konven-

6. Madonna greift in ihrer *Blond Ambition* Tournee 1990 in einem von Jean Paul Gaultier entworfenen Kostüm das optische Erscheinungsbild der Maria auf. Auch im Aufsehen erregenden Videoclip *Express Yourself* (David Fincher 1989) zitiert sie die Stadtinszenierung des Filmes. Sowohl Kostüm als auch Clip sind Teil ihrer Dekonstruktion von Geschlechter-Dichotomien. Dabei macht sie sich Repräsentationsstrategien zunutze, schlüpft in verschiedene Rollen und bedient tradierte Männerfantasien.

tionen der klassischen Moderne zur Regelung der Verbindung zwischen symbolischer Ordnung und sozialer Wirklichkeit nicht mehr greifen.

Der erste *Terminator*-Film (1984) setzt auf ›stahlharte Muskeln‹ und zelebriert, ähnlich wie *Robocop* (1987), den Roboter mit einem Körper aus Stahl als Kampfmaschine. Diese Form der filmischen Inszenierung von männlicher Körperlichkeit wird als ›hard body‹ bezeichnet und spiegelt die gesellschaftliche Situation der USA unter Ronald Reagan. Der ›hard body‹ (in *T I – III* von Arnold Schwarzenegger verkörpert) ist gekennzeichnet durch Willensstärke, Arbeitskraft und Motivation (vgl. Hißnauer/Klein 2002). Sein Gegenpart ist der ›soft body‹, der verweichlichte Bürokrat, der Versager und Außenseiter. In der Inszenierung des ›hard body‹ kommt auch eine Abneigung gegen die Bedrohung durch Technologie zum Ausdruck. Der Held muss sich zumeist gegen einen technologisch überlegenen Feind zur Wehr setzen. Doch bereits im zweiten Teil weicht der ›hard body‹ dem technologisch flexiblen Typus des Gestaltwandlers. *Terminator II* (1991) ist ein intelligenter Replikator, ein Cyborg. Er besteht aus einem quecksilberartigen Metall, mit dem er sein Aussehen morphen kann. Filmästhetisch ist er u.a. auf der akustischen Ebene durch ein synthetisches Geräusch, ein metallisches Surren, gekennzeichnet, das zum Leitmotiv wird. In Teil III (2003) ist der klassische Superheld machtlos: Der Tag des Jüngsten Gerichts lässt sich nicht mehr aufhalten. Ein vierter Film *Terminator Salvation* kommt in diesem Jahr (2009) in die Kinos.

Visionen des Posthumanismus finden in *Strange Days* (1995) eine filmische Umsetzung. Im Mittelpunkt der Filmerzählung steht das körperliche Erleben durch ein Medium der Zukunft, den sog. ›squid clip‹, der dieses Erleben aufzeichnet und übermittelt. Damit soll es möglich sein, erlebte Sinneseindrücke an einem anderen Körper zu simulieren. Dabei handelt es sich um die illegale Nutzung einer Überwachungstechnologie. Der Protagonist Lenny Nero macht sich die Technologie zu eigen, um Lebenserfahrungen neuronal in ein Medium zu übertragen. Sein Motto lautet ›This is a lot like TV – only better. This is life, this is a piece of somebody’s life.« Der Blick durch die Augen eines anderen erlebenden Bewusstseins stellt eine besondere Rezeptionserfahrung dar und macht die Faszination der *squid chips* aus. Diese sinnliche Direktübertragung bringt das Interface, eine Art elektronisches Haarnetz, nahezu zum Verschwinden. Die visuelle Umsetzung der Wirkung dieses Mediums, dessen Inhalte von Sex und Gewalt geprägt sind, erfolgt in der filmischen Inszenierung durch Schnittfolgen, Kamerablicke als Perspektiven von Personen, Blickwinkel, die mehrere mögliche Körperpositionen nahe legen.

Die Borgs in *Star Trek 8 – Der erste Kontakt* (1996) kommen Moravecs Vision des künstlichen Menschen jenseits der Genetik sehr nahe. Sie gleichen die organischen Mängel des Biomenschen durch Synthetik aus und

werden so ihrer eigenen Meinung nach vollkommen. Die halbkybernetische Spezies verfolgt das Ziel, sich Technologie und andere Kulturen durch Assimilation einzuverleiben.

Die Beherrschung der Gentechnik bringt die Menschheit in *Gattaca* (1997) dazu, zwei Kategorien von Menschen zu unterscheiden: die ›Valids‹, nach Maß angefertigten Lebewesen und die ›Invalids‹, die auf altmodisch natürliche Weise gezeugt wurden. Eine genetisch selektierte selbstgefällige und herablassende Elite bestimmt das Schicksal der Menschheit. Da mit Hilfe einer Haaranalyse festzustellen ist, ob es sich um einen ›Invalid‹ handelt, stellt das Haar in diesem Film ein zentrales Symbol für die eigene (zu verbergende) Identität bzw. Herkunft dar. Zudem wirkt die Atmosphäre in *Gattaca* steril und unpersönlich. Dem gegenüber sind Naturbilder, z.B. eine Strandszene gestellt. Dem Film gelingt durch den Aufbau der Gegensätzlichkeit Natur (durch den Protagonisten Vincent) und Naturbeherrschung (Gentechnologie) ein Plädoyer für die Natürlichkeit.

Zahlreiche Filme thematisieren Probleme von Differenzierung, wie *The Matrix Trilogy* (Wachowski-Brüder 1999 und 2003), in der Alltagswirklichkeit nur noch simuliert ist und damit eine filmische Umsetzung Jean Baudrillards Simulationsgesellschaft darstellt. ›Natürliche‹ und programmierte Existenz ist in *eXistenZ* (1999) nicht mehr unterscheidbar: Die digitale Welt des Computerspiels *eXistenZ* scheint fleischgewordene Wirklichkeit, die eine vollständige Immersion in den Datenraum erlaubt, so dass die verkabelten Protagonisten organische Bestandteile der Spielhandlung werden. In *A.I. – Künstliche Intelligenz* (2001) sind die schlauen Androiden kaum noch von den Menschen zu unterscheiden.

Der aktuelle Film *Watchmen* (2009) soll im Folgenden etwas ausführlicher unter dem Aspekt des künstlichen Supermenschen betrachtet werden: Die Superhelden, extrem stilisiert in Übermenschen-Ästhetik, sarkastisch, misanthrop und resigniert, kommen im düster-verregneten Setting eines Weltuntergangsszenarios einer Verschwörung auf die Spur. Die auf dem gleichnamigen Comic von Alan Moore (Text) und Dave Gibbons (Zeichnung) aus dem Jahr 1986 basierende Filmerzählung ironisiert und entlarvt Superhelden als omnipotente, selbstgefällige Typen, die ihre beste Zeit in Rechtschaffenheit, Heldentum und Selbstlosigkeit längst hinter sich haben in einer Welt, in der es keinen Platz für Superhelden gibt. Unter den Figuren des Filmes gehört zur zweiten Generation maskierter Helden für das Gute, den Nachfolgern der ›Minutemen‹ der 1940er Jahre, der Superheld Dr. Manhattan. Dessen Alter Ego ist der Physiker Jon Osterman, der als Dr. Manhattan seine Superkräfte einem nuklearen Laborunfall zu verdanken hat, nackt und unbehaart durch den Film wandelt und rein physisch einem Mitglied der Blue Man Group ähnelt (in der Abbildung Zweiter links oben). Selten sieht man, besonders im US-Kino, eine so häufige und

unverhohlene Penis-Darstellung, wie sie bei Dr. Manhattan erfolgt. Nachdem er von seiner Freundin verlassen wurde, wendet er sich vom allzu ablenkenden und lästigen Menschlichen ab, verlässt die Erde und bricht auf zum Mars, um sich der Gestirnkongstellatlon zu widmen. Eine gottgleiche Aura verstrahlend, wirkt er doch wie eine traurige Figur. Er formuliert seine Weltsicht mit »Life is a highly overrated phenomenon«.

Der Ohnmacht der Superhelden stellt der Film die detaillierte Gewaltdarstellung in visuellen Muskelspielen entgegen, indem ein Vergewaltigungsversuch explizit inszeniert wird, Blut in Strömen fließt, Schädel gespalten, Gliedmaßen amputiert und besonders auf der Audioebene das überdeutliche Bersten von Knochen exponiert wird⁷. Mit offenbar, so zumindest suggerieren es die Blog-Diskussionen und Online-Rezensionen, großem Erfolg beim (männlichen) Publikum⁸. Fraglos handelt es sich bei diesem Film um eine bemerkenswerte Inszenierung von Männlichkeit⁹ in einer Zeit der Transformation.

Betrachtet man den Film als kritische Auseinandersetzung mit dem Gebrauch von Kriegstechnologien, so zieht er, anhand der Figur des Dr. Manhattan, ein ernüchterndes und sarkastisches Fazit. Der gottähnliche posthumane Superheld ist mit Fähigkeiten ausgestattet wie der Transmutation, der Teleportation und der Telekinese. Die den Menschen bei weitem übersteigende Intelligenz kann der Menschheit sowohl dienen als sie auch zerstören. Als Personifizierung der Atombombe wird er von den Vereinigten Staaten als Superwaffe zur Bekämpfung der Sowjets eingesetzt (der Film ist im politischen Amerika der 1980er Jahre angesiedelt). Manhattan agiert, wie es ihm aufgetragen wird. Er selbst ist seinem eigenen Handeln und dem durch dieses ausgelösten Schrecken gegenüber gleichgültig. Wissend um die Unabänderlichkeit von Zeit und Zukunft ist sein Agieren weder von Gerechtigkeitsstreben, noch von irgendeiner ideologischen Prä-

7. Bemerkenswert erscheint der Umstand, dass dieser Film (FSK-Freigabe ab 16 Jahren) zur Zeit des Amoklaufs in Winnenden in den deutschen Kinos lief, dies aber von Kritikerseite kaum thematisiert wird. Dies bedeutet keinesfalls, anhand dieses Filmes eine Kausalverkettung zwischen realer und medialer Gewalt herstellen zu wollen, es geht vielmehr um die Form gesellschaftlichen Diskurses.

8. Allein die Penis-Darstellung konnten offenbar wenige der männlichen Rezensenten mit Wohlgefallen goutieren, sie findet in den Filmkommentaren häufig Erwähnung und wird negativ bewertet.

9. Es liegt die Überlegung nahe, dass die technisierte und bürokratisierte Welt keine mit Gewalt einhergehenden Initiationsriten für heranwachsende Männer bereit hält, die aus Jungs »Männer« werden lässt (Bly 2005), dieses Bedürfnis jedoch über exzessive mediale Gewaltinszenierungen zu kompensieren versucht wird.

gung beeinflusst. Insofern hat die Figur des Dr. Manhattan durchaus autistische Züge. Nicht nur seine Fähigkeiten übersteigen das menschliche Handlungsvermögen, auch die Relevanz und Bedürfnisse der Menschheit sind aus seiner Perspektive peripher und angesichts des Universums negierbar. Dies geht so weit, dass er kaum lebende und verstorbene Menschen unterscheiden kann.

Abbildung 6: Der Watchman Dr. Manhattan



Männerfantasien?

Wenn von der Gestaltung des Körpers gesprochen wird, so treten diese Techniken auch als Geschlechtsdisziplinierungen auf. Wie gezeigt werden konnte, erweisen sich einige der neuesten Techniken zur Körpermanipulation als weitere Phänomene auf der Liste der schmerzhaften Weiblichkeitsinszenierungen. Die Schnittstelle Geschlecht steht mit der Imagination künstlicher Lebewesen erneut zur Disposition. So gehen die vom Menschen entworfenen Humanoide zumeist auf den weißen, männlichen, westlichen Menschen zurück. Auch die medialen Schöpfungsmythen artifizierender Lebewesen stärken den männlichen Anspruch auf Autorität, indem in diesen die Macht des Mannes über Maschinen, Raum u.a. thematisiert wird (vgl. hierzu auch Baureithel 1993). Die Frau, in ihrer gebärenden Funktion nahezu obsolet, wird allenfalls noch als Junggesellenmaschine,

einer Maschine, welche den selbstbezogenen Junggesellen hervorbringt, in einem Übergangsstadium vonnöten sein.

Vorläufiges Fazit

Der Mensch scheint in Zeiten fortwährender Entschlüsselung des menschlichen genetischen Codes, den Diskussionen um Experimente mit embryonalen Stammzellen und der Möglichkeit des Klonens eine Kluft zu empfinden zwischen seinen biologischen Anlagen und den Schöpfungen seines Geistes. Der Gleichklang zwischen Körper und Geist bricht zusammen und der Mensch erscheint als Zwitterwesen, teils biologisch, teils kulturell. Die zunehmend blockierenden und als lästig empfundenen Beschränkungen der Biologie sollen anhand technischer Entwicklungen überwunden werden, um sich dieser Bindung zu entledigen. Der Körper in den Visionen der Überwindung der Biologie wird über das Phänomen der Grenzziehung zwischen Ich und Anderen verhandelt, welches sich über die Körpergrenzen definiert. Diese sich entwickelnde biotechnologische Macht, die als Selbstentfaltung erscheint, vereint Körper und Technologie. Wie Randi Gunzenhäuser (Gunzenhäuser 2006) darlegt, ermöglicht die Durchlässigkeit der Körpergrenzen auch eine zunehmende Einflussnahme durch mediale Konfigurationen.

Wie aus den vorausgegangenen Ausführungen deutlich wird, ist eine Wesensbestimmung des Menschen zentral. Diese erfordert eine Einbeziehung der Geisteswissenschaften in Forschungsdiskurse der Biotechnologie. Dabei würde es auch um die weltanschaulichen Konnotationen wissenschaftlich seriöser Modelle der Zukunftsentwicklung gehen.

Ein gesellschaftlicher Diskurs um den Wert des menschlichen Körpers ist notwendig, der Fragen nachgeht wie: Welche Reduktionen in der Wertschätzung des Körpers sind derzeit festzustellen? Sind technische Interfaces und Schönheitsideale Teil einer pseudoindividuellen Zurichtung konformer Körper? Kann der postbiologische Mensch wirklich der bessere Mensch sein? Was ist von den Wissenschaften zu halten, die eine Optimierung des Menschen und der Natur anstreben? Welche Sehnsüchte und Ideologien transportieren diese Visionen? Ist der direkte Weg von der Körperfeindlichkeit zur Darwin-AG ein erstrebenswerter? Diese und viele weitere Fragen stellen sich und sind in der Untersuchung medial unterfütterter Diskursivierungen von Körperkonzepten zu erörtern.

Literatur

- Adamowsky, Natascha (2000): Spielfiguren in virtuellen Welten. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Baudrillard, Jean (1989): Videowelt und fraktales Subjekt. In: ars electronica (Hg.): Philosophien der neuen Technologien. Berlin (Merve), 113-131.
- Baureithel, Ulrike (1993): Verbrannt im Eis ihrer Seele. Die ›Kälte-Frau‹ als angsterzeugende und faszinierende Männerphantasie der Moderne. In: Gerburg Treusch-Dieter (Hg.): Das Böse ist immer und überall. Berlin (Elefanten Press), 116-121.
- Benthien, Claudia (2001): Die Epidermis der Kunst. Stelarc's Phantasmen. In: Peter Gendolla (Hg.): Formen interaktiver Medienkunst. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 319-339.
- Blackmore, Susan (2009): Evolution 3.0: Wie Maschinen uns eines Tages versklaven könnten. www.spiegel.de (Ausgabe 21.01.2009, letzter Aufruf 20.03.2009).
- Bly, Robert (2005): Eisenhans. Ein Buch über Männer. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Brooks, Rodney (2002): Menschmaschinen. Wie uns die Zukunftstechnologien neu erschaffen. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Brunner, Markus (2008): ›Körper im Schmerz‹ – Zur Körperpolitik der Performancekunst von Stelarc und Valie Export. In: Paula-Irene Villa (Hg.): Schön normal. Bielefeld (transcript), 21-40.
- Dick, Philipp K. (1968): Do Androids Dream of Electric Sheep? New York (Del Rey).
- Dreyfus, Hubert L. (1998): Die Grenzen künstlicher Intelligenz. Königstein/Taunus (Athenäum).
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin (Merve).
- Fröhlich, Gerhard (1997): Techno-Utopien der Unsterblichkeit aus Informatik und Physik. In: Ulrich Becker et al. (Hg.): Tod und Sterben in Europa. Neukirchen-Vluyn (Neukirchener Verlag), 184-213.
- Funken, Christiane (2000): Körpertext oder Textkörper – Zur vermeintlichen Neutralisierung geschlechtlicher Körperinszenierungen im elektronischen Netz. In: Barbara Becker et al. (Hg.): Was vom Körper übrig bleibt. Körperlichkeit – Identität – Medien. Frankfurt a.M., New York (Campus), 103-130.
- Gehlen, Arnold (1961): Anthropologische Forschung. Reinbek (Rowohlt).
- Gendolla, Peter (1992): Anatomien der Puppe. Zur Geschichte der Maschinen Menschen bei Jean Paul, E.T.A. Hoffmann, Villiers de l'Isle-Adam und Hans Bellmer. Heidelberg (Winter).

- Gibson, William (2000): Die Neuromancer-Trilogie. Neuromancer, Biochips, Mona Lisa Overdrive. München (Heyne).
- Gunzenhäuser, Randi (2006): Automaten – Roboter – Cyborgs. Körperkonzepte im Wandel. Trier (Wissenschaftlicher Verlag Trier).
- Haraway, Donna (1995): Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. In: Donna Haraway (Hg.): Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M., New York (Campus), 33-72.
- Heisterkamp, Jens (1998): Der biotechnische Mensch. In: Harald Schwatzer et al. (Hg.): L'homme machine? Anthropologie im Umbruch. Ein interdisziplinäres Symposium. Hildesheim (Philosophische Texte und Studien), 265-293.
- Hick, Ulrike (1999): Geschichte der optischen Medien. München (Fink).
- Hißnauer, Christian, Thomas Klein (Hg.) (2002): Männer, Machos, Memmen. Männlichkeit im Film. Mainz (Bender).
- Kahn, Fritz (1926): Das Leben des Menschen. Stuttgart (Franck).
- Kreimeier, Klaus (2000): Vom Vampir zum Vamp: Zur Vorgeschichte eines Kino-Mythos. In: Rolf Aurich et al. (Hg.): Künstliche Menschen. Manische Maschinen – Kontrollierte Körper. Berlin (Jovis), 89-108.
- Kuni, Verena (2005): Cyborg_Configurationen. Formationen der (Selbst-)Schöpfung im Imaginationsraum technologischer Kreation. Teil I: Alte und neue Mythologien von ›Künstlichen Menschen‹. In: Dieter Daniels, Rudolf Frieling (Hg.): MedienKunstNetz Band 2. Wien, New York (Springer), 100-129.
- McLuhan, Marshall (1964): Understanding Media. New York (Mentor).
- Moore, Alan, Dave Gibbons (1986): Watchmen. New York (DC Comics).
- Moravec, Hans (1996): Körper, Roboter, Geist. In: Florian Rötzer et al. (Hg.): Stadt am Netz. Ansichten von Telepolis. Mannheim (Bollmann), 91-117.
- Moravec, Hans (2000): ›Kinder des Geistes‹. Zeitsmagazin Nr. 12, 28-34.
- Moravec, Hans (2001): Mind Children. Der Wettlauf zwischen menschlicher und künstlicher Intelligenz. Hamburg (Hoffmann und Campe).
- Ochsner, Beate (2008): DeMONSTRATION: Zur Repräsentation des Monsters und des Monströsen in Literatur, Fotografie und Film. Heidelberg (Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren).
- Orland, Barbara (2005): Artificielle Körper – Lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive. Zürich (Chronos).
- Recht, Markus (2002): Homo Artificialis. Androiden- und Cyborg-Konzepte am Beispiel der Science Fiction Serie Star Trek. Saarbrücken (Verlag Dr. Müller).

- Rosnay, Joel de (1997): *Homo symbioticus*. Einblicke in das 3. Jahrtausend. München (Gerling Akademie).
- Schumacher, Florian (2008): *Das Ich und der andere Körper. Eine Kulturgeschichte des Monsters und des künstlichen Menschen*. Marburg (tectum).
- Shelley, Mary Wollstonecraft (1968): *Frankenstein; or, The Modern Prometheus*. Oxford, New York (University Press).
- Siep, Ludwig (2006): Die biotechnische Neuerfindung des Menschen. In: Johann S. Ach et al. (Hg.): *No Body is Perfect*. Bielefeld (transcript), 21-42.
- Spamer, Adolf (1993): *Die Tätowierung*. München (Trickster).
- Strick, Simon (2008): Vorher Nachher – Anmerkungen zur Erzählbarkeit des kosmetischen Selbst. In: Paula-Irene Villa (Hg.): *Schön normal*. Bielefeld (transcript), 199-215.
- Turkle, Sherry (1995): *Life on Screen. Identity in the Age of the Internet*. New York (Simon and Schuster).
- Villa, Paula-Irene (Hg.) (2008): *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld (transcript).
- Virilio, Paul (1996): *Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen*. Frankfurt a.M. (Fischer).

Filmographie

- A.I. – Künstliche Intelligenz* (Regie: Steven Spielberg, USA 2001)
- Blade Runner* (Regie: Ridley Scott, USA 1982)
- eXistenZ* (Regie: David Cronenberg, CAN/GB 1999)
- Express Yourself (Musikclip Madonna)* (Regie: David Fincher, USA 1989)
- Frankenstein* (Regie: James Whale, USA 1931)
- Frankensteins Braut* (Regie: James Whale, USA 1935)
- Gattaca* (Regie: Andrew Niccol, USA 1997)
- Der Mann mit der Kamera (Chelovek s kino-apparatom)* (Regie: Dziga Vertov, Sowjetunion 1929)
- The Matrix Trilogy* (Regie: Andy und Larry Wachowski, USA 1999 und 2003)
- Metropolis* (Regie: Fritz Lang, D 1927)
- Robocop* (Regie: Paul Verhoeven, USA 1987)
- Star Trek 8 – Der erste Kontakt* (Regie: Jonathan Frakes, USA 1996)
- Strange Days* (Regie: Kathryn Bigelow, USA 1995)
- Terminator I* (Regie: James Cameron, USA 1984)
- Terminator II: Judgement Day* (Regie: James Cameron, USA 1991)

Terminator III: Rise of the Machines (Regie: Jonathan Mostow, USA 2003)

Terminator IV: Salvation. The Future Begins (Regie: Joseph McGinty Nichol, USA 2009)

Watchmen – Die Wächter (Regie: Zack Snyder, USA 2009)

TV-Serien

The Swan – Endlich schön (Pro 7, 2004)

Spieglein, Spieglein... (VOX, 2008)

Medienkunst

¼ Scale Ear Stelarc, 2003

City Suspensions Stelarc, 1976 – 1989

Extra Ear Stelarc, 1999 – 2003

Human Scans Claudia Liekam, 1996 – 2008

›*La Réincarnation de Sainte Orlan*‹ Orlan, 1990 – 1993

My Clone Claudia Liekam, 2003

Ping Body Stelarc, 1996

Third Hand Stelarc, 1981 – 1994

Abbildungsnachweise

Abb. 1: © Orlan

Abb. 2: © Stelarc

Abb. 3: © Claudia Liekam

Abb. 4: © VUFKU

Abb. 5: © Fritz Kahn

Abb. 6: © Warner Bros. Pictures

Der Körper als Schicksal und Bioaktie: Eine Auseinandersetzung mit dem Gehirn im Spannungsfeld von Determination und Konstruktion

SIGRID SCHMITZ

Unter den Begriffen der »*somatic society*« (Turner 1984), der »*Body and Social Theory*« (Shilling 1993), des »*somatic turn*« (Schroer 2005) oder des »*body turn*« (Gugutzer 2006) erlangen Debatten um die Bedeutung des Körpers als prägnantes Moment moderner westlicher Gesellschaften zunehmend Aufmerksamkeit. Nun kann man sicherlich nicht behaupten, dass Körper und Körperlichkeit zuvor in Wissenschaft und Gesellschaft keine Rolle gespielt hätten. In den Natur- und Lebenswissenschaften stand die Erforschung biologischer Prozesse zur Erklärung der Entwicklung und Ausprägung von Körperrealitäten schon immer an zentraler Stelle. Doch die Bedeutung des Körpers in verschiedensten Kontexten des sozialen Verhaltens, der Identitätskonstruktion und Selbstrepräsentation, als Mittel zur Verbesserung der eigenen gesellschaftlichen Position und nicht zuletzt als Merkmal gesellschaftlicher Ordnungsstrukturen und damit verbundener Differenzierungsprozesse wird zunehmend zu einem Schlüsselthema auch in sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen und in der Gesellschaft selbst.

Die Ausbreitung der Körperdiskurse über die verschiedenen Wissenskulturen hinweg führt eine Reihe von Auseinandersetzungen im Gepäck (vgl. Schmitz/Degele 2009), von denen ich das Spannungsfeld von Körperauffassungen zwischen Determination und Konstruktion in den Mittelpunkt dieses Beitrages stelle. Wenn Körper verhandelt und behandelt werden, wenn sie in sozialen Interaktionen eingesetzt werden, wenn

das eigene Handeln und das Handeln anderer die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Körpern beeinflusst, geht es immer wieder um die zentrale Frage: Wo werden Körper zwischen Natur und Kultur verortet? In einer biologisch-deterministischen Konzeption wird körperliche Materialität und ihre Realität mit Ursprünglichkeit und Natürlichkeit verbunden. Hier werden körperliche Strukturen (Gene, Zellen, Gewebe, Hormone oder das Gehirn) und die damit verbundenen innerkörperlichen physiologischen Prozesse als determinierte und das Verhalten determinierende biologische Essenz behandelt. Die Entwicklung des individuellen, natürlichen Körpers vollziehe sich nach eigenlogischen, evolutionären Prinzipien, unabhängig von kulturellen Einflüssen. Konstruktivistische Ansätze stellen dagegen heraus, dass Körper und körperliche Materialität veränderbar und formbar sind, dass soziale und kulturelle Erfahrungen nicht nur das Verhalten selbst beeinflussen, sondern bis in die körperliche Materialität hineinwirken, sich gewissermaßen verkörpern (vgl. Gugutzer 2006).

Der über Naturalisierungsargumentationen scheinbar vorgegebene, festgelegte, schicksalhafte Körper steht also zumindest auf den ersten Blick im Widerspruch zum kulturell veränderlichen Körper. Nun lassen sich diese beiden Extrempositionen sicherlich nicht in Reinform finden. Die Debatten formieren sich vielmehr um Fragen, in welchem Ausmaß Körper vorgegeben oder formbar sind und welche Auswirkungen Körpermodifikationen auf das individuelle Verhalten in gesellschaftlichen Kontexten haben.

Ein zentrales Thema im Rahmen der aktuellen Körperdiskurse ist die Nutzung des Körpers als Optimierungsinstrument (vgl. Degele/Schmitz 2009): Schöner, schlauer und schneller gemacht wird er zur Bioaktie, um den Anforderungen eines globalen Arbeitsmarktes gerecht zu werden. Im Rahmen solcher Körperoptimierungsansätze spielen neue Technologien eine entscheidende Rolle, sei es in der Schönheitschirurgie (Villa 2008), im Bodybuilding, in der Prothetik oder in den aktuell boomenden Neurotechnologien. Damit tritt ein weiteres entscheidendes Moment zur Natur-Kultur-Debatte hinzu: das Aufbrechen von Grenzen an der Schnittstelle von Natur und Technik. Körper-Kulturen sind heute nicht mehr zu trennen von Körper-Technik-Kulturen (Shilling 2005). Donna Haraway (1991, zuerst 1985) postulierte als eine der ersten, dass in solchen Netzwerken von menschlich-technischen Hybriden (Cyborgs) durch Inkorporationen von Technik in Körpern und durch Vernetzungen von Körpern mit Maschinen die Zuordnung der Körperlichkeit zur Natur einerseits und der Technik zur Kultur andererseits in Frage gestellt werden kann. Inwieweit sich mit diesen Grenzüberschreitungen ebenfalls die Binarität von deterministischen versus konstruktivistischen Körperkonzepten auflöst, wird im Folgenden genauer analysiert.

Nicht zuletzt spielt der Geschlechterkörper in aktuellen Körperdiskursen eine wichtige Rolle. Die Eigenformung androgyner und mesogyner Körper ließ in den 1990er Jahren Geschlechtergrenzen verschwimmen, sexuelle Orientierungen wurden jenseits heteronormativer Systeme (mit Einschränkungen) offener lebbar, Transgender- und Queer-Bewegungen stellten Körpernormierungen und natürliche Festschreibungen qua Geschlecht zunehmend in Frage (vgl. Degele 2008). Diese vielfachen Grenzüberschreitungen fußen ebenfalls auf der Vorstellung konstruierbarer und durch Selbsttechnologien modifizierbarer Körper. Andererseits prägen binäre Geschlechterzuschreibungen und -stereotype immer noch – in manchen Bereichen wie beispielsweise im Feld der boomenden Schönheitsindustrie sogar wieder deutlich zunehmend – den gesellschaftlichen ebenso wie den wissenschaftlichen Körperdiskurs mit vielfältigen Auswirkungen auf individuelle Körperpraxen.

Nun umfasst der Körperdiskurs, der sich in den letzten Jahren aus transdisziplinären Grenzüberschreitungen zwischen den beiden Wissenschaftskulturen der Natur-/Technikwissenschaften und der Sozial-/Kulturwissenschaften konstituiert hat, ein weites phänomenologisches Feld. Ich werde in diesem Beitrag das *Gehirn als Körperorgan* in den Fokus nehmen und einen Streifzug unter drei Perspektiven unternehmen: Erstens, wie wird das Gehirn zwischen Determinations- und Konstruktionsargumentationen verortet und zwar insbesondere im Geschlechterdiskurs? Zweitens, welche Konzepte von Determination und Konstruktion liegen den aktuellen Entwicklungen der Neurotechnologien zugrunde? Drittens, welche gesellschaftlichen Normierungsstrategien werden mit den Technologien der Hirnoptimierung verbunden und welche Geschlechterzuschreibungen und geschlechtlich konnotierten Normierungen halten in diesen Kontexten wiederum Eingang beziehungsweise weisen Persistenz auf? Mit der letzten Frage wird insbesondere die Diskussion angesprochen, welches Potential Netzwerkansätze, wie derjenige Haraways haben, um klassische Dichotomien von Natur und Kultur ebenso wie von Geschlecht tatsächlich aufzulösen.

1. Hirndiskurse zwischen Determination und Konstruktion

Im Diskurs um die Bedeutung körperlicher Materialität zwischen Determination und Konstruktion spielt das Gehirn eine entscheidende Rolle. Als biologisches Substrat steht es im Zentrum einer Vielzahl von neurowissenschaftlichen Forschungsfeldern, die in seinen Strukturen und Funktionen die Ursachen für die individuelle Verhaltensentwicklung oder für die Aus-

bildung von Leistungsfähigkeiten (z.B. Sprachfähigkeiten, räumliche und mathematische Fähigkeiten, Abstraktionsvermögen) verorten. Das Ziel der Charakterisierung einer zentralnervösen Topographie mentaler Zustände, also das Erstellen von Hirnkarten, in denen Denkprozesse bestimmten biologischen Merkmalen zugeordnet werden, ist nicht neu. Es prägt seit dem 18. Jahrhundert die Hirnforschung und war seit seinen Anfängen mit Fragen der Kausalität verbunden. Hirnmerkmale wurden zur ursächlichen Definition von Intelligenz und mentalen Leistungsfähigkeiten bestimmter Gruppen, Geschlechter oder Rassen herangezogen, um mit solchen Naturalisierungen gesellschaftliche Ordnungssysteme und Hierarchisierungen zu legitimieren (Hagner 2006, 2008).

Eine neue Dimension erleben Hirndiskurse mit den modernen Technologien des Brain Imaging. Denn hier werden durch die Kombination von neurowissenschaftlichen Messmethoden, informationstechnischen Verfahren der Datenbearbeitungen und durch digitale Visualisierungstechnologien zwei entscheidende Neuerungen markiert. Erstens können nun Analysen zur Lokalisation von Strukturen und Funktionen im Gehirn an lebenden Subjekten durchgeführt und direkt mit deren Verhalten oder kognitiven Leistungen in Zusammenhang gesetzt werden. Zweitens können die erhobenen Befunde mit Hilfe der informationstechnologischen Verfahren in ein Bild gesetzt werden, das den scheinbar direkten Blick ins Innere des Gehirns eröffnet. Dieser auf den ersten Blick unvermittelte Zugang zum biologischen Substrat des Denkens wird in vielen Argumentationen der *Naturalisierungslogik* als Referenz herangezogen. Denn ein digitales Hirnbild mit eingefärbten Arealen der Aktivierung unterstützt die Annahme einer Genealogie, deren Kausalität vom biologischen Substrat als Ursache zum Verhalten als Ergebnis führt.

Seit den 1980er Jahren wird allerdings ein weiterer prominenter Erklärungsansatz in der Neurowissenschaft diskutiert. Im Rahmen der *Plastizitätstheorie* wird die Ausbildung von Gehirnstrukturen und -funktionen nicht nur als Ergebnis biologischer Determinationsprozesse durch genetische und physiologische Vorgaben verstanden, die das Denken und Verhalten ursächlich begründeten (vgl. Kolb/Whishaw 1998). Das plastische Gehirn wird stattdessen als lebenslang offenes und gegenüber vielfältigen Einflüssen anpassbares biologisches System charakterisiert. Diese konstruktivistische Sichtweise dreht die Perspektive um. Das Gehirn ist zwar körperliche Materie, doch ist es damit nicht unbedingt auch alleinige Ursache von Verhalten. Soziale und kulturelle Erfahrungen, Lernen in gesellschaftlichen Kontexten und die individuelle Entwicklung nehmen Einfluss auf die Ausbildung eben jener biologischen Strukturen und Funktionen, die mit den Lernen und Verhalten in Wechselwirkung stehen.

Die wechselseitige Zuordnung zu deterministischen oder konstruktivi-

vistischen Erklärungsansätzen möchte ich beispielhaft am Geschlechterdiskurs in der modernen Hirnforschung ausloten.¹ Die Suche nach Geschlechterunterschieden im Gehirn zieht sich durch die Geschichte der Hirnforschung seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Diese Suche und die damit verbundene Forschungsmethodik werden bis heute paradigmatisch von zwei Vorstellungen geleitet. Erstens stellt die grundsätzliche Annahme von zwei Geschlechtern die Voraussetzung für ein *differenzorientiertes methodisches Vorgehen* dar, das bei der Analyse von Hirnstrukturen und -funktionen eine primäre Aufteilung in zwei getrennte Gruppen von weiblichen und männlichen Individuen vorgibt, wobei den Gruppen jeweils eine inhärente Homogenität unterstellt wird. Zweitens ist in vielen neurowissenschaftlichen Ansätzen nach wie vor die oben beschriebene *deterministische Kausallogik* leitend für die Theoriebildung, Empirie und Ergebnisinterpretation. Durch die Zuschreibung an das körperliche Substrat des Gehirns werden geschlechtliche Unterschiede bezüglich Denken, Leistungen und Verhalten ursächlich in der Biologie des Gehirns verortet. Insbesondere über die populärwissenschaftliche Bezugnahme auf entsprechende Ergebnisse der Neurowissenschaften verbindet sich diese Sexforschung² mit dem Anspruch, aus geschlechtlichen Hirndifferenzen auch gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse und Geschlechterordnungen erklären zu können. Eine solche Re-Naturalisierung (nicht nur) von Geschlechterverhältnissen durchdringt heute wieder die wissenschaftliche, populärwissenschaftliche und gesellschaftliche Diskussion.

Die Determination des geschlechtlichen Gehirns wurde durch die *kritische Genderforschung* auf mehreren Ebenen aufgebrochen. Die erste Ebene beschäftigt sich mit der *Befundlage* neurowissenschaftlicher Geschlechteranalysen. Eines der wichtigsten Ergebnisse vergleichender Metaanalysen – und eigentlich das einzig zu generalisierende Faktum – ist die widersprüchliche Befundlage. So lassen sich beispielsweise bezüglich der häufig postulierten Geschlechterunterschiede in der Sprachverarbeitung in der Querschau über Untersuchungen mit bildgebenden Verfahren

1. Der Geschlechterdiskurs in der Hirnforschung und seine kritische Analyse durch die Genderforschung kann an dieser Stelle nur zusammenfassend dargestellt werden, für eine ausführliche Analyse siehe Schmitz (2006).

2. Ich verwende hier den Begriff »Sexforschung«, um deutlich zu machen, dass es in den angesprochenen Analysen der Hirnforschung vorwiegend um die Erforschung biologischer Komponenten des Geschlechts geht. Auch wenn in Publikationen aus dem neurowissenschaftlichen Feld zunehmend der Begriff »Gender« verwendet wird, bedeutet das in den seltensten Fällen, dass diese Untersuchungen tatsächlich die sozialen und kulturellen Konstruktionen von Geschlecht, die mit dem Genderbegriff gemeint sind, in den Blick nehmen.

der letzten 15 Jahre keine durchgängigen Ergebnisse konstatieren. Zwar präsentieren einzelne Untersuchungen immer wieder Unterschiede hinsichtlich einer ausgeprägteren beidseitigen Verarbeitung von Sprachaufgaben im sog. »Frauengehirn« (Bilateralität) gegenüber einer einseitigeren Verarbeitung im davon abgegrenzten »Männergehirn« (Lateralität), andere stellen jedoch keine Differenzen fest (zur Übersicht: Sommer et al. 2004, Wallentin 2009). Ebenso wird der vielfach diskutierte Unterschied im Corpus Callosum, das als Faserbalken die beiden Hirnhälften verbindet und für die Informationsübertragung verantwortlich ist, inzwischen aufgrund der widersprüchlichen Befundlage kritisch hinterfragt. Die ursprünglich angenommenen Geschlechterdifferenzen, bei Frauen seien bestimmte Teile des Corpus Callosum stärker ausgebildet und dies erkläre bei ihnen die stärkere Vernetzung in der Informationsverarbeitung zwischen den Hirnhälften, konnten in Metaanalysen über die Gesamtheit der bis dahin vorliegenden Studien nicht bestätigt werden (Bishop/Wahlsten 1997). Schließlich herrscht ebenso Uneinigkeit hinsichtlich der Frage, ob die Geschlechter bei der Verarbeitung räumlicher Informationen unterschiedliche Hirnareale benutzen. Mit bildgebenden Verfahren stellte eine Forschungsgruppe zwar Unterschiede dar (Grön et al. 2000), eine andere Gruppe fand dagegen keine entsprechenden Differenzen (Blanch et al. 2004).

Für diese Befundwidersprüche lassen sich verschiedene Erklärungen anführen. Die Heterogenität innerhalb der Geschlechtergruppen ist insgesamt weitaus höher als die Unterschiede zwischen ihnen. Eine Generalisierung nach einheitlichen Frauen- oder Männergehirnen ist demnach nicht gerechtfertigt. Gleichzeitig werden im Zuge wissenschaftlicher Publikationspraxis solche Studien, die Unterschiede präsentieren, häufiger publiziert, wohingegen die Feststellung von Nicht-Unterschieden oder Überschneidungen der Geschlechtergruppen wenig publikationsträchtig ist. Ein solcher »publication bias« (Kaiser et al. 2009) verzerrt den Wissenskanon in Richtung der Manifestation von Geschlechterunterschieden insbesondere dann, wenn sich die wiederholte Zitation in der Wissenschaft ebenso wie in populärwissenschaftlichen und populären Medien ebenfalls in Richtung einer stärkeren Referenzierung von Unterschiedsstudien verschiebt (vgl. Bishop/Wahlsten 1997, Schmitz 2006).

Im Rahmen der Diskussionen um individuelle Variabilitäten im Verhältnis zu Gruppenunterschieden lässt sich die zweite Ebene der kritischen Analyse im Geschlechter-Hirn-Diskurs ansiedeln. Sie betrachtet die Zusammenhänge zwischen Gehirn und Verhalten genauer vor dem Hintergrund der verschiedenen Erklärungsansätze zwischen Determination und Konstruktion. Unter der Perspektive der *Hirnplastizität* geraten auch solche Untersuchungen in den Blick, die Hinweise dahingehend liefern,

wie sich Hirnstrukturen und -funktionen erfahrungsabhängig ausbilden und welche soziokulturellen Einflüsse auf diese Prozesse Einfluss nehmen, sich gewissermaßen im Gehirn »verkörpern«. Im Bereich der Sprachverarbeitung differenzieren sich beispielsweise neuronale Areale unterschiedlich je nach individueller Biographie des Spracherwerbs (Wattendorf et al. 2001). Räumliche Erfahrungen beeinflussen die Ausdifferenzierung von Hirnstrukturen im Hippocampus, einer Hirnregion, die zentral an Lernprozessen der räumlichen Orientierung beteiligt ist (Maguire et al. 2000). Motorische Übung, z.B. durch beidhändiges intensives Musiktraining oder durch Jonglieren, moduliert die strukturelle Vernetzung im Corpus Callosum (Schlaug et al. 1995) und in motorischen Hirnarealen (Draganski et al. 2004). Genereller noch wird diskutiert, wie beispielsweise durch Musikhören und Musiktraining allgemeine kognitive Leistungen gefördert werden können (Jäncke 2008).

Vor diesem Hintergrund wird unter einer vorwiegend konstruktivistischen Perspektive betont, dass Kultur und Natur, Sozialität und Gehirn beständig in Wechselwirkung treten. Die ständige Interaktion zwischen biologischen Prozessen (mit einer gewissen eigenen Regulationslogik) und sozio-kulturellen Einflüssen konstituiert eine je eigene körperliche Realität. Wenn persönliche Erfahrungen und die individuellen biologischen Materialitäten in ihren Entwicklungsprozessen untrennbar vernetzt sind, werden auch Heterogenitäten innerhalb der Geschlechtergruppen von Frauen und Männern erklärbar. Gleichzeitig können Gendereffekte ähnliche Hirnstrukturen und -funktionen bedingen, wenn die Subjekte in ihren sozialen Kontexten durch gesellschaftliche Zuweisungen und Verortungen weibliche und männliche Rollenmuster übernehmen und entsprechend geschlechtlich eingegrenzte Erfahrungen machen. Das *Embodying*³ dieser Einflüsse konstituiert ein *Gendergehirn*, welches gleichwohl ein reales materielles Phänomen ist. Bisher fehlen noch differenzierte Untersuchungen zur konstruktiven Ausbildung solcher Genderaspekte im Gehirn. Dies mag auch daran liegen, dass eine Operationalisierung der vielen interagierenden Fassetten einer genderbedingten Sozialisation im Rahmen der differenzorientierten Forschungsmethodologie der Neurowissenschaften (s.o.) kaum möglich ist. Zumindest jedoch hat die Aufnahme kritischer Analysen der Befundlage und der theoriegeleiteten Interpretationen in den neurowissenschaftlichen Fächerkanon den disziplinimmanenten Diskurs dahingehend sensibilisiert, dass das binäre Modell rein biologisch deter-

3. Ich benutzte den Begriff des *Embodying* statt der üblichen Verwendung von *Embodiment*, um dem prozessualen Charakter der Verkörperungsprozesse in Wechselwirkung von Biologie und Sozialität gerecht zu werden (Schmitz/Degele 2009).

miniierter Geschlechterdifferenzen in Sinne eines Sexgehirns zunehmend zugunsten eines bio-psycho-sozialen Modells von Wechselwirkungen transformiert wird (vgl. Hausmann 2007).

Dennoch erweisen sich biologische Ursachenzuschreibungen an dichotome Geschlechtermodelle (Frau/Mann) zum Teil innerwissenschaftlich, aber besonders in der populärwissenschaftlichen Verbreitung und im gesellschaftlichen Diskurs als erstaunlich resistent. Diese Persistenz der Naturalisierung von Geschlechterverhältnissen speist sich nicht zuletzt aus der Bezugnahme auf *technologisch vermittelte Visualisierungen*, und das sind heute vorwiegend digitalisierte Bilder aus dem Inneren des Gehirns. Technik und Bildlichkeit bilden für diese Festlegung eine wirkmächtige Allianz. Der Einsatz technischer Verfahren, mathematischer Modelle und informatischer Algorithmen in der Datenerhebung und -analyse vermittelt *Neutralität* und *Objektivität* in der Wissensproduktion. Fehler oder subjektive Verzerrungen der Forschenden ließen sich so verhindern. Die Bildlichkeit vermittelt gleichzeitig eine scheinbare *Evidenz*, indem das zu Sehende als visuelles Modell der Wirklichkeit fungiert (vgl. Raichle/Siegel/Spelten 2008). Hirnbilder werden dementsprechend häufig mit schon eingangs formulierten Botschaften in Verbindung gestellt. Das Substrat des Denkens oder Verhaltens lasse sich an genau dieser Stelle lokalisieren. Dieses Substrat sei die Ursache eben jener kognitiven Leistung oder Handlung. Die Festlegung in der Materialität des Gehirns sei dauerhaft und unveränderlich.

Eine dritte Ebene der kritischen Analyse setzt sich daher genauer mit den *Technologien und Methoden der bildgebenden Verfahren* auseinander. Die Aufarbeitung der jeweiligen Verfahrensschritte in der Hirnbildgebung macht deutlich, dass der scheinbare direkte Blick ins Innere des Gehirns immer nur ein vermittelter ist. Computertomographische Verfahren sind keine Abbilder, sondern konstruktive Technologien, in denen von der Datenerhebung im Scanner bis zum präsentierten Hirnbild eine ganze Anzahl von Modellen und Berechnungsverfahren zur Standardisierung, zur Filterung (um Artefakte auszuschließen), zur Festlegung von Arealgrenzen, zur Erstellung eines Bildes aus Frequenzsignalen oder zur Festlegung relevanter Aktivierung in Zusammenhang mit einem parallel durchgeführten Leistungstest (u.v.m.) unterschiedlich kombiniert werden (vgl. Schmitz 2004).

Detaillierte Untersuchungen aus dem Forschungsfeld der Science and Technology Studies haben aufgezeigt, dass die innerwissenschaftlichen Entscheidungsprozesse für unterschiedliche Verfahren der Wissenskonstruktion von vielen Faktoren beeinflusst werden: von der Zusammenstellung der jeweiligen Forscher/-innengemeinschaft mit ihren unterschiedlichen Hintergrundannahmen, Fragestellungen und Zielen, von ökonomi-

schen und politischen Faktoren, von gesellschaftlichen Vorstellungen, von den technischen Voraussetzungen und nicht zuletzt von den untersuchten Körpern selbst (u.a. Beaulieu 2002, Burri 2008, Joyce 2005, Vidal/Benoit-Browaey 2005). So ließen sich beispielsweise für Sprachanalysen methodische Verzerrungen aufzeigen, welche die Ergebnisse hinsichtlich der Präsentation von Geschlechterunterschieden oder -überschneidungen beeinflussten. Je nach Auswahl bestimmter statistischer Verfahren, die alle im Rahmen des anerkannten Forschungskanons lagen, konnten auf derselben Datengrundlage geschlechterdifferente Aktivierungen ins Bild gesetzt werden oder nicht (Kaiser et al. 2007).

Digitale Hirnbilder sind demnach immer abhängig von ihrem jeweiligen *Entstehungskontext*. Damit ist keineswegs gesagt, dass ein mit bildgebenden Technologien gewonnenes Wissen über das Gehirn beliebig oder nicht anwendbar sei. Vielmehr sind gerade im medizinischen Bereich die aus spezialisierten Verfahren gewonnenen Wissenskonstruktionen für unterschiedliche Felder der Diagnose, der Therapie oder der Neurochirurgie effizient nutzbar. Problematisch wird der Bildbezug aber dann, wenn er kontextunabhängig zu generalisierenden Aussagen über vorab definierte Gruppen (nach Geschlecht, Ethnie oder Krankheit) eingesetzt wird.

Ebenso muss der *Interpretationskontext* digitaler Hirnbilder kritisch reflektiert werden. Als Momentaufnahmen eines bestimmten Zeitpunktes körperlicher Materialität können sie die Entwicklungsprozesse, die zu dieser Hirnstruktur oder jener Aktivierung geführt haben, nicht ins Bild setzen. Dies begrenzt ihre Aussagekraft hinsichtlich der Ursachenzuschreibung, denn Korrelation zwischen Aktivierungen in bestimmten Hirnarealen und kognitiven Funktionen oder Verhaltensäußerungen erlauben zunächst einmal keine Aussage über deren Kausalitäten bzw. ihre Genealogie. Ob in den Gehirnstrukturen und ihren Funktionen die Ursache für Lernleistungen begründet sind, inwieweit Lernen selbst die biologische Materialität und ihre Prozesse formt und wie diese beiden Komplexe in Wechselwirkung treten, darüber kann dem Bild zu einem bestimmten Messzeitpunkt nichts entnommen werden.

Dieser Streifzug durch die geschlechterbezogene Hirnforschung hat gezeigt, dass das Konzept der Hirnplastizität entgegen der klassischen Sichtweise eines bei Geburt festgelegten Gehirns inzwischen im neurowissenschaftlichen Diskurs eine wichtige Rolle spielt. Das Gehirn kann nur verstanden werden als ein dynamisches System, das in ständiger Wechselbeziehung mit dem sozialen und kulturellen Umfeld steht. Gleichzeitig ist das Gehirn im Rahmen dieser plastischen Konzeption zum prominenten Bezugspunkt geworden, wenn es um Fragen der Verbesserung menschlicher Handlungs- und Leistungsfähigkeiten geht. Wie das sowohl naturalisierte als auch veränderbare und sich verändernde Gehirn im Rahmen

neuer technologischer Vernetzungen und Interventionen verortet wird, will ich im Folgenden unter meiner zweiten Perspektive genauer ausloten.

2. Hirndiskurse und Neurotechnologien

Die Prominenz neurowissenschaftlicher Erklärungen für menschliches Verhalten, Denken und Einstellungen prägt nicht nur aktuelle naturwissenschaftliche Debatten. Ebenso wie der Körperdiskurs insgesamt verlagert sich auch die Auseinandersetzung mit dem Gehirn zunehmend in soziale, gesellschaftliche und kulturelle, in philosophische, ethische und gesellschaftliche Bereiche. Darin eingebunden sind nicht nur wissenschaftliche Diskurse, sondern vielfältige individuelle und gesellschaftliche Handlungsfelder.

Die Ausbreitung einer solchen modernen *Neurokultur* fußt auf mehreren Prämissen, die in der Ausrufung der Hirnforschung als heutiger Leitwissenschaft sowie im Zusammenschluss neurowissenschaftlicher und informationstechnologischer Forschungs- und Entwicklungsfelder ihre Wurzeln haben.

Mit der »Decade of the Brain« wurde in den 1990er Jahren ein weltweites Forschungsprogramm initiiert, das mit Hilfe einer detaillierten Datensammlung zu einem umfassenden Kenntnisstand über die Zusammenhänge zwischen biologischen Merkmalen des Gehirns und Verhaltensausprägungen führen soll. In Kombination verschiedenster neurowissenschaftlicher Methoden werden genetische und physiologische Daten, mikrostrukturelle, neuroanatomische und neurofunktionelle Strukturen und Prozesse erforscht. Die Ergebnisse sollen über informationstechnische Programme und Datenbanken der Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellt werden, um Übersicht und Vergleich in der Befundlage herzustellen (OHBM 2001). Damit wurde für die Neurowissenschaften ein gemeinsames Ziel ausgerufen: die Erforschung, Charakterisierung und Repräsentation aller Aspekte des menschlichen (und auch des tierischen) Gehirns (Smaglik 2007) und die Weiterentwicklung der Erkenntnistheorie zum Gehirn (Koslow 2000). Das Ziel ist noch weit entfernt, auch aufgrund der Problematiken, die aus der Kombination unterschiedlicher Forschungsansätze und Technologien (wie im Beispiel der bildgebenden Verfahren schon angesprochen), dem Management und der Vergleichbarkeit ungeheurer Datenmengen entstehen. Dennoch hat dieses Programm schon jetzt eine zentrale Vorstellung generiert und wirkmächtig verbreitet: die Fokussierung auf das *Gehirn als dasjenige körperliche Organ, das den Menschen bestimmt*. Der Mensch wird festgelegt auf sein Gehirn: Wir haben nicht nur ein Gehirn, wir sind unser Gehirn. Verhalten, Denken, Identität

und Persönlichkeit amalgamieren mit der Hirnbiologie und das menschliche Subjekt wird zunehmend als neuronales Subjekt konzipiert. Dieser Blickwinkel hat über die Neurowissenschaften hinaus zur Ausbildung neuer transdisziplinärer Forschungs- und Anwendungsfelder geführt, in denen weit reichende gesellschaftliche Kontexte unter Bindestrichbegriffen der Neuro-X neu verhandelt werden, z.B. Neuropädagogik, Neuroökonomie, Neuromarketing, Neurotheologie, Neuroästhetik und andere mehr. Das *cerebrale Subjekt* (Ortega/Vidal 2007) wird mehr und mehr zur zentralen Kategorie, wenn es um Definitionen des Selbst, um gesellschaftliche Prozesse oder um ein zukünftiges Menschenbild geht.

Das zweite zentrale Moment, das die prominente Ausbreitung einer Neurokultur prägt, lässt sich an der engen Vernetzung biologischer Forschungsansätze mit technologischen Entwicklungen festmachen. Ohne die Kombination neurowissenschaftlicher und informationstechnischer Methoden, wie beispielsweise in den Verfahren des Brain Imaging, sind inzwischen Untersuchungen der dem cerebralen Subjekt zugrunde liegenden innerkörperlichen Prozesse nicht mehr denkbar. Umgekehrt sollen Fehlfunktionen eben dieses cerebralen Subjektes durch technologische Eingriffe in das Gehirn aufgehoben oder zumindest die damit verbundenen Beeinträchtigungen vermindert werden. Schließlich erweitert sich die Diskussion zur Anwendbarkeit der in der Medizin entwickelten Neurotechnologien auch auf das Feld der Verbesserung von Leistungen und Fähigkeiten gesunder Menschen. Diese tief greifende *Vernetzung zwischen Biologischem und Technischem* nimmt zusätzlich Einfluss auf das Selbstverständnis des Menschen. Das cerebrale Subjekt ist nicht mehr rein biologisch, es wird zum biotechnologischen Subjekt.

Damit komme ich zurück zur Frage von Körpern, in diesem Fall genauer von Körpergehirnen, im Spannungsfeld von Schicksal und Bioaktie. Mit dem Einsatz von Neurotechnologien werden die Grenzen zwischen Körper und Technik brüchig. Diese Vernetzung kann auf unterschiedlichen Ebenen stattfinden, durch die Verbindung von Gehirnen mit Computern oder Prothesen zur Unterstützung von Bewegungsfunktionen (Brain-Computer-Interfaces und Brain-Machine-Interfaces), durch technische oder pharmakologische Beeinflussung von Hirnstrukturen und -funktionen (z.B. durch Magnetstimulation des Gehirns oder mit Hilfe des Neuroenhancements) bis zur Inkorporation von technischen Artefakten in die biologische Materialität des Gehirns (z.B. durch Hirnimplantate). Körpergehirne werden in diesen Vernetzungen ebenso wie die cerebralen Subjekte zu biotechnologischen Hybriden, zu Cyborgs. Zu Recht fragt Steven Rose: »How will the rapid growth of human-brain/machine interfacing – a combination of neuroscience and informatics (cyborgery) – change how we live and think?« (Rose 2005, 7)

Ich möchte in einigen Feldern der boomenden Neurotechnologien noch einmal das Spannungsfeld von Determination und Konstruktion ausleuchten. Denn einerseits wird das cerebrale Subjekt von der Hirnforschung durch einen neurobiologischen Determinismus charakterisiert, der sämtliche Verhaltensprozesse und Eigenschaften eben dieses Subjektes aus der biologischen Fundierung des Systems Gehirn heraus erklärt. Allerdings – und das sei an dieser Stelle schon vorausgeschickt – löst sich diese Form des modernen Determinismus zunehmend von der Frage, ob das Gehirn in seiner Struktur und Funktion von vorne herein festgelegt ist. Es geht also weniger darum, dass das Gehirn selbst determiniert ist, sondern dass es in seiner jeweils aktuell vorhandenen Ausgestaltung als determinierend für jegliche Denkprozesse, Handlungsweisen und die Gesamtheit persönlicher Verhaltensmerkmale verstanden wird. Andererseits sind Neurotechnologien auf die Offenheit dieses Systems gegenüber Außeneinwirkungen angewiesen. Ohne die Veränderbarkeit des Gehirns infolge der Neuroplastizität könnten neurotechnologische Stimulationen oder Neuroenhancement keine Wirkungen zeigen.

Brain-Computer-Interfaces werden im biomedizinischen Bereich entwickelt und eingesetzt, um Kommunikations- und Bewegungseinschränkungen bei Patienten/-innen infolge von Erkrankungen oder Unfällen zumindest teilweise wieder herzustellen. Das Grundprinzip dieser Neurotechnologien ist die Erfassung von Signalmustern aus dem Gehirn, die schon bei der Vorstellung von bestimmten Bewegungen oder Aktivitäten in entsprechenden Hirnarealen produziert werden. Aus diesen hochkomplexen Mustern müssen mittels informationstechnischer Verfahren relevante Informationen entschlüsselt werden, die dann zur Steuerung einer externen Maschine (eines Computers oder einer Prothese) im Sinne der vom Menschen intendierten Aktivität oder Bewegung umgesetzt werden. Nicht-invasive Brain-Computer-Interfaces nutzen vorwiegend EEG-Signale zur Steuerung externer Geräte. Das Thought-Translation Device (Karim et al. 2006) ermöglicht beispielsweise gelähmten PatientInnen oder Menschen mit Locked-in-Syndrom zumindest teilweise eine Kommunikation mit der Umwelt über den Computer, indem sie die Veränderung der eigenen EEG-Aktivität zur Bewegung eines Cursors auf einem Computerbildschirm in einige Richtungen zur Auswahl von Buchstaben nutzen.⁴ Invasive BCI greifen tiefer in das Gehirn ein. Bewegungssignale werden hier durch implantierte Sensoren (z.B. Chips mit 100 Elektroden) in motori-

4. Verschiedene Forschungsgruppen entwickeln in diesem Feld unterschiedliche Spezifizierungen zur Computersteuerung über EEG-Interfaces, z.B. in Deutschland auch das Berlin Brain-Computer-Interface (<http://ida.first.fhg.de/bbci/>), die Grundprinzipien sind aber entsprechend.

schen Hirnarealen aufgezeichnet. Diese Informationen werden an Signaldetektoren außerhalb des Körpers geleitet. Durch die Generation entsprechender Kommandos aus den neuronalen Musterstrukturen mit Hilfe von informationstechnischen Programmen und Algorithmen wird dann die Steuerung einer Computermaus wie beispielsweise im Projekt Braingate (Hochberg et al. 2006) oder die Steuerung von externen Arm- oder Beinprothesen (Nicoletis 2003) reguliert.

Zunehmend werden Brain-Computer-Interfaces auch im nicht-medizinischen Bereich entwickelt und eingesetzt. Dies markiert einen Übergang der neurotechnologischen Anwendungen vom »Enabling«, d.h. der Wiederherstellung von Handlungsfähigkeiten für Menschen mit Beeinträchtigungen, zum »Enhancement«, in dem eine technologische Verbesserung der Leistungsfähigkeit gesunder Menschen angestrebt wird.³ Erste Ansätze einer gesellschaftlichen Vermarktung dieser Neurotechnologien finden sich beispielsweise zur EEG-Steuerung von Handys (vgl. Rötzer 2005), im Spielesektor (vgl. Nijholt 2009) oder zur Navigationsunterstützung (Leeb et al. 2005).

Dieses letzte Beispiel führt zu einem entscheidenden Punkt. Ein Reporter (Hopkin 2005) berichtet etwas frustriert von seinen erfolglosen Versuchen, mit Hilfe einer Electronic Cap, die EEG-Wellen in Bewegungskommandos umsetzen soll, seine Hirnaktivität zur Steuerung eines Cursor in einem virtuellen Straßensystem zu nutzen. Doch so einfach und schnell will sich der Erfolg in der Vernetzung von Gehirn und Maschine nicht einstellen. Diese Problematik, die auch im medizinischen Bereich nicht unbekannt ist, verweist darauf, dass die Perspektive auf Brain-Computer-Interfaces als eine gerichtete Verbesserung des Informationsflusses vom Inneren des Gehirns nach Außen zur Steuerung von Maschinen zu einseitig ist. Ziel und Voraussetzung für eine effektive Mensch-Maschine-Kommunikation ist vielmehr ein sog. »closed loop«: ein geschlossener Kreis (Vallabhaneni/Wang/He 2005). Ohne die Rückmeldung einer erfolgten Aktion und deren Verarbeitung im Gehirn (z.B. beim Brain-Computer-Interface durch visuelles Feedback einer Cursorbewegung auf dem Bildschirm) kann sich keine erfolgreiche Kommunikation zwischen Mensch und Maschine entwickeln. Nur wenn Gehirn und Maschine voneinander

5. Dieser Übergang ist jedoch nicht in allen Bereichen als zeitliche Nachfolge der medizinischen Entwicklung zu verstehen, denn die neurotechnologische Forschung ist schon von Beginn an eng verknüpft gewesen mit militärischen Bereichen (vgl. Farah 2004, Hoag 2003). Insbesondere die DARPA, die Defense Advanced Research Projects Agency der amerikanischen Regierung, finanziert die Forschung und Entwicklung von Brain-Computer-Interfaces, aktuell um beispielsweise schnellere Warnsysteme zu entwickeln (Gibbs 2008).

lernen, indem Rückmeldung des jeweiligen ›Partners‹ vom Gehirn bzw. dem Computer verarbeitet werden, ist die Schnittstelle erfolgreich. Sowohl das plastische Gehirn als auch die Adaptivität der Algorithmen im Computer sind also Voraussetzungen für diese Neurotechnologien.

An diesem Beispiel wird deutlich, wie die beiden Konzepte des einerseits determinierenden und des andererseits modulierbaren Gehirns in Verbindung treten. Das Gehirn stellt sowohl die materielle (strukturelle und funktionelle) Grundlage her, die Ressource, aus der die gesamten Verhaltens- und Kommunikationsmuster ablesbar sein sollen. Umgekehrt lernt das Gehirn aus der Interaktion mit der Technologie, es verändert seine materielle Struktur und Funktion, die nun wiederum Ressource für die weitere Kommunikation bildet. Jens Clausen (2009) wirft hierzu die Frage auf, inwieweit in dieser wechselseitigen Vernetzung auch nicht intendierte Einwirkungen von Seiten der Maschine auf das Gehirn menschliches Verhalten und Persönlichkeit verändern können.

In einen analogen wechselseitigen Zusammenhang lässt sich auch der zweite große Forschungs- und Entwicklungsbereich der Neurotechnologien einbinden, die Stimulation des Gehirns zur Verbesserung von Leistungsfähigkeiten. Unter dem Stichwort *Neuroenhancement* vereinigen sich technische und pharmakologische Hirnstimulationen, die eine Gerichtetheit von Außen nach Innen implizieren. Die Aktivierung bestimmter Hirnareale durch wiederholte Magnetimpulse wird beispielsweise in der repetitiven transkraniellen magnetischen Stimulation (TMS) genutzt, um die Aktivität und Struktur von Nervennetzen zu verändern. Hochfrequente Impulse (20-60 Hz) führen zur Erregung, niederfrequente zur Hemmung und Funktionsblockierung im Kortex. In den 1980er Jahren zur Beeinflussung von Depression entwickelt, werden inzwischen Anwendungen der TMS erprobt, um bestimmte Leistungsfähigkeiten, insbesondere im Bereich kognitiver Funktionen, zu fördern (Birbaumer 1999, Snyder et al. 2006). Auch hier spielt die Hirnplastizität eine entscheidende Rolle, denn die nachhaltige Wirksamkeit der technologischen Hirnstimulation setzt Veränderungen der hirnfunktionellen Grundlagen voraus.

Die wohl intensivste Diskussion über Eingriffe ins Gehirn zur Beeinflussung von Eigenschaften und Fähigkeiten findet heute im Rahmen des pharmakologischen Neuroenhancements statt. Fluctin/Prozac zur Stimmungsaufhellung, Modafinil zur Gedächtnisstärkung oder Ritalin zur Konzentrationssteigerung sind nur die bekanntesten Namen aus einer inzwischen breiten Palette von Wirkstoffen, die – ebenfalls im biomedizinischen Bereich entwickelt – inzwischen eine enorme gesellschaftliche Verbreitung erfahren haben und zum sog. Hirntuning eingesetzt werden (zur Übersicht Nagel/Stephan 2009). Die Diskussion über Nebenwirkungen und Langzeitfolgen solcher Eingriffe, über Frage der Auswirkungen von

Neuropharmaka auf Persönlichkeit und Identität, über gesellschaftliche Implikationen des Hirntuning oder über die Transformationen eines zukünftigen Menschenbildes wird inzwischen in vielen wissenschaftlichen Disziplinen geführt (vgl. Ach/Pollmann 2006, Degele/Schmitz 2009, Farrah 2004, Hall 2004, Illes 2007, Rose 1998, Rose 2005, Rose 2007, Schöne-Seifert et al. 2009).

Ich möchte, statt die nachzulesenden Argumentationen zu wiederholen, hier einen bestimmten Aspekt herausheben: Wie verbinden sich im Bereich des technischen und pharmakologischen Neuroenhancements wiederum die beiden Stränge von Determination und Konstruktion? Alle neurotechnologischen Ansätze zur Verbesserung erwünschter oder zur Unterdrückung unerwünschter Eigenschaften benötigen prinzipiell ein Substrat, das die Eigenschaften möglichst vollständig bestimmt. Gleichzeitig muss dieses Substrat, die Ressource, bearbeitbar, behandelbar und modifizierbar sein, um Veränderungen der vom Substrat abhängigen Eigenschaften zu erreichen. Das Konzept eines plastischen Gehirns ist also ebenso notwendige Voraussetzung wie das Postulat, das Gehirn in seinem jeweiligen strukturellen und funktionellen Zustand sage alle Verhaltensmöglichkeiten des Subjektes vollständig voraus.

Besonders deutlich wird diese Verschränkung von deterministischen und konstruktiven Momenten in aktuellen Forschungs- und Entwicklungsbereichen zum Einsatz von Neurofeedback. Hier werden fMRI-Bilder der eigenen Hirnaktivitäten von Patienten/-innen visuell verarbeitet und über einen sukzessiven Prozess lernen die Personen, bestimmte mit der Hirnaktivierung korrelierenden körperlichen Phänomene zu unterdrücken. Das plastische Gehirn ebenso wie die Eigenverantwortung stehen demnach im Mittelpunkt des Neurofeedbacks, um beispielsweise Schmerzen zu reduzieren oder sozial-emotionale Störungen durch Eigenbehandlung aufzuheben (vgl. Sitaram et al. 2007). Dieses letzte Beispiel veranschaulicht, dass auch für die Charakterisierung des Hirntunings eine einseitige Gerichtetheit der Wirkungen, hier von Außen nach Innen, nicht ausreichend ist.

Wie schon in den Brain-Computer-Interfaces geht es in allen Neurotechnologien immer um prozessuale Wechselwirkungen zwischen Gehirn und Technologie. Neurotechnologische Entwicklungen und die ihnen zugrunde liegenden Konzeptionen charakterisieren daher immer Netzwerke zwischen dem Körpergehirn und der Technik. Eine rein determinierende Sichtweise greift hier zu kurz, denn die Prozesse in diesen Netzwerken lassen sich nicht innerhalb des cerebralen Subjektes verschließen, sie sind offen gegenüber vielfältigen interagierenden Einflüssen. Unter der dritten Perspektive werde ich einige dieser Interaktionen im gesellschaftlichen Kontext ansprechen.

3. Bio-technologische Vernetzungen im gesellschaftlichen Kontext

Der Steifzug durch die Forschungsansätze und Diskurse der modernen Hirnforschung sowie durch die aktuellen Entwicklungen der Neurotechnologie hat aufgezeigt, wie tief greifend neurowissenschaftliche Konzeptionen inzwischen das Verständnis von und den Umgang mit Körperlichkeit in gesellschaftlichen Kontexten beeinflussen. Zusammenfassend lassen sich zu diesem Zeitpunkt mehrere Linien charakterisieren, die in diesen Transformationsprozessen wirkmächtig werden:

Der Referenzpunkt körperlicher Materialität fokussiert sich auf das Gehirn, das als zentrale Entität das cerebrale Subjekt kennzeichnet. Ausgehend vom Gehirn und mit dem Gehirn werden Denken und Verhalten, Leistungsfähigkeit und soziale Positionierung, Identität und Persönlichkeit verhandelt.

Die Vorstellung eines evolutionär vorbestimmten Gehirns, dessen Strukturen und Funktionen genetisch festgelegt und unveränderlich seien, verändert sich. Das plastische Gehirn entwickelt sich in beständiger Wechselwirkung mit psychosozialen und kulturellen Erfahrungen. Dennoch halten sich in vielen Diskussionsfeldern Vorstellungen von grundsätzlichen Grenzziehungen entlang der körperlichen Materialität, die zur Einteilung von dichotomen Gruppenkategorisierungen herangezogen werden. Insbesondere im Geschlechterdiskurs dient die Referenz auf technologisch vermittelte Hirnbilder von ›Frauengehirnen‹ und ›Männergehirnen‹ nach wie vor zur Erklärung und Legitimierung von Leistungs- und Verhaltenszuschreibungen. Die Akteure und ihre Entscheidungsprozesse, die im Verlauf der Konstruktion technischer Visualisierungen Einfluss auf die Wissensproduktion nehmen, geraten hierbei häufig aus dem Blick.

Auch im Rahmen technologischer Vernetzungen und Modifikation der biologischen Materialität des Gehirns behält letzteres einen naturalisierten und determinierenden Charakter. Alle Prozesse können aus der Struktur und Funktion des aktuellen Gehirns abgelesen werden. Nur mit der Vorstellung einer solchermaßen im Augenblick vordiskursiven und abgeschlossenen Materialität ist Manipulation und Optimierung bei gleichzeitiger Kontrolle möglich. Auch wenn es für diese Definition des Determinismus irrelevant ist, ob das *aktuelle Gehirn* durch evolutionsbiologische und genetische Anlagen bestimmt ist oder ob es das Ergebnis erlernter, hirnplastischer Entwicklungen darstellt, bleibt die Trennung des Gehirns als Pendant zur Natur und als Gegenüber von Kultur erhalten. Das eigene Gehirn (= Natur) ist zwar nicht mehr schicksalhaft gegeben, sondern profitables Investment, aber es bleibt eben Investment und Ressource. Es bleibt

passiv, wird genutzt und optimiert, um dann auf Knopfdruck spontan, flexibel, zeitlich punktuell abrufbar und situativ einsetzbar zu sein.

Die Fokussierung auf das cerebrale Subjekt in Verbindung mit dem Potential der eigenen Gehirn-Optimierung unterstützt in der modernen Gesellschaft vordergründig die Selbstbestimmung. Das Individuum besitzt scheinbar die Freiheit, sich durch die Auswahl unterschiedlicher Selbsttechnologien nach eigenen Zielen und eigenverantwortlich optimal im sozialen Umfeld zu positionieren. Diese *Personalisierung von Verbesserungsstrategien* läuft allerdings Gefahr, aus dem Auge zu verlieren, dass auch das cerebrale Subjekt nicht autonom in seinen Entscheidungen ist, wie es mit der eigenen Ressource Gehirn umgehen kann und soll. Es ist in seinen Entscheidungen und Handlungen immer eingebunden in gesellschaftliche Ordnungen. Hier werden Normen gesetzt, nach denen Körper diszipliniert werden und sich selbst zu disziplinieren haben (Rose 2005, Schaper-Rinkel 2009). Vor dem Hintergrund der Transformationsprozesse im Netzwerk von Natur, Technik und Kultur stellt sich daher die Frage: Wie passen sich die beiden Formen der Naturalisierung *eines determinierenden und gleichzeitig modulierbaren Gehirns* (Lettow 2007) in heutige gesellschaftliche Optimierungsdiskurse ein, in denen Körper und Gehirne auf dem neoliberalen Markt bestimmte Ziele und Vorgaben zu erfüllen haben? In der Verschränkung naturwissenschaftlicher und gesellschaftlicher Diskurse steht die Optimierung bestimmter Fähigkeiten und Leistungen im Vordergrund. Kommunikation und Vernetzung, Flexibilität und Mobilität, Einsatzbereitschaft und schnelle Entscheidungskompetenz unterliegen dem permanenten Verbesserungsdruck. Diese Normierungstendenzen in Ausrichtung auf effiziente Eigenschaften »kapitalismuskompatibler Körper« (Degele/Schmitz 2009) sind im Rahmen neurotechnologischer Entwicklungen genauer zu verfolgen.

In einer Gesellschaft, die durch geschlechtliche Ordnungsstrukturen nach wie vor tief greifend formiert ist, ist es zudem erforderlich, genauer nachzuschauen, wo und wie Geschlechterzuschreibungen und -stereotype in diesen Optimierungstechnologien explizit oder implizit eingewoben sind oder weiter getragen werden. Einige Ansatzpunkte lassen sich hierzu erst vorläufig benennen. Im Netzwerk der Brain-Computer-Interfaces soll das rationale Gehirn seine Kommunikation mit einer mathematisch-logischen Maschine und dem informatischen Code eines Computers weiter entwickeln. Hier werden bestimmte Bereiche des Denkens fokussiert, andere werden ignoriert. Wird also mit solchen Mensch-Maschine-Schnittstellen als Zukunftsvision des technisierten Menschen die klassische Trennung und Hierarchie in männlich konnotierte Rationalität, als »Krone der Schöpfung«, gegenüber weiblich konnotierter Emotionalität/Intuition, bestenfalls als Beiwerk, erneut manifestiert?

Neuroenhancement zielt auf die Optimierung kognitiver Fähigkeiten, die Verbesserung der Aufmerksamkeit und Konzentration sowie auf die Steigerung des Selbstbewusstseins. Gleichzeitig sollen negative Stimmungen und Emotionen möglichst reduziert werden (vgl. Nagel/Stephan 2009). Auch hier lassen sich geschlechtlich konnotierte Zuschreibungen an diesen Fähigkeiten mit positivem (rationale Kognition) oder negativem (Emotion) Vorzeichen aufdecken (Schaper-Rinkel 2007).

Petra Cook (2004) arbeitete heraus, dass in den Zukunftsvisionen innerhalb der Neurotechnologie-Debatte die Verbindung zwischen dem rationalen Gehirn und dem Computer mit einer Entkörperlichung der Rationalität einhergeht, wohingegen Emotionalität untergeordnet und körperlich bleibt. Die geschlechtliche Zuordnung von Technologie und Geist/Rationalität an das männliche, sowie von Körper und Emotionalität an das weibliche Prinzip ist tief verwurzelt im Denkbild der Technik- und Naturwissenschaften seit der Aufklärung. So schwingt auch in vielen neurotechnologischen Diskursen die Botschaft mit, die harte Technik (männlich) könne helfen, natürliche Schwächen (weiblich) zu überwinden. In einer Reihe von Entwicklungen, insbesondere aus dem militärischen Bereich, geht es beispielsweise ganz konkret um die Generierung männlicher, sogar hypermaskuliner Technokörper (Cook 2004).

In anderen Bereichen der Neurokultur werden Geschlechterstereotypen nahezu unhinterfragt um- und eingesetzt. Ansätze des Neuromarketing zielen darauf, Produkte so zu vermarkten, dass sie die (unbewussten) emotionalen Präferenzen der Geschlechter bestmöglich nutzen. Dabei werden unter Rückbezug auf die angeblich objektiven Erkenntnisse der Hirnforschung geschlechterdichotomisierte Hirnbilder zum Leitprinzip in der Produktentwicklung (Häusel 2007). Testosterongesteuerte Männergehirne sprächen auf solche Produkte an, die ihrer Ausrichtung auf Abenteuer, Thrill, Disziplin und Technik gerecht würden. Östrogengesteuerte Frauengehirne könnten dagegen erfolgreicher mit Produkten beworben werden, die mit Balance, sozialen Aspekten, Partnerschaft oder Mode aufgeladen seien. Diese reduktionistisch-biologistischen Vorstellungen mögen naiv erscheinen, jedoch werden auf dieser Grundlage enorme Geldsummen in Marketingstrategien investiert.

Die differenzierte Analyse der Einschreibung von Geschlechteraspekten im Rahmen der neurotechnologischen Netzwerke steht noch am Anfang (vgl. Degele/Schmitz 2009, Lettow 2007). Es deutet sich allerdings an, dass, auch wenn wir schon Cyborgs sind (Haraway 1991), Grenzlösungen zwischen Natur und Technik nicht automatisch die klassischen Dichotomien von Sex und Gender auflösen oder Geschlechterhierarchien obsolet machen (vgl. Weber 2004). Neben der wissenschaftlichen Analyse ist die gesellschaftliche Debatte auch zur Auseinandersetzung in die

se Richtung zu sensibilisieren. Wenn Thomas Metzinger fragt: »Welche Bewusstseinszustände wollen wir aus unserer Kultur verdrängen, welche wollen wir mit Hilfe der modernen Neuro- und Kognitionswissenschaften fördern und in unser gesellschaftliches Leben einbetten?« (Metzinger 2005, 53), so ist weitergehend zu fragen, welches Geschlechtergehirn und welche Geschlechterkörper stehen in der zukünftigen Entwicklung zur Disposition.

Literatur

- Ach, Johann S., Arnd Pollmann (Hg.) (2006): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper. Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript).
- Beaulieu, Anne (2002): Images Are Not the (Only) Truth: Brain Mapping, Visual Knowledge, and Iconoclasm. In: *Science, Technology & Human Values*, Vol. 27, Nr. 1, 53-86.
- Birbaumer, Nils (1999): Rain Man's Revelations. In: *Nature*, Vol. 399, 211-212.
- Bishop, Katherine M., Douglas Wahlsten (1997): Sex differences in the human Corpus Callosum: Myth or reality? In: *Neuroscience & Biobehavioral Reviews*, Vol. 21, Nr. 5, 581-601.
- Blanch, Richard J. et al. (2004): Are there gender-specific neural substrates of route learning from different perspectives? In: *Cerebral Cortex*, Vol. 14, 1207-1213.
- Burri, Regula (2008): Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder. Bielefeld (transcript).
- Clausen, Jens (2009): Man, machine and in between. In: *Nature*, Vol. 457, Nr. 26, 1080-1081.
- Cook, Petra S. (2004): The Modernistic Posthuman Prophecy of Donna Haraway. In: D. Cabrera, C. Bailey, L. Buys, L. (Hg.): *Social Change in the 21st Century 2004*. Conference Proceedings. Brisbane (Centre for Social Change Research, School of Humanities and Human Services), 1-12.
- Degele, Nina (2008): *Gender/Queer Studies*. Paderborn (Fink).
- Degele, Nina, Sigrid Schmitz (2009): Kapitalismuskompatible Körper. Zum wechselseitigen »Enhancement« gesellschaftstheoretischer und naturwissenschaftlicher Körperdiskurse. In: Boike Rehbein, Klaus-Wilhelm West (Hg.): *Globale Rekonfigurationen von Arbeit und Kommunikation*. Konstanz (UVK), i. E.
- Draganski, Bogdan et al. (2004): Neuroplasticity: Changes in grey matter induced by training. In: *Nature*, Vol. 427, 311-312.

- Farah, Martha (2004): Neurocognitive Enhancement: What can We Do and What should we Do. In: *Nature Reviews Neuroscience*, Vol. 5, 421-425.
- Gibbs, Alleace (2008): Northrop Grumman-Led Team Awarded Contract to Develop Electronic Binoculars That Use Brain Activity to Detect Threats. In: *Northrop Grumman News* 06/08, www.es.northropgrumman.com/news/2008/06/144249_Northrop_Grumman-Led_Te.html [letzter Zugriff am 22.10.2009]
- Grön, Georg et al. (2000): Brain activation during human navigation: gender-different neural networks as substrate of performance. In: *Nature Neuroscience*, Vol. 3, Nr. 4, 404-408.
- Gugutzer, Robert (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Robert Gugutzer (Hg.): *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld (transcript), 9-53.
- Häusel, Hans-Georg (2007): *Limbic@. Emotions- und Motivwelten im Gehirn des Kunden kennen und treffen*. In: ders. (Hg.): *Neuromarketing: Erkenntnisse der Hirnforschung für Markenführung, Werbung und Verkauf*. Freiburg (Haufe), 61-86.
- Hagner, Michael (2006): *Der Geist bei der Arbeit. Historische Untersuchungen zur Hirnforschung*. Göttingen (Wallstein).
- Hagner, Michael (2008): Genius, Gender, and Elite in the History of the Neurosciences. In: Nicole C. Karaphyllis, Gotlind Ulshöfe (Hg.): *Sexualized Brains*. Cambridge/London (MIT Press), 53-68.
- Hall, Wayne (2004): Feeling >better than well<. In: *EMBO Reports*, Vol. 5, Nr. 12, 1105-1109.
- Haraway, Donna (1991): *A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century*. In: dies.: *Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature*. New York (Routledge), 149-181.
- Hausmann, Markus (2007). Kognitive Geschlechtsunterschiede. In: Stefan Lauterbacher, Onur Güntürkün, Markus Hausmann (Hg.): *Gehirn und Geschlecht*. Heidelberg (Springer), 107-121.
- Hoag, Hanna (2003): Remote Control. In: *Nature*, Vol. 423, 796-798.
- Hochberg, Leigh R. et al. (2006): Neural ensemble control of prosthetic devices by a human with tetraplegia. In: *Nature*, Vol. 442, 64-172.
- Hopkin, Michael (2005): Computer users move themselves with the mind. In: *Nature News*, 27.09.2005, doi: 10.1038/news050926-5.
- Illes, Judy (2007): Empirical Neuroethics. In: *EMBO reports*, Vol. 8, 57-60.
- Jäncke, Lutz (2008): *Macht Musik schlau? Neue Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften und der kognitiven Psychologie*. Bern (Huber).

- Joyce, Kelly (2005): *Appealing Images: Magnetic Resonance Imaging and the Production of Authoritative Knowledge*. *Social Studies of Sciences*, Vol. 35, Nr. 3, 437-462.
- Kaiser, Anelis, Sven Haller, Sigrid Schmitz, Cordula Nitsch (2009): *On sex/gender related similarities and differences in fMRI language research*. In: *Brain Research Reviews*, Vol. 61, 49-59.
- Kaiser, Anelis, Esther Kuenzli, Daniela Zappatore, Cordula Nitsch (2007): *On females' lateral and males' bilateral activation during language production: A fMRI study*. In: *International Journal of Psychophysiology*, Vol. 63, Nr. 2, 192-198.
- Karim, Ahmed A., Thilo Hinterberger, Jürgen Richter, Jürgen Mellinger, Nicola Neumann, Herta Flor, Andrea Kübler, Niels Birbaumer (2006): *Neural Internet: Web Surfing with Brain Potentials for the Completely Paralyzed*. In: *Neurorehabilitation and Neural Repair*, Vol. 20, 508-515.
- Kolb, Bryan, Ian Q. Whishaw (1998): *Brain plasticity and behaviour*. In: *Annual Review Psychology*, Vol. 49, 43-64.
- Koslow, S.H. (2000): *Should the neuroscience community make a paradigm shift to sharing primary data?* In: *Nature Neuroscience*, Vol. 3, 863-865.
- Leeb, Robert et al. (2005): *Walking from thoughts: Not the muscles are crucial, but the brain waves!* In: *Presence*, 25-32.
- Lettow, Susanne (2007): *Neobiologismen. Normalisierung und Geschlecht am Beginn des 21. Jahrhunderts*. In: Irene Dölling, Dorothea Dornhof, Karin Esders, Corinna Genschel, Sabine Hark (Hg.): *Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht*. Königstein (Helmer), 78-93.
- Maguire, Eleanor M. et al. (2000): *Navigation-related structural change in the hippocampi of taxi drivers*. In: *Proceedings of the National Academy of Science*, Vol. 97, Nr. 6, 1-6.
- Metzinger, Thomas (2005): *Neuroethik. Unterwegs zu einem neuen Menschenbild*. In: *Gehirn & Geist* Jg. 11, 50-54.
- Nagel, Saskia K., Achim Stephan (2009): *Was bedeutet Neuro-Enhancement? Potentiale, Konsequenzen und ethische Dimensionen*. In: Bettina Schöne-Seifert, Davinia Talbot, Uwe Opolka, Johannes S. Ach (Hg.): *Neuro-Enhancement – Ethik vor neuen Herausforderungen*. Paderborn (Mentis), 19-48.
- Nicolelis, Miguel A. (2003): *Brain-machine interfaces to restore motor function and probe neural circuits*. In: *Nature Reviews*, Vol. 4, 417-422.
- Nijholt, Anton (2009): *BCI for Games: A 'State of the Art' Survey*. In: *Lecture Notes in Computer Science*, 5309, 225-228.
- OHBM, The Governing Council of the Organization of Human Brain Mapping (2001): *Neuroimaging Databases*. In: *Science*, Vol. 292, 1-4.

- Ortega, Francisco, Fernando Vidal (2007): Mapping the cerebral subject in contemporary culture. In: RECIIS, Vol.1, Nr. 2, 255-259.
- Raichle, Ingeborg, Steffen Siegel, Achim Spelten (Hg.) (2008): Visuelle Modelle. München (Fink).
- Rötzer, Florian (2005): Mind Control für Handys? In: Telepolis 23.06.05.
- Rose, Steven (1998): ›Smart Drugs‹: do they work? Are they ethical? Will they be legal? In: Nature Reviews Neurosciences, Vol. 3, Nr. 12, 975-979.
- Rose, Steven (2005) The future of the brain: The promise and perils of tomorrow's neuroscience. Oxford (Oxford Univ. Press).
- Rose, Nikolas (2007): The politics of life itself: biomedicine, power, and subjectivity in the twenty-first century. Princeton (Princeton Univ. Press).
- Schaper-Rinkel, Petra (2009): Neuro-Enhancement Politiken. Die Konvergenz von Nano-Bio-Info-Cogno zur Optimierung des Menschen. In: Bettina Schöne-Seifert, Davinia Talbot, Uwe Opolka, Johannes S. Ach (Hg.): Neuro-Enhancement – Ethik vor neuen Herausforderungen. Paderborn (Mentis), 295-319.
- Schaper-Rinkel, Petra (2007) Die neurowissenschaftliche Gouvernamentalität. In: Irene Dölling, Dorothea Dornhof, Karin Esders, Corinna Genschel, Sabine Hark (Hg.): Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Königstein/Taunus (Helmer), 94-208.
- Schlaug, Gottfried et al. (1995): Increased corpus callosum size in musicians. In: Neuropsychologia, Vol. 33, 1047-1055.
- Schmitz, Sigrid (2004): Körperlichkeit in Zeiten der Virtualität. In: Sigrid Schmitz, Britta Schinzel (Hg.), Grenzgänge. Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften. Königstein/Taunus (Helmer), 118-132.
- Schmitz, Sigrid (2006): Frauen und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit? In: Smilla Ebeling, Sigrid Schmitz (Hg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden (VS), 211-234.
- Schmitz, Sigrid, Nina Degele (2009): Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In: Nina Degele, Sigrid Schmitz, Elke Gramesbacher, Marion Mangelsdorf (Hg.): Gendered Bodies in Motion. Opladen (Budrich), i. E.
- Schöne-Seifert, Bettina, Davinia Talbot, Uwe Opolka, Johannes S. Ach (Hg.) (2009): Neuro-Enhancement – Ethik vor neuen Herausforderungen. Paderborn (Mentis).
- Schroer, Markus (2005): Zur Soziologie des Körpers. In: Markus Schroer (Hg): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 7-47.
- Shilling, Chris (1993): The Body and Social Theory. London (Sage).

- Shilling, Chris (2005): *The Body in Culture, Technology & Society*. London (Sage).
- Sitaram, Ranganatha, Andrea Caria, Ralf Veit, Tilman Gaber, Guiseppina Rota, Andrea Kuebler, Nils Birbaumer (2007): fMRI Brain-Computer Interface: A Tool for Neuroscientific Research and Treatment. In: *Computational Intelligence and Neuroscience*, doi:10.1155/2007/25487.
- Smaglik, Paul (2007): Brain Storm. In: *Nature*, Vol. 450, 130-131.
- Snyder, Allan, Homayoun Bahramali, Tobias Hawker, D. John Mitchell (2006): Savant-like numerosity skills revealed in normal people by magnetic pulses. In: *Perception*, Vol. 35, 837-845.
- Sommer, Iris, André Aleman, Anke Bouma, René S. Kahn (2004): Do women really have more bilateral language representation than men? A meta-analysis of functional imaging studies. In: *Brain*, Vol. 127, 1845-1852.
- Turner, Brian (1984): *The Body and Society. Explorations in Social Theory*. London (Sage).
- Vallabhaneni, Anirudh, Tao Wang, Bin He (2005): Brain-Computer-Interface. In: Bin He (Hg.): *Neural Engineering*. Dordrecht (Kluwer), Academic, 85-121.
- Vidal, Catherine, Dorothée Benoit-Browaeys, (2005): *Cerveau, Sexe et Pouvoir*. Berlin (Berlin Verlag).
- Villa, Paula-Irene (Hg.) (2008): *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld (transcript).
- Wallentin, Mikka (2009): Putative sex differences in verbal abilities and language cortex: a critical review. In: *Brain and Language*, 108, 175-183.
- Wattendorf, Elise et al. (2001): Different languages activate different subfields in Broca's area. In: *NeuroImage*, Vol. 13, Nr. 6, 624.
- Weber, Jutta (2004): *Umkämpfte Bedeutungen. Naturkonzepte im Zeitalter der Technoscience*, Frankfurt a.M., New York (Campus).

Körpertechnologien, das Soziale und der Mensch

ANKE ABRAHAM

Pillen für die optimale Konzentration und eine angstfreie Offenheit, gelaserte Augen, straffere Sehnen und eine optimierte Sauerstoffaufnahme-fähigkeit des Blutes für sportliche Höchstleistungen, faltenfreie Haut und ideale Körperformen durch operative Eingriffe, risikofreie Geburten und zurecht gezüchteter, defektfreier Nachwuchs – die kognitive, psychische, physische, ästhetische und generative Optimierung gewinnt volle Fahrt und inzwischen ist kein Bereich menschlichen Lebens denkbar, der nicht biotechnologisch hochrüstet, umgebaut und perfekter gemacht werden könnte, und, das ist das eigentlich Bedenkliche, perfekter gemacht werden *sollte* oder sogar gemacht werden *muss*.

Meines Erachtens haben wir es hier nicht mit harmlosen Spielereien zu tun, die Bekanntes mit neuen Mitteln fortsetzen, sondern mit den Auswüchsen eines Transformationsprozesses, der Zentralkategorien wie Leben, Lebendigkeit und Menschsein bis ins Mark tangiert. Von daher finde ich Argumente zu schwach und banalisierend, die betonen, dass es »Eingriffe« in den Körper und »Manipulationen« des Körpers immer schon gegeben habe (was stimmt), dass der Mensch immer schon versucht habe, seine (körperlichen) Fähigkeiten zu verbessern oder sich zu verschönern (was auch stimmt) und dass der menschliche Körper ohne Einflüsse und Hinzufügungen von außen gar nicht überleben könnte (was selbstverständlich stimmt) und dass wir es deshalb lediglich mit einer Verlängerung des Bekanntes zu tun haben. Oder – was weitaus gefährlicher ist – wenn argumentiert wird, dass wir vor unhintergehbaren und anthropologisch begründbaren Zwängen und Notwendigkeiten des Überlebens in einer hoch technisierten Welt stehen, deren Herausforderungen und sys-

temisch erzeugte Gesetzmäßigkeiten nun eben *auch* oder *nur* mit hoher Technologie beantwortet werden könnten.

Ich möchte in diesem Beitrag zeigen, 1. was im Rahmen biotechnologischer Eingriffe in den Körper auf dem Spiel steht, 2. inwiefern biotechnologische Eingriffe zu einer Gefahr werden können und 3. welche Alternativen des Denkens von Natur und Körperlichkeit sowie des körperbezogenen praktischen Handelns es geben könnte, um diese Gefahren zu minimieren.

Als ›Aufhänger‹ der Argumentation werden Beispiele aus den Feldern des Neuro-Enhancements, des Hochleistungssports und der Schönheitschirurgie herangezogen, wobei mit dem letztgenannten Feld exemplarisch gezeigt wird, wie Körperumgangsweisen und die Nutzung biotechnologischer Angebote immer auch mit sozialen und biographischen Dimensionen verknüpft sind und auch nur vor diesem Hintergrund angemessen verstanden werden können – in diesem Falle sind sie verknüpft mit der kollektiven und individuellen Geschichte von Frauen. Anzumerken ist, dass die hochkomplexen Probleme, die sich in den einzelnen Feldern auf tun und differenziert diskutiert werden, hier nicht annähernd aufgegriffen und repräsentiert werden können, sondern es werden hochselektiv einzelne Aspekte ausgewählt, die exemplarisch auf besonders brisante oder diffizile Fragen aufmerksam machen können.

1. Neuro-Enhancement

Im Dezember 2008 berichtet die ZEIT unter dem Titel »Eine Pille für die Eins« über den Vorstoß US-amerikanischer Forscher, die Diskussion um die Freigabe von sogenannten »*cognitive-enhancing-drugs*« eröffnen zu wollen (vgl. DIE ZEIT Nr. 52, 39). Bereits seit Jahren wird an Medikamenten oder – wenn man das Wort »Medikament« weiter für Kontexte reservieren möchte, in denen es um Heilung geht – an »Mitteln« geforscht, die die Konzentrationsfähigkeit, das Erinnerungsvermögen oder die Wachsamkeit des an sich Gesunden erhöhen sollen, und Schätzungen zu Folge nutzen in den USA bereits zwischen 7 Prozent und 15 Prozent der Wissenschaftler und Studierenden an Universitäten verschreibungspflichtige Mittel zur Steigerung der kognitiven Leistungsfähigkeit (vgl. ebenso Schöne-Seifert 2006, 280). Beim Vorstoß der oben erwähnten Forschergruppe geht es so auch (längst) nicht mehr um die Frage, ob ein solches »Gehirndoping« legitim sei – hierüber hätte man bereits viel zu lange diskutiert –, sondern um die Frage (oder auch Schwierigkeit), wie die Freigabe der Mittel möglichst gerecht und sicher gestaltet werden kann, so dass soziale Un-

gerechtigkeiten vermieden werden und alle in den Genuss der mentalen Optimierung gelangen können.

Mit anderen Worten: Der Nutzen und Segen einer flächendeckenden Versorgung mit Ritalin, Donepizil, Provigil, Fluctin oder Prozac (alles Produkte, die für spezifische Störungsbilder entwickelt wurden) scheint ausgemachte Sache und nicht weiter diskussionswürdig zu sein. Wenn man jedoch genauer nachforscht, worin denn der *Nutzen* etwa von Provigil (einem »Wachmacher«, der bei dem Krankheitsbild Narkolepsie eingesetzt wird) liegt, so kommen einem doch Zweifel an den »Segnungen«: »Ein ehrgeiziger junger Assistent an der Uni kann mithilfe von Provigil viermal im Monat von Freitag auf Samstag durcharbeiten, ohne den fehlenden Schlaf zu spüren. Damit könnte er 32 Arbeitsstunden im Monat dazugewinnen.« (DIE ZEIT Nr. 52, 39)

Zumindest nachdenkenswert scheint mir hier: Erstens: Kann fehlender Schlaf über Monate folgenlos für den Organismus und den Gesamtzustand des Menschen bleiben? Zweitens: Kann es nicht sehr gefährlich werden, fehlenden Schlaf nicht mehr *zu spüren*? Werden da nicht »hinter dem Rücken der Akteure« körpereigene Regulationssysteme unterminiert und folgeschwer irritiert? Und Drittens: Was macht der junge Assistent mit den gewonnenen 32 Arbeitsstunden? Vermutlich wird sein Vorgesetzter ihn mit noch mehr Arbeit belasten, so dass für die Freiheit, Lebendigkeit und das Lebensglück des Assistenten nichts »dazugewonnen« wäre. Und für den (universitären) Betrieb möglicherweise auch nicht, denn die permanente Überlastung der (>verschlankten-) Belegschaft beeinträchtigt nachhaltig die Qualität der geleisteten Arbeit, vergrößert den krankheitsbedingten Ausfall und schmälert so die Produktivität. Die Produktionslogiken in kapitalistisch und neoliberalistisch verfassten Gesellschaften (vgl. etwa Boltanski/Chiapello 2006 sowie Abraham/Müller in diesem Band) und die Formationen »entgrenzter« Gesellschaften sowie die negativen Konsequenzen dieser, die biologischen und psychischen Grundlagen entgrenzenden, Lebens- und Arbeitsbedingungen (vgl. etwa Hanzig-Bätzing/Bätzing 2005) sind vielfach analysiert und kritisiert worden. Vor diesem Hintergrund erscheint mir daher auch die Logik, nach der der Nutzen von Enhancern eingeschätzt wird, allzu simpel: Enhancer sind gut, weil sie in kürzerer Zeit, also *schneller, mehr* Output ermöglichen.

Diese Logik kann nicht aufgehen, weil sie wesentliche Bedingungskonstellationen organismisch gebundenen Lebens (was ich darunter verstehe, wird Gegenstand meiner weiteren Ausführungen sein) und zentrale Qualitätsmomente menschlichen Lebens außer Acht lässt: Dass nämlich bestimmte Dinge Muße brauchen, dass man bestimmte Dinge gar nicht schnell machen *kann*, weil sie dadurch an Qualität verlieren, dass man bestimmte Dinge bewusst durchschreiten muss, um etwas daraus für

sich und andere gewinnen zu können, oder auch, dass man Genuss haben kann am langsamen Durchdenken einer Sache und sich intensiv und im eigenen Tempo auf sie einlassen und mit ihr ringen möchte (vgl. dazu auch Abraham 2006).

Die Medizinethikerin Bettina Schöne-Seifert verteidigt »Doping-Präparate«, indem sie zu bedenken gibt, dass sie »ja auch in einer individuell fruchtbaren und sozial verantwortlichen Weise eingesetzt werden« könnten, etwa »um weniger Zeit fürs Lernen, Erfassen und Memorieren zu benötigen« (was individuell als lästig erlebt werden kann) und statt dessen etwas Erquicklicheres zu tun (vgl. Schöne-Seifert 2006, 287). Wenn Menschen aber ihre Arbeit schnell hinter sich bringen wollen, so wäre doch vielleicht eher zu fragen, wie es um die Qualität dieser Arbeit bestellt ist, oder wie es mit der Wertschätzung und Wertigkeit dieser Arbeit im sozialen Raum steht, dass man sie so schnell »los« werden möchte oder »los« werden soll. So scheint es mir eher zweifelhaft, Menschen medikamentös darin unterstützen zu wollen, dass sie unliebsam gemachte Arbeit so schnell wie möglich erledigen können. Wo liegen hier die Lebensqualität und das Lebensglück, das Mediziner und Pharmaunternehmen versprechen, wenn sie für die Entwicklung und den Konsum von psychoaktiven Pillen werben?

Zugespitzt könnte man vor dem Hintergrund dieser Überlegungen formulieren: Mentales Enhancement birgt die Gefahr, unkritisch solche gesellschaftlichen Strukturen zu reproduzieren und zu verfestigen, die einseitigen Prinzipien folgen (und in the long run destruktive Wirkungen erzeugen): dem Prinzip, mehr Output in kürzerer Zeit zu erbringen und Energien zu konzentrieren. Der *Gewinn* dieser Konzentrationen und Optimierungen muss ausbleiben: Der Assistent – um im Bild zu bleiben – kann mit den »gewonnenen« Arbeitsstunden oder den erwirtschafteten Freistunden nichts anfangen: Er ist zu erschöpft, um sie in Freizeit umzusetzen, er ist mit seiner Arbeit unzufrieden, weil er sich gar nicht mit ihr identifizieren konnte, er ahnt, dass der nächste Arbeitsberg noch größer wird, er nimmt anderen die Chance, auch Arbeit zu haben usw. Diese Andeutungen zeigen: Die persönlichkeitsbezogenen, gesundheitlichen Konsequenzen und die sozialen Effekte von medikamentös unterstützten mentalen Leistungssteigerungen sind noch nicht annähernd erfasst, geschweige denn ausdiskutiert worden. Und, so viel lässt sich bereits jetzt auf der Grundlage vorliegender Erfahrungen und Untersuchungen zur psychischen Gesundheit und zu Symptomen der Überlastung und Erschöpfung sagen: Sie sind ausgesprochen prekär, wenn sie einseitig dem Muster »Mehr desselben« in dem eben kritisierten Sinne folgen (vgl. dazu etwa die Studien zum Phänomen des Burn-out und zur Lehrergesundheit, die immer wieder darauf hinweisen, dass eine *Balance* von Beanspruchung und Rückzugsmöglich-

keiten ausgesprochen wichtig ist, um psychisch und somatisch gesund zu bleiben; exemplarisch etwa Schaarschmidt 2005; ähnlich auch Schröder 2008).

Dieser Einschätzung steht ein Befund gegenüber, der in meinen Augen von ausgesprochen hoher Brisanz ist: Die biotechnologisch möglich werdende und induzierte Aufrüstung des Geistes und der Psyche steckt zwar noch in den Kinderschuhen – Nebenwirkungen und Langzeitfolgen sind bisher kaum erforscht –, aber ein breiter Firmen- und Kundenkreis ist an der Freigabe von Neuro-Enhancern bereits interessiert. Philip Campbell, Redakteur des Magazins *Nature* und Unterstützer der oben zitierten Forscherinitiative, stellt in diesem Zusammenhang fest, dass die US-amerikanische Gesellschaft »weiter« sei als die Wissenschaft: Die gesellschaftlichen Bedürfnisse und die Bereitschaft zur medikamentösen Optimierung der Leistungsfähigkeit haben sich rasanter entwickelt als die Fortschritte in der Forschung und das Wissen über die jeweiligen Präparate. Abgesehen von den gesundheitlichen Gefahren, die mit der Freigabe nicht tatsächlich ausgereifter Mittel verbunden sind, verweist diese Aussage auf ein überaus gravierendes Problem: Dass nämlich im Bereich der Biotechnologien inzwischen Hoffnungen und Bedarfsstrukturen geschaffen wurden, denen die Wissenschaft mit ihren begrenzten Möglichkeiten des Erkennens und Verstehens nicht mehr nachfolgen, die sie nicht mehr bedienen kann. Setzt man dieses Phänomen in Beziehung zu den oben angedeuteten Gefahren, so ergibt sich eine hochbrisante Mischung: Breite Bevölkerungskreise (noch beschränkt auf die USA, aber die Welle wird auch nach Europa und Deutschland kommen) *wollen* bzw. fühlen sich angesichts der oben angedeuteten neoliberalistisch induzierten Zwänge alternativlos dazu *genötigt*, an einer pharmakologischen Aufrüstung ihrer Person teil(zu) nehmen, die zugleich wesentliche Prinzipien und Bedürfnisse des organismisch gebundenen Lebens und der sozialen Solidarität auszuhebeln in der Lage ist.

2. Enttäuschte Erwartungen und Akte der Autoaggression

Arnd Pollmann entwickelt in diesem Zusammenhang anregende Gedanken, denen ich ein Stück weit folgen möchte. Pollmann fasst die Erwartungen des Menschen an die moderne Medizin und die zugleich entstehenden Frustrationen, dass die Medizin ihre Versprechungen nicht einlösen kann, als Teil eines Problems, das er als »doppelte mentale Konstellation« beschreibt, die sich in der Spätmoderne ausgebildet hat (vgl. Pollmann 2006, bes. 313ff.): Auf der einen Seite wird der Mensch längst von der Wucht sei-

ner technischen Erfindungen und den von ihnen freigesetzten Möglichkeiten überrollt (die der Kernspaltung und der Humangenetik innewohnenden Potenziale beispielsweise übersteigen bei weitem das menschliche Fassungsvermögen, ihre Konsequenzen sind unabsehbar und letztlich nicht kontrollierbar), auf der anderen Seite aber erzeugen die erreichten Fortschritte immer weitere Bedarfe, Sehnsüchte und Ansprüche, die aber permanent enttäuscht werden, ja enttäuscht werden müssen, da der Körper und die Natur letztlich *unverfügbar* sind. Die Diskrepanz von Versprechungen der Medizin (etwa dem Versprechen von Leidfreiheit, Lebensverlängerung oder unbegrenzter Leistungssteigerung) und ihrem steten Versagen im Hinblick auf diese Versprechungen erzeugen in den Menschen Frustrationen, die sie auf eine ungute Weise abarbeiten: indem sie nämlich zum einen nach immer besseren und perfekteren medizinischen Mitteln verlangen und indem sie zum anderen in autoaggressiven Akten den eigenen Körper für seine Unverfügbarkeit strafen – nach dem Motto: »Bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt«.

Das bewusste Zufügen oder das in Kauf nehmen von Schmerz, das Quälen und Malträtieren des Körpers, seine gebilligte Verletzung und Schädigung sowie das Riskieren der eigenen Gesundheit (etwa durch medikamentöse Aufrüstungen) sind Kennzeichen spätmodernen Körperhandelns und Ausdruck, so Pollmann, der eben beschriebenen Enttäuschung und narzisstischen Kränkung: der Kränkung, dass etwas, was doch qua Technologie inzwischen beliebig verfügbar und gestaltbar sein *sollte*, was sich den eigenen Ansprüchen und Erwartungen doch nun bitte zu beugen habe, tatsächlich so unberechenbar und wenig verfügbar *ist*.

Pollmann führt diesen Gedanken weiter, indem er das Aufsuchen oder in Kauf nehmen von Schmerz (wie es etwa in den vielfältigen massiv an, in und unter die Haut gehenden Formen der Körpermodellierung zu finden ist) nicht nur als einen Akt der Bestrafung des Körpers deutet, sondern auch als den Versuch, *sich* oder überhaupt wieder *etwas* zu spüren in einer Welt, die leidfrei und damit spür- und seelenlos gemacht wurde.

Den hiermit aufgeworfenen Fragen des Identitätsgewinns durch Schmerz will ich an dieser Stelle nicht nachgehen (siehe dazu die Beiträge von *Elisabeth Rohr* und *Gerhard Bolm* in diesem Band), sondern ich möchte mit Pollmann den Gedanken stark machen, dass der Körper als etwas *Unverfügbares* anzusehen ist, das sich den von den Biotechnologien (und den sie unterstützenden Märkten) geschürten Machbarkeitsphantasien nur bedingt fügt, sich ihnen verweigert oder schlichtweg entzieht. Hierzu bemühe ich (mit Hans-Dieter Mutschler) zum einen Lothar Schäfer, der einen »physiologischen Naturbegriff« vorschlägt, und zum anderen Gesa Lindemann, die anknüpfend an Helmuth Plessner die besonderen Qualitäten des Organismischen herausarbeitet.

3. Von der Eigenständigkeit und Würde des Körpers

3.1 DER »PHYSIOLOGISCHE NATURBEGRIFF« BEI LOTHAR SCHÄFER

Hans-Dieter Mutschler entfaltet in seinem Werk »Naturphilosophie« (Mutschler 2002) unterschiedliche Positionen im Möglichkeitsraum des philosophischen Nachdenkens über die Natur im Angesichte der Dominanz ihrer wissenschaftlichen Bestimmung (und mathematisch-physikalischen Verengung) durch die »harten« empirischen Wissenschaften. Einer seiner zentralen Hinweise ist, dass spätestens mit der ökologischen Krise im 20. Jahrhundert auch solche Positionen wieder hoffähig werden, die von den Naturwissenschaften im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts als metaphysische Spekulationen zunehmend abgelehnt und systematisch verdrängt wurden: Positionen, die in der Natur einen Eigensinn oder so etwas wie ein Telos, einen Zweck oder ein Ziel, sehen. Dabei warnt Mutschler vor anthropomorphisierenden Zuschreibungen an die Natur ebenso wie vor normativen Ableitungen, die man meint, direkt aus der Natur gewinnen zu können. Er tut dies, weil er »am Vernunftbegriff der Moderne und ihrem aufklärerischen Pathos« festhält (a.a.O., 10) und um die Autonomie und Freiheit des modernen Subjekts fürchtet, wenn die Natur zur Quelle von Normativität würde. Gleichwohl aber erkennt er an, dass sich im *praktischen* Umgang mit der Natur immer wieder und deutlich ein teleologisches Naturverständnis aufdrängt, dass wir hier häufig – und wie ich denke, aus gutem Grund – teleologisch argumentieren (etwa indem wir von der Kraft der Natur sprechen, von ihrer Macht, ihren Tendenzen oder ihrem Eigensinn und diesen Eigensinn *erleben*).

Mutschler zitiert nun Lothar Schäfer und seinen »physiologischen Naturbegriff« u.a. deshalb, weil auch er eine vermittelnde Position zwischen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen (hinter die wir nicht »zurückfallen« sollten) einerseits und metaphysisch aufgeladenen und durch praktisches Handeln und Erfahrungen gesättigten Erkenntnissen – man könnte auch sagen: praktischen Evidenzen – andererseits vermittelt und sich damit produktiv »jenseits der fruchtlosen Alternative eines bornierten Szientismus und einer überschwänglichen Metaphysik« bewegt (Mutschler 2002, 57). Nach Schäfer hat die Krise unseres Naturverhältnisses nicht darin ihren Ursprung, dass unser (naturwissenschaftliches) Wissen falsch oder unangemessen sei, sondern darin, dass es abstrakt bleibt und von unserer physischen Verwobenheit in den Naturprozess absieht. Wie zentral diese Verwobenheit und wie folgenreich die *Missachtung* oder Absehung von dieser Verwobenheit ist, wird mit folgendem Hinweis deut-

lich: »Diese Verwobenheit konstituiert nach Schäfer unsere *primäre* Naturerfahrung. Sie ist leibzentriert und niemals wertfrei, da wir unter dieser Rücksicht alles entweder als zu- oder als abträglich beurteilen.« (A.a.O.) Alltagspragmatisch gwendet heißt das: Wer sich auf den Körper einlässt und über den Körper auf die Natur, der kann erkennen, was ihm (oder ihr) gut tut und was schadet, was Wohlgefühl auslöst und was Spannung und Missbehagen.

Von daher ergibt sich nach Schäfer ein zweifacher Naturbegriff, der wie folgt strukturiert ist: Auf der primären und unhintergehbaren, fundierenden Ebene liegt der an die Evidenz der Praxis gebundene »physiologische Naturbegriff«, der auf den organismischen Stoffwechsel bezogen ist; der zweite »kosmologische Naturbegriff«, der die Erscheinungen der Natur in wissenschaftliche Gesetze fasst, wird von diesem ersten Naturbegriff sowohl getragen wie begrenzt. Bezogen auf den menschlichen Körper, der sowohl Teil der Natur als auch Mittler und Erkenntnisorgan im Hinblick auf die äußere Natur ist, kann man sich die Bezogenheit dieser Ebenen so vorstellen: Der Körper wird gespürt im Sinne eines leiblichen Wohlbefindens oder eines Missbehagens und das Erleben dieses Befindens wird um Wissensdimensionen erweitert, die uns wissenschaftliche Sensorien (wie Scanner, Labortests etc.) zur Verfügung stellen können.

Die Pointe am Schäferschen »physiologischen Naturbegriff« ist nun: »Während moderne physikalische Theorien und eine darauf gegründete Technik keine eingebauten Grenzen haben, ist leibliches Dasein immer begrenztes Dasein, schon allein aufgrund des metabolischen Eingelassen-seins unseres Körpers in die Zirkulationsprozesse der Natur, die ihrerseits jederzeit begrenzt sind.« (A.a.O., 58) Hier wird, so meine Einschätzung, ein Weg geöffnet, wie der Idee der entgrenzten und *grenzenlosen* Verfügbarkeit und Machbarkeit des Körpers, von dem das abstrakte und extrapolierende Denken in den Naturwissenschaften immer noch geprägt ist und träumt (und das auch die Ökonomie im Sinne unbegrenzter Wachstumsphantasien immer noch in unerträglicher Weise und mit höchst destruktiven Konsequenzen kopiert), *begrenzende* Schranken auferlegt werden können – indem nämlich die Eigenlogik des Körpers respektiert und zur Basis des Handelns gemacht wird. Dabei »diktiert« oder »normiert« der Körper in meinen Augen nichts, sondern im Gegenteil: Der Mensch ist mit dieser Sichtweise umso mehr aufgefordert, von seiner »Vernunft« Gebrauch zu machen und Werte und Normen zu entwickeln, die einen *respektierenden* Umgang mit dem (eigenen) Körper und der Natur insgesamt ermöglichen. Dies setzt voraus, dass wir im praktischen Bezug zum Körper und zur Natur einen leiblich-sinnlichen und spürenden Umgang zurückgewinnen und diese leiblichen Erkenntnisse als Erkenntnisse (wieder) ernst nehmen.

3.2 DER KÖRPER ALS ORGANISMUS UND DIE GRENZEN SEINER TECHNOLOGISIERBARKEIT

Auch Gesa Lindemann hat einen Vorschlag unterbreitet, wie der lebendige Körper rehabilitiert und insbesondere in der Diskussion zum Verhältnis von Technik, Naturwissenschaft und Gesellschaft neu eingespielt und stark gemacht werden müsste (vgl. Lindemann 2008). Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist die Feststellung, dass soziologische Ansätze (und, wie in Anlehnung an die obigen Ausführungen zu ergänzen wäre, auch naturwissenschaftliche Ansätze), die das »Körperlich-Organismische« von sich verhaltenden, handelnden und Sinn erzeugenden »Akteuren« (Menschen) nicht systematisch in ihre Überlegungen einbeziehen, flach und erklärungsbedürftig bleiben – so etwa die »Aktor-Netzwerk-Theorie« Bruno Latours (Latour 1995), bei der technische Erscheinungen, Menschen, soziales Handeln zu Elementen in einem Wirkungsgefüge vereinheitlicht werden und eine *Unterscheidung* zwischen mechanischer Wirksamkeit und sinnhaftem Handeln obsolet wird (Lindemann 2008, 689).

Lebendige Körper erscheinen – so Lindemann im Rekurs auf Helmuth Plessner (Plessner 1975 [1928]) – stets in zweifacher Hinsicht: als »Gestalt« und als »Ding«. Im Gestaltzusammenhang nehmen wir den Körper in der je situativ gegebenen und in einer bereits gewussten Weise wahr (etwa gemäß unterstellter physikalischer Gesetze oder als Träger von Organen etc.), in der Anschauung des Körpers als »Ding« ist der Körper jedoch nicht mit der aktuell feststellbaren Gestalt identisch, sondern er entzieht sich einer definitiven Feststellung – man könnte auch sagen: In diesem Falle ist der Körper ein epistemisch offenes Gebilde, ein Rätsel, das (möglicherweise oder je nach Geschmack) der Entdeckung, Erkundung, Erforschung harrt.

Körper in ihrer Gestalt- und Dinghaftigkeit sind dann lebendig, wenn zu ihren material-physischen Eigenschaften die Eigenschaft der Lebendigkeit hinzutritt, die sich darin zeigt, dass Körper in ihrer Erscheinung als »Ding« expressiv aus sich heraustreten und auf etwas verweisen können. Hiermit eröffnet sich die weit reichende Möglichkeit, vom Körper als einem *eigenständigen Gegenüber* sprechen zu können. Denn zentral ist, dass der Körper (als »Ding«) *selbstständig* gegen das Bewusstsein *agieren* und dass er sich *artikulieren* kann. Lindemann betont ganz in diesem Sinne: »Insofern ein lebendiges Ding sich abgrenzt [etwa von der Umwelt oder einem Bewusstsein; d.V.], wird es zu einem sich selbst regulierenden Eigenbereich.« (Lindemann 2008, 697) Damit ist lebendigen Körpern eine Eigen- und Dynamik gegeben, die in der Auseinandersetzung mit ihnen in Rechnung zu stellen ist.

Lindemann bemerkt weiter, dass gestalthafte Zusammenhänge die

Eigenart aufweisen, dass sie durch und durch kalkulierbar sind, d.h.: »Sie können im Prinzip anhand einer Gebrauchsanweisung und im Extremfall anhand einer mathematischen Formel erzeugt werden.« (A.a.O., 693) Dies hat zur Konsequenz, dass dasjenige am Körper, das vollständig im Sinne einer gestalthaften Erscheinung *gedeutet* wird (etwa als ein mechanisches oder chemisches System), in jeden nur denkbaren technischen Zusammenhang integriert und dort *wie* oder gar *als* ein streng kalkulierbares und steuerbares technisches Teil benutzt und verstanden werden kann. Die Technologisierung von Körpern, ihre Vermessung, Begradigung, Optimierung und Verkabelung wird mit diesem theoretischen Blickwinkel nicht nur nachvollziehbar, sondern, wie ich finde, auch kritisierbar. Denn, so hatten wir eben gesehen, der lebendige Körper ist ja stets immer auch rätselhaftes und unerkanntes »Ding« und als solcher *entzieht* er sich technologischer Kontrolle und Festlegung, treibt er sein eigenes Spiel und widersetzt sich in seiner epistemischen Offenheit einem Zugriff oder falschen bzw. einseitigen Auslegungen seiner Wirkungsweisen und Wirkungsmöglichkeiten.

Vor diesem theoretischen Hintergrund kann die technologische Ausrüstung des Körpers im Hochleistungssport als Paradebeispiel für die einseitige Behandlung des Körpers im Sinne eines technischen Apparates erkannt und die damit einhergehende Missachtung der *Unverfügbarkeit* und *Eigenwürde* des Körpers deutlich gemacht werden.

4. Versuche der Technologisierung des Körpers im Hochleistungssport

Dass der Körper sich nicht beliebig manipulieren lässt und Optimierungsversuche immer wieder an seinen Eigengesetzlichkeiten scheitern, lässt sich leicht belegen. Hier einige Beispiele aus dem Bereich der Medizin und des Sports: Um sich gegenüber der Konkurrenz Vorteile zu verschaffen, lassen sich immer mehr Sportler, ohne dass eine medizinische Notwendigkeit besteht, die Augen lasern und können ihre Sehschärfe damit um bis zu 100 Prozent und mehr verbessern (vgl. Winter 2008). Nebenwirkungen wie tränende und trockene Augen, Eintrübung und Verschwimmen des Blicks, Beeinträchtigung während der Dämmerung oder ständig wiederkehrende Nachoperationen treten gehäuft auf. Eine Garantie für Erfolg und Beschwerdefreiheit gibt es nicht. Drastischere und ebenfalls hinreichend bekannte Beispiele für Gegenreaktionen des Körpers sind die Abstoßung von Gewebe bei Implantaten, das Reißen von Sehnen bei zu schnell auftrainierten Muskeln, der Kreislaufzusammenbruch bis hin zum Tod bei überstimulierenden Eingriffen in den Stoffwechselhaushalt oder die

Immunschwäche bei einem Dauerangriff auf die stillen Reserven des Körpers, wie sie im Hochleistungssport gang und gäbe ist. Hier wird deutlich, dass sich der Körper gegen solche Übergriffe wehrt, die nicht hinreichend seine Gesetzmäßigkeiten und Grenzen respektieren.

Sportmediziner, Biomechaniker und Trainingswissenschaftler treiben hier nun jedoch ein paradoxes Spiel: Sie erkennen auf der einen Seite, dass es so etwas wie natürliche Grenzen der Belastbarkeit des Organismus gibt, dass jeder Organismus einem hochkomplexen und noch nicht annähernd durchschauten Wechselspiel von Kräften unterliegt und dass jeder Organismus *anders* auf bestimmte Interventionen reagiert – zugleich aber gehen sie davon aus, dass die Möglichkeiten der Optimierung und Leistungssteigerung noch nicht annähernd ausgeschöpft sind (einige Wissenschaftler behaupten sogar, sie seien prinzipiell unendlich) und dass es im molekularen, genetischen und mechanischen Bereich zahlreiche unentdeckte Felder der Leistungssteigerung gibt, wobei in der Tendenz die Leistungsverbesserungsmöglichkeiten gegen Null streben, der dafür betriebene Aufwand aber exponentiell in die Höhe getrieben werden muss (vgl. dazu Bröker 2008, Glogger 2008). Hier zeigt sich: Die existierenden natürlichen Grenzen des Körpers werden nicht etwa zum Anlass genommen, spezifischen Eingriffen Einhalt zu gebieten, sondern im Gegenteil als Herausforderung gesehen, diese Grenzen trotz des immensen Aufwands, der hohen Kosten und der unkalkulierbaren und gefährlichen Nebenwirkungen zu *überschreiten*. Die zurzeit in der Sportmedizin angestrebte subtilere Erforschung der komplexen Verkettungen von Individuum – Organismus – Belastungsreiz dient so auch nicht primär der Schonung des Körpers und des Menschen, sondern nach wie vor primär der Suche nach Möglichkeiten der Leistungssteigerung.

Um das Nichtrespektieren von Grenzen und um Steigerungen geht es auch im Bereich der Schönheitschirurgie – wobei hier jedoch höchst strittig und problematisch ist, worin Schönheit eigentlich liegt, was schön ist und ob sich Schönheit (auch endlos?) »steigern« lässt.

5. Schönheitsoperationen – Oder: der Versuch, den verlorenen Körper mit den falschen Mitteln wiederzugewinnen

Bekanntermaßen haben in den letzten Jahrzehnten die Maßnahmen, mit denen vornehmlich Frauen ihren Körper von medizinischen Experten umgestalten lassen, sprunghaft zugenommen und bewegen sich auch in der Bundesrepublik, die im Vergleich zu angelsächsischen und südeuropäischen Ländern hier als eher zurückhaltend gilt, auf die Marke von einer

Millionen Eingriffe pro Jahr zu (vgl. u.a. Rohr 2004, Maasen 2008, Villa 2008). Zu den häufigsten Eingriffen gehören: Brustvergrößerungen (seltener Verkleinerungen), Fettabsaugen, Nasenkorrekturen, Lippenkorrekturen, Liftings zur Faltenbeseitigung und Verjüngung. Die Eingriffe sind nicht selten schmerzhaft oder nachwirkend von starken Schmerzen begleitet und sie sind auch nicht ohne gesundheitliches Risiko (Infektionen, Lähmungserscheinungen, schlechte Wundheilung, erneute Operationen wegen unschöner Narbenbildung, eingeschränkte Beweglichkeit etc.). Warum, so wäre zu fragen, unterziehen sich Frauen diesen Torturen und Gefahren? Hören wir dazu die Begründung einer Frau, die sich einer korrigierenden Brustoperation unterzogen hat:

»Ich mache das ausschließlich für mich selbst. Das ist nicht für Harald [ihr Lebenspartner...] oder so. Nee, der ist sogar im Gegensatz zu mir nicht gerade davon begeistert. Er sagt, er liebt mich so, wie ich bin. Es geht mir dabei um mich, nicht um andere. Ich möchte mir endlich selbst gefallen. Und sozusagen ganz bewusst etwas dafür tun. [...] Naja, und diese flache Brust, die hat mich schon immer gestört. Die passt einfach nicht zu mir. Und das will ich ändern. Ich will, dass meine Brust endlich auch zu mir passt, so ganz selbstverständlich wie meine Nase eben auch.« (Borkenhagen 2007, zit.n. Maasen 2008, 108)

Für auffällig und diskussionswürdig halte ich die folgenden Aspekte:

1. Mit der Betonung, die Veränderung der Brust nicht für den Partner, sondern nur für sich allein vorgenommen zu haben, markiert die Protagonistin eine Abgrenzung von den Ansprüchen anderer und einen Rekurs auf *Selbstbestimmung: ich für mich*. Vor dem Hintergrund der traditionsreichen Unterdrückungsgeschichte von Frauen, der bis weit in das 20. Jahrhundert hineinreichenden Beschneidung ihrer Rechte und des ihnen auferlegten permanenten »Daseins für andere« (Beck-Gernsheim 1983) ist diese Selbstbestimmung als eine wertvolle Errungenschaft der Frauenbewegungen zu verstehen und zu würdigen. Wie selbstbestimmt dieser Akt allerdings tatsächlich ist, wäre zu untersuchen – dazu gleich mehr.
2. Mit der Aussage, die Brust als nicht passend zur eigenen Person wahrzunehmen, wird eine Spaltung von Körper (Brust) und Ich (eigene Person) vorgenommen und der Körper wird an das Ich angepasst – eine Alternative wäre, das Ich in *Verbindung* mit dem Körper zu sehen, den Körper und damit auch die individuell in bestimmter Weise gegebene Brust selbstbewusst als einen Teil des Selbst zu begreifen und aus diesem Ensemble Identität zu gewinnen.
3. Die flache Brust, so legt es die Aussage nahe, soll aufgefüllt werden, damit sie besser mit dem vollen Gefühl des Ich-Seins harmoniert. Die

Protagonistin will sich dabei nicht als passiv erleben, sondern »bewusst«, also in der vollen eigenen Entscheidung und Verantwortung, »etwas tun«, also aktiv handeln. Das »sozusagen« relativiert diesen bewussten und aktiven Gestus jedoch und zeigt an, dass die Protagonistin durchaus weiß und spürt, dass sie sich hier einem Vorgang überlässt, den sie nur zum Teil wirklich selbst in der Hand hat: Sie ist angewiesen auf einen medizinischen Experten, sie sieht sich konfrontiert mit ablehnenden Haltungen der Umwelt und auch die gesundheitlichen Risiken und die Gefahr des Misslingens des Eingriffs müssen mitbedacht werden. Dies alles macht die Entscheidung schwierig und konfliktreich.

Ganz in diesem Sinne weist Sabine Maasen in Anlehnung an Debra Gimlin auf das prekäre »Ambivalenzmanagement« hin, das Frauen in diesem Kontext leisten: Gimlin, so Maasen, kommt nach einer Reihe von biographischen Interviews mit Patientinnen zu der Auffassung, »dass es für alle Frauen eine sorgfältig durchdachte Antwort auf zermürbende Umstände waren, für die sie auf keine andere Weise eine Lösung gefunden hatten. Alle Befragten versuchten so gut wie möglich, Hoffnungen, Risiken und Leiden auszubalancieren. Auch wenn ihre Entscheidung für eine Schönheitsoperation letztlich *volens volens* genau die Schönheitskultur reproduziert, die ihnen hohe Kosten verursachen, so sahen sie doch *für sich selbst* keine andere Option.« (Maasen 2008, 109)

Hier ist zu fragen: Was erzeugt das *Leiden* an dem vorhandenen Körper, von dem in den Berichten von Frauen immer wieder die Rede ist (vgl. auch Morgan 2008, Villa 2008a) und das in seinen qualvollen Zügen den Hauptauslöser für die Entscheidung zu einem Eingriff darstellt? Und: Weshalb sehen viele Frauen keine andere Option? Ich möchte hierzu ein mögliches Deutungsangebot machen:

Das Leiden ist in vielen Fällen das Leiden an einem äußeren und an einem inneren *Bild*. Die medial erzeugten und verbreiteten Schönheitsvorstellungen werden zu einem machtvollen Normativ, das Frauen an sich selbst anlegen – sie vergleichen sich mit diesen Bildern und nehmen sich bzw. ihren Körper als *defizitär* wahr. Ein nach einem spezifischen, und historisch ja durchaus wechselnden, *Ideal* gestalteter ›schöner‹ Körper, der medial kolportiert und chirurgisch versprochen wird, wird so zum Maßstab der Selbstbewertung. Mit dem Eingriff wird aber nicht nur ein verbesserter, idealerer Körper erhofft, sondern vor allem auch ein verbessertes, idealeres Selbst. Genährt wird diese Suche nach Vervollkommnung des äußeren Bildes und der eigenen Erscheinung durch das hohe *Ansehen*, dass das *Aussehen* in unserer Gesellschaft genießt. Die körperliche Attraktivität einer Person hat einen hohen Einfluss auf den Status dieser Person und auf die Chancen, im Beruf oder bei der Partnersuche erfolgreich zu

sein. Dies ist empirisch belegt (vgl. etwa Degele 2007, Villa 2007). Dabei reicht es in vielen Berufssparten inzwischen nicht mehr aus, gut gepflegt und gut gekleidet zu sein, sondern es werden auch Ansprüche an die körperliche Erscheinung gestellt – inzwischen geht dies so weit, dass Personen zu Operationen genötigt werden, wenn sie bestimmten professionellen Anforderungen nicht genügen. Aus der *Option* auf Veränderung wird so, schleichend, aber mit massiven Konsequenzen für die Integrität der Person und für das soziale Gefüge, ein *Zwang* zur Veränderung und zur Inanspruchnahme der dafür vorgesehenen Technologien und Märkte. Demokratische Rechte auf Freiheit und Selbstbestimmung werden damit beschnitten. Beim Doping im Leistungssport etwa ist dieser ›Zugzwang‹ bereits fest etabliert und firmiert beschönigend unter dem Titel ›reaktives Doping‹ (vgl. ebenso kritisch Wehling 2008, bes. 957ff.).

Das Leiden der Frauen entsteht also aus der Fixierung auf spezifische Ideale der Erscheinung, die als Ausweis der eigenen Wertigkeit, des eigenen Charakters und des eigenen Seins gedeutet werden – und zwar von den Frauen selbst wie von anderen. Dieser Fixierung auf das Äußere und der spezifischen Verbindung mit dem Selbst können die Frauen – so lautet meine These – nichts *anderes* (mehr) entgegensetzen. Sie können dies nicht, weil sie über Jahrhunderte gelernt und verinnerlicht haben, dass ihr Körper nichts wert und voller Gefahren ist: dass er schmutzig und abzulehnen ist, dass sie den jeweiligen Schönheitsidealen nicht gerecht werden, gleichwohl stets nach Attraktivität und Schönheit zu streben haben, dass sie aufpassen müssen, um nicht Opfer von Gewalt und sexuellen Übergriffen zu werden, dass nur (männliche) Experten etwas von ihrem Körper, von Schwangerschaft und Geburt verstehen, dass sie weniger Kraft haben als Männer (und deshalb auch weniger verdienen), dass sie sich klein machen und zusammenehmen müssen usw. Die Liste dieser historisch gewachsenen Entmutigungen, Demütigungen, Bedrohungen und widersprüchlichen Anforderungen, die den Körper von Frauen treffen, ließe sich weit fortsetzen. Und auch wenn viele Frauen inzwischen ein stärker annehmendes oder liebevolleres Verhältnis zu ihrem Körper entwickeln konnten und wenn junge Frauen die skizzierten Körperabwertungen möglicherweise nicht (mehr) nachvollziehen können, so sind sie doch Teil der kollektiven Geschichte von Frauen, werden immer wieder aktualisiert (etwa im Rahmen häuslicher und sexueller Gewalt, durch sexistische Anmache, durch Abwertungen im Sport usw.) und haben intensive Spuren in den Körpern von Frauen hinterlassen.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum viele Frauen keine anderen Optionen für sich wahrnehmen können als den operativen Eingriff: Der Körper kann aufgrund der vielfältigen historischen und aktuellen Leiderfahrungen nicht als Teil des Selbst angenommen oder gar geliebt

werden, sondern er muss *abgespalten* werden vom besseren oder eigentlichen Ich. Auf diese Weise wird er zum ungefährlichen Fremdkörper und kann – quasi auf Distanz – auf die vielfältigste Weise ›behandelt‹ werden: ignoriert, abgewertet und gehasst oder abgöttisch und fetischhaft geliebt und versorgt. Viele Frauen haben so aber den *Kontakt* zu ihrem Körper und damit auch zu ihrer *Vitalität* und Lebendigkeit verloren.

In dieses *Vakuum*, die zerrissene Verbindung zum eigenen Körper, fällt nun die Biotechnologie wie ein ›Segen‹: Viele Frauen begrüßen mitunter enthusiastisch die neuen Technologien im Bereich von Schönheit, Gesundheit und Reproduktion, weil sie vermuten, dass sie nun endlich frei und selbstbestimmt den Körper so herstellen können, wie sie sich ihn wünschen und den Körper so kontrollieren können, dass er *keine* Unannehmlichkeiten mehr bereitet, dass er *keine* Quelle der Demütigung oder von Gefühlen des Bedrohtseins mehr darstellt und dass er stromlinienförmig an die beruflichen und ästhetischen Bedarfe angepasst werden kann. Die neuen Biotechnologien stoßen auf eine so breite Annahme, weil sie dabei helfen, die Natur des Körpers und damit den Körper als Schicksal, der er ja in vielfacher Hinsicht und auf mitunter sehr leidvolle Weise für Frauen war und ist, aufzuheben und den Körper ganz in die Sphäre des Machbaren, Kontrollierbaren und Optimierbaren herüberzuholen. Hier, so wird suggeriert, können sich Frauen als souveräne und kreative Gestalterinnen erweisen und sich ihren und den gesellschaftlich passenden Körper neu zurechtschneiden (lassen). Der ehemals Leid bringende Körper wird auf diese Weise und ganz im Sinne der neoliberalistischen Leitlinien von Selbstverantwortung und Selbstregierung, zur Ressource und Verfügungsmasse für die Ansprüche optimierter Funktionalität und optimierter Attraktivität in einer von männlicher Hegemonie durchzogenen Gesellschaft (zur kritischen Diskussion um Gouvernementalität und Biopolitik vgl. etwa Lemke 2008). Die Tiefenschichten und Mechanismen der eigentlichen Abwertung des weiblichen Körpers werden damit jedoch einer Bearbeitung entzogen.

Ich halte diese Entwicklung für fatal; u.a. deshalb, weil Mädchen, junge Frauen und Frauen durch die Zwischenschaltung von Technologien, die sie in keiner Weise mehr selbst unter Kontrolle haben können, in Kombination mit suggestiven und natürliche Prozesse abwertenden oder leugnenden Bildern, immer mehr von ihrem Körper und seinen vitalen Impulsen, Qualitäten und Bedürfnissen abgeschnitten werden und damit immer stärker den organismisch verankerten körperlichen *und* psychischen *Lebensgrund* verlieren. Wie sollen beispielsweise junge Mädchen ein annehmes und wertschätzendes Verhältnis zu ihrem Körper bilden, wenn in Handbüchern für das pubertierende Mädchen empfohlen wird, möglichst rasch alle Körperhaare zu entfernen, sobald sie zu wachsen beginnen (auch

zur Haarentfernung gibt es inzwischen ausgefeilte Technologien, die versprechen, lebenslang haarlos bleiben zu können). Die Botschaft, die dadurch gesendet wird, ist doch: Der Körper, so wie er werden will, ist nicht in Ordnung; erst wenn du Hand anlegst, kann er akzeptabel werden. Hier wird eine Irritation und ablehnende Haltung erzeugt, *bevor* sich ein natürliches Geschehen überhaupt entwickeln konnte und *bevor* ein Gewahren und Annehmen dieser körperlichen Veränderung einsetzen konnte.

In den bisherigen Ausführungen sind 1. zentrale Kritikpunkte an biotechnologischen Manipulationen, 2. Argumente für die Verteidigung der Würde des Körpers und 3. Alternativen im Umgang mit dem Körper und im Erleben des Körpers immer wieder angeklungen – diese Andeutungen sollen nun vertieft werden.

6. Der Körper als Widerlager des Sozialen und als erlebbares Wunderwerk

Die Deutsche Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung schreibt in einem »Call for papers« zur Tagung »Die fünf Sinne der Wissenschaften« (2009): »Nicht zuletzt wurden wissenschaftliche Instrumente *aus dem Grund* (sic!) entwickelt, die körperliche *Begrenzung* (sic!) der menschlichen Wahrnehmung zu *überwinden* (sic!).« Da stellt sich die Frage: Wozu? Warum sollten wir die körperliche Begrenzung überwinden wollen oder sollen? Was gewinnen wir, wenn wir mehr hören können, als das menschliche Ohr hergibt oder wenn wir mehr sehen können, als unser Auge zulässt? Was gewinnen wir, wenn wir immer schöner werden oder wenn wir immer länger lebend immer jünger bleiben?

Dies fragt auch Ludwig Siep in seinem Beitrag »Die biotechnische Neuerfindung des Menschen« und er gibt zu bedenken: »Wie z.B. steht es mit der Ruhe und Intimität der Nacht, wenn Menschen in der Dunkelheit sehen können [...]? Wie erfreulich ist das Kalkulieren und Jonglieren mit Zahlen, wenn das Gehirn die Leistung eines Großcomputers aufweist?« (Siep 2006, 31f.) Gefragt wird also, ob die »Segnungen« hochmoderner Technologien, die das menschliche Leistungsvermögen in bisher ungeahnter Weise zu steigern wünschen, tatsächlich ein Segen sind: Ob sie den Menschen tatsächlich besser, zufriedener und glücklicher machen. Oder ob sie uns nicht vielmehr wesentliche Rückzugsräume, Freuden und Lebendigkeitsgefühle rauben, die uns mit dem Schmerz, der Trauer, dem Kranksein, dem Altern, dem Scheitern, der Verletzlichkeit, dem Unfertigen und Nichtperfekten gegeben sind.

Mit den Kritikern einer unreflektierten Technologie- und Fortschrittsgläubigkeit bin ich der Meinung, dass die gesundheitlichen und die sozia-

len Risiken der ungebremsten Ausdehnung technologischer Eingriffe in den menschlichen Körper zu hoch sind. Das möchte ich kurz begründen: Zahlreiche Technologien setzen *erstens* an den falschen Baustellen an und sie operieren *zweitens* mit den falschen Modellen vom menschlichen Körper, vom Menschen und vom menschlichen Leben.

Zum ersten Punkt: Hochmoderne Technologien produzieren »Mehr desselben« und verschärfen Probleme damit anstatt sie abzufedern oder zu lösen. Wir brauchen meines Erachtens nicht noch mehr Leistung, noch mehr Können und noch mehr Exzellenz – wir brauchen einen solidarischen Umgang mit Leistung, der keinen abhängt oder ausgrenzt, und eine Würdigung besonderer Fähigkeiten im Dienste der sozialen Gemeinschaft. Auch Technologien sollten im Dienste des Menschen stehen und zu seinem Wohl wie zum Wohl der ihn umgebenden Umwelt wirken. Biotechnologien, die nach einer radikalen Entgrenzung natürlich gegebener Begrenzungen streben, widersprechen diesem Grundsatz: Sie finden keine Antworten auf die brennenden sozialen, politischen und ökologischen Fragen, die uns umtreiben – etwa auf die Frage, wie soziale Ungleichheiten zu beheben wären oder wie nicht diskriminierende Auslegungen von Körpernormen ermöglicht werden könnten, die die Anerkennung des Anderen und bisher Ausgeschlossenen begünstigen würden (siehe dazu auch die Beiträge von *Eckhard Rohrmann*, *Heike Schnoor* und *Jens Ried* in diesem Band) – im Gegenteil: Durch Biotechnologien werden, insbesondere wenn sie in Verbindung mit gezielten Vermarktungsinteressen stehen, neue Territorien der Macht mit monopolisierenden Effekten errichtet, es werden unter den Kunden neue Eliten und Gruppen von Begünstigten hergestellt, es werden neue Disparitäten und Gräben geschaffen und neue Konkurrenzen und Kämpfe entfacht, bei denen es um eine optimierte oder auch überlegene Körperlichkeit geht. Die Unterwerfung unter Schönheits-, Gesundheits- oder Reproduktionsnormen und die damit verbundene Abhängigkeit von technologischem Expertentum, das den Körper und damit das Selbst in Wert setzen soll, reproduziert *einseitige* Normative, untergräbt die Chance, den eigenen Körper tatsächlich zu spüren und in seiner Einmaligkeit und seinem Eigensinn persönlich und im sozialen Raum anzunehmen, und blendet vor allem die gesellschaftlich produzierten *Ursachen* des Leidens am Körper (an seiner Erscheinung, seiner Funktionsfähigkeit etc.) aus. Außerdem *vereinzelt* diese Unterwerfung – die Einnahme von Pillen ist ein ebenso ichbezogenes Handeln wie der Kampf um die rechte Schönheit oder den sportlichen Rekord – und verhindert Solidarität.

Zum zweiten Punkt: Thomas Fuchs (wie ähnlich zuvor Antonio R. Damasio; Damasio 1997) macht deutlich, dass die experimentelle Hirnforschung immer noch an veralteten und falschen Modellen vom menschlichen Gehirn hängt (vgl. Fuchs 2008). Das Gehirn ist weder alleinigen

trale Schaltstelle und Organisator des Menschen, noch funktioniert es wie ein binär codierter Großrechner. Der Mensch ist also nicht von seinem Gehirn her (und dessen Vermessung und Visualisierung) zu erklären oder alleinig zu beeinflussen, sondern nur über seine organismische Verfasstheit und seine soziale Verwobenheit in Beziehungen (siehe dazu auch Bauer 2002). Das Gehirn ist somit ein Vermittlungs- und Beziehungsorgan, das ohne den (übrigen) Körper, ohne die Sinne und Muskeln, ohne eine materiale und soziale Umwelt gar nichts wäre. Der Körper ist der unabdingbare Resonanzboden des Gehirns. Insofern ist auch die Person, das Ich oder das Bewusstsein nicht im Gehirn zu finden, sondern im menschlichen Organismus als Ganzem und in der biographisch gewachsenen Interaktion dieses Organismus-Menschen mit Dingen, anderen Menschen und kulturellen Symbolen.

Nimmt man diese Auffassung vom Gehirn ernst, so wird deutlich, dass eine Manipulation mentaler oder psychischer Leistungen durch Pillen niemals ein Äquivalent für eigene kognitive Anstrengungen oder eine Psychotherapie sein kann (hier widerspreche ich den Einschätzungen von Bettina Schöne-Seifert entschieden; vgl. Schöne-Seifert 2006, bes. 286ff.). In der Therapie beispielsweise begibt sich ein Mensch in die Interaktion mit einem anderen Menschen, er erfährt Nähe und Zuneigung, er begegnet seiner eigenen Geschichte, durchlebt Erinnerungen, gewinnt Einsichten – dies alles findet Widerhall im gesamten Körper und schlägt sich im Gehirn auf unterschiedlichen Ebenen bzw. in verschiedenen Arealen nieder. Eine Pille mag vom *Stimmungseffekt* her ähnliche biochemische Zustände und Resonanzen im Gehirn hervorrufen wie die Psychotherapie (was über entsprechende Messwerte nachweisbar ist), aber es fehlt der Weg über den Körper, über die Interaktionen und Beziehungserfahrungen und über die Aktivierung spezifischer Gehirnareale, was jeweils noch einmal andere Spuren legt und andere Verankerungen im Gehirn schafft. Pillen können allenfalls in gewisser Weise Gefühlslagen unterstützen, sie können aber niemals Ersatz sein für die lebenspraktische und leibliche Auseinandersetzung mit den Dingen. Keinesfalls übersehen werden dürfen zudem die trügerischen und verdeckenden Qualitäten, die Psychopharmaka besitzen: Es wird eine Stimmung oder eine Potenz suggeriert, die nicht mit dem eigentlichen – erschöpften, traurigen oder ängstlichen – Zustand der Person übereinstimmt und die die Ursachen verdeckt, die zu diesen eigentlichen Gefühlen und Zuständen geführt haben oder sie chronisch erzeugen.

Wenn man davon ausgeht, dass im Körper die Spuren der kollektiven und individuellen Geschichte abgelagert sind (was der Embryologe Erich Blechschmidt bereits in den 1960er Jahren festgestellt hat [vgl. Keil/Maier 1984, 113ff.] und was durch neurophysiologische Untersuchungen zu-

nemend bestätigt wird) und dass der Körper ein ausgesprochen wichtiges Resonanzorgan ist, das uns über die Zu- und Abträglichkeit sozialer Lebensbedingungen auf dem Laufenden hält, so sollten wir dem Körper behutsamer und mit mehr Respekt begegnen. Technologische Manipulationen bergen die Gefahr, dass der Körper zu einem Abziehbild technologischen Wissens und sozialer Erwünschtheit wird und dass die Verbindung zum natürlich gegebenen Körper und zu seiner Resonanzfähigkeit immer mehr zerstört wird.

Ich finde, der Körper ist ein unglaubliches Wunderwerk – viel zu wenig gönnen wir uns, das bewusst wahrzunehmen und anzuerkennen. Wenn wir in einem respektvollen Kontakt zu unserem Körper sind, uns erlauben, auf ihn zu hören, ihm zu vertrauen und ihm (und damit uns) das zu gönnen, was er braucht, so wäre er vielleicht sicherer vor Schnitten, die ihn schöner machen sollen, oder vor Pillen, die ihn schneller denken lassen und uns damit aufwerten sollen. Wenn wir den Körper als Wunderwerk achten, dann hätten wir Wert, *weil* wir einen Körper haben. Nichts und niemand müsste dann an ihm herumschnippeln und ihn zu optimieren versuchen. Eine Frau, die sich einer Fettabsaugung unterzogen hat, gibt zu verstehen (Paraphrase): ›Ungleich lieber würde ich meine Wahrnehmung verändern als meinen Körper – wenn ich es nur könnte.‹ (vgl. Maasen 2008, 109)

Eine Arbeit an unseren Wahrnehmungen und eine Arbeit an den Normativen, die diese Wahrnehmungen tragen, wäre ein möglicher Ansatzpunkt, Wege zu einem neuen, annehmenden und wertschätzenden Umgang mit dem eigenen Körper zu eröffnen. *Entscheidend* scheint mir dabei zu sein, dass wir vielfältige und befriedigende *praktische* Erfahrungsgelegenheiten schaffen, in denen wir die Potenz dieses Wunderwerks *konkret erleben* und uns an ihm freuen können. *Jeder* lebendige Körper hat diese Potenzen, seien sie noch so verschüttet, beschädigt oder eingeschränkt.

7. Wie kann die Kritik an biotechnologischer Optimierung anschlussfähig gemacht werden?

Den eben skizzierten Überlegungen kann – und wie ich finde zu Recht – entgegen gehalten werden, dass sie zu sehr ›gegen den Strom‹ der selbstverständlichen Verdinglichung, Manipulation und technologischen Optimierung des Körpers gerichtet sind und dass sie die breite Masse und weite Bevölkerungskreise nicht erreichen können. Der Zug technologisch induzierter und gestützter Optimierung ist längst abgefahren und nicht mehr aufzuhalten; die Lebensverhältnisse sind so beschaffen, dass die Einzelnen *gezwungen* sind, sich der biotechnologischen Angebote zu bedienen, um

den gesellschaftlichen Leistungs- und Attraktivitätsforderungen gerecht werden zu können und nicht mit einem sozial unangepassten Körper abgehängt zu werden; das Recht des Menschen auf Selbstbestimmung schließt ein, dass Menschen mit ihrem Körper verfahren können, wie sie mögen (solange sie dabei andere und gemeinsame soziale Güter nicht schädigen oder sich absichtsvoll selbst töten); in einer hedonistisch akzentuierten Gesellschaft besteht das Bedürfnis nach Leichtigkeit, Entlastung, Spaß, Experimenten und Kicks – warum sollte man diese Elemente beschneiden; das individuelle Leiden an einem Körper, der sozial nicht akzeptiert wird, ist so groß, dass es unmenschlich wäre, hier keine Hilfe anzubieten oder Menschen zu verachten, weil sie zu diesen Hilfen greifen; das Bedürfnis, sozialen Anschluss zu finden und zu halten, ist ein menschliches Grundbedürfnis und kann über Formen der Körpermodellierung und der Inszenierung von Körperlichkeit eingelöst werden – all diese (und vergleichbare andere) Argumente wiegen schwer und haben ihre Berechtigung.

So macht es auch keinen Sinn, die biotechnologisch eröffneten Veränderungsmöglichkeiten des Körpers pauschal abzulehnen, sondern es sind Wege zu suchen, *wie* mit diesen Möglichkeiten umgegangen werden kann, *ohne* dass wir dabei zu technisch durchkalkulierten Automaten und Abziehbildern von Perfektionsentwürfen werden und uns unsere Lebendigkeit, Einmaligkeit und sympathische Unvollkommenheit rauben lassen.

Ein Weg wäre, noch viel genauer zu erforschen, warum und in welcher je individuellen Form sich Menschen biotechnologischer Möglichkeiten bedienen. Wir wissen hierüber noch viel zu wenig. Dabei wäre beispielsweise zu fragen, wie das Körperhandeln mit der Lebensgeschichte und der Körpergeschichte verbunden ist, welches Selbstbild und welche Ideen zum Leben existieren, welche Vorbilder und Motive sozialen Anschlusses und sozialer Anerkennung vorhanden sind, welche Vorstellungen vom Körper und von der Natur existieren und handlungswirksam werden und ob alternative Möglichkeiten des Handelns bewusst und lebbar sind. Mit diesem Blick würde man die Nutzer biotechnologischer Angebote nicht denunzieren, sondern zu verstehen versuchen und Anhaltspunkte dafür gewinnen, wie Alternativen beschaffen sein könnten. Vielleicht wäre es ja auf diesem Weg gelungen, Möglichkeiten zu entwickeln, die der oben zitierten Frau die Fettabsaugung erspart hätten.

Eine weitere Möglichkeit besteht darin, das von Lothar Schäfer entwickelte Konzept vom »physiologischen Naturbegriff« (siehe Kap. 3) für die Praxis nutzbar zu machen und die leibliche Empfindungs- und Resonanzfähigkeit des Einzelnen gegenüber den eigenen Körpersignalen und entlang der Frage, was meinem Körper (und damit mir) zuträglich und was ihm abträglich ist, zu stärken. Barbara Duden hat eine solche Vorgehensweise immer wieder angemahnt und beklagt zutiefst, dass dem

leiblichen Empfinden in zentralen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere in der Medizin (vgl. dazu auch Brähler 1995), so wenig über den Weg getraut wird, dass die Empfindenden sich selbst nicht mehr trauen können: »Dieser neuartige Zweifel an der sinnlichen Erfahrung spiegelt eine epistemische Bodenlosigkeit sondergleichen: den Verlust der untrüglichen Gewissheit, leibhaftig die Quelle der eigenen Aussage zu sein.« (Duden 2004, 26) Leibhaftig erfahrenes, praktisches Wissen schwindet und wird überwältigt von mitgeteilten Kenntnissen (vgl. a.a.O., 27). Mit Lothar Schäfer und Barbara Duden wäre also dafür zu plädieren, dass die Nutzer medizinischen und technologischen Wissens diesem Wissen keine Deutungshoheit zuerkennen oder meinen, dieses Wissen wäre die *ganze* Wahrheit über den Körper (oder das Leben), sondern dass sie erkennen, wie begrenzt und spezifisch dieses Wissen ist und dass es Sinn macht, den eigenen leiblich-affektiven Empfindungen zu vertrauen. Dazu wären diese Empfindungsmöglichkeiten allerdings auch ein Stück weit wieder zurück zu gewinnen und zu kultivieren.

Freiheit und demokratische Grundrechte gründen auf dem Recht, selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen und zu verantworten. Entscheiden kann ich mich aber nur, wenn ich auch *Alternativen* habe. Wenn Biotechnologien zum *Zwang* werden und wenn sie dazu beitragen, den Körper als Empfindungsorgan und Quelle leiblicher Erkenntnis auszuhebeln, dann wird aus einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft eine technologisch induzierte Zwangsgesellschaft. Um diesen Zwängen zu entgehen und um der Gefahr zu begegnen, dass sich die naturwissenschaftliche Deutung des Körpers und des Lebens (die durchaus *auch* eine Berechtigung hat und der wir viele Errungenschaften etwa im Hinblick auf die Bekämpfung von Krankheit und Schmerz zu verdanken haben) in Verbindung mit technologischen Möglichkeiten als die *alles beherrschende* und *Dasein erzeugende* Deutung durchsetzt (was unterstützt durch ökonomische Interessen schneller und durchschlagender der Fall sein könnte, als wir ahnen), so bieten sich Interventionen auf mehreren Ebenen an:

1. Eine kritische Beobachtung biotechnologischer Entwicklungen im Hinblick auf den Organismus und die eigenständige Entwicklung der Person schädigende Wirkungen.
2. Eine kritische Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse, die biotechnologische Optimierungen und permanente Grenzüberschreitungen des organischen Vermögens nicht nur tolerieren, sondern sogar erzwingen – mithin eine substanzielle Kritik an den Imperativen von Leistungssteigerung, Wachstum und Kapitalakkumulation.
3. Eine geschlechterkritische Analyse der naturwissenschaftlich-technologischen Deutungs- und Durchsetzungsmacht einer männlich geprägten Logik und männlich geprägter Interessen im Bereich technolo-

gischer Entwicklungen und der damit verbundenen Marginalisierung bzw. Verwischung anderer Deutungsmöglichkeiten von Leben (vgl. hierzu *Sigrid Schmitz* in diesem Band).

4. Eine deutliche Stärkung der Subjekte (als Nutzer von Biotechnologien und Verfahren des Enhancement) im Hinblick auf die Bereitstellung von Handlungsalternativen. Hierzu würde gehören: die Rückgewinnung eines Vertrauens in den eigenen Körper und der Sensitivität für körperliche Signale; die Anerkennung des natürlich gegebenen Körpers – meines wie dem des Anderen; und die generelle Wertschätzung des Körpers als einem Wunderwerk und Geschenk. Eine zentrale Wurzel dieser Wertschätzung liegt in den Beziehungen und Bezugnahmen, in denen wir uns in unserer Körperlichkeit von Geburt an (und bereits pränatal) angenommen und wertgeschätzt erleben konnten.

Ich vermute: Wir verlieren unsere Autonomie, die uns so wichtig ist, nicht, wenn wir uns unserem Körper und dem Körper unserer Kinder wohlwollend als Partner zuneigen – im Gegenteil: Es steht zu vermuten, dass wir erst *in Verbindung mit unserem Körper* echte menschliche Größe gewinnen.

Entscheidend wird es für das Schicksal des Körpers und damit auch für uns und unsere Lebensverhältnisse sein, ob es uns gelingt, Denkweisen und praktische Lebenskulturen auszubilden, die nicht von maßlosen Entgrenzungs- und Steigerungspantasien angetrieben werden, sondern der Endlichkeit und Begrenztheit des Lebens Respekt zollen und gerade im Angesicht dieser Endlichkeit natürliche Prozesse und Grenzen anerkennen, würdigen und schützen. Judith Butler hat jüngst in eine ähnliche Richtung argumentiert (Butler 2009): Die Verletzlichkeit des Körpers – meines Körper und des Körpers des Anderen – wäre nicht nur anzuerkennen, sondern so ernst zu nehmen, dass sie zur Richtschnur politischen Handelns erhoben wird. Gesellschaften hätten demnach zu gründen auf dem Respekt gegenüber der Wahrung der körperlichen Integrität und Nichtverletzung des Menschen und seiner natürlich gegebenen Begrenzungen.

Literatur

Abraham, Anke (2006): Der Körper als Speicher von Erfahrung. Anmerkungen zu übersehenen Tiefendimensionen von Leiblichkeit und Identität. In: Robert Gugutzer (Hg.): *Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld (transcript), 119-140.

- Ach, Johann S., Arnd Pollmann (Hg.) (2006): *no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse*. Bielefeld (transcript).
- Bauer, Joachim (2002): *Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern*. Fulda (Eichborn).
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): *Vom ›Dasein für andere‹ zum Anspruch auf ein Stück ›eigenes Leben‹. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang*. In: *Soziale Welt*, 34, 307-340.
- Boltanski, Luc, Eve Chiapello (2006): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz (UVK).
- Brähler, Elmar (Hg.) (1995): *Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Körper und Seele. Beiträge zur psychosomatischen Medizin*. Gießen (Psychosozial Verlag).
- Bröker, Jürgen (2008): *Bis hierher – und weiter!* In: *Die Zeit*, 32, 27-28.
- Butler, Judith (2009): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Damasio, Antonio R. (1997): *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Degele, Nina (2007): *Schönheit – Erfolg – Macht*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 18, 26-32.
- Duden, Barbara (2004): *Somatisches Wissen, Erfahrungswissen und ›diskursive‹ Gewissheiten. Überlegungen zum Erfahrungsbegriff aus der Sicht der Körper-Historikerin*. In: Marguérite Bos, Bettina Vincenz, Tanja Wirz (Hg.): *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte*. Zürich (Chronos), 25-36.
- Fuchs, Thomas (2008): *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption*. Stuttgart (Kohlhammer).
- Glogger, Beat (2008): *Die DNATHleten*. In: *Die Zeit*, 32, 28.
- Hanzig-Bätzing, Evelyn, Werner Bätzing (2005): *Entgrenzte Welten. Die Verdrängung des Menschen durch Globalisierung von Fortschritt und Freiheit*. Zürich (Rotpunkt).
- Latour, Bruno (1995): *Wir sind nie modern gewesen*. Berlin.
- Lemke, Thomas (2008): *Gouvernementalität und Biopolitik*. Wiesbaden (VS-Verlag).
- Lindemann, Gesa (2008): *Lebendiger Körper – Technik – Gesellschaft*. In: Karl-Siebert Rehberg (Hg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Teil 2*, Frankfurt a.M. (Campus), 689-704.
- Maasen, Sabine (2008): *Bio-ästhetische Gouvernementalität – Schönheitschirurgie als Biopolitik*. In: Paula-Irene Villa (Hg.): *schön normal*. Ma-

- nipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript), 99-118.
- Maier, Josephina (2008): Eine Pille für die Eins«. In: DIE ZEIT, 52, 39.
- Morgan, Kathryn Pauly (2008): Foucault, Hässliche Entlein und Techno-Schwäne – Fett-Hass, Schlankheitsoperationen und biomedikalisierte Schönheitsideale in Amerika. In: Paula-Irene Villa (Hg.): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript), 143-172.
- Mutschler, Hans-Dieter (2002): Naturphilosophie. Stuttgart (Kohlhammer).
- Plessner, Helmuth (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin, New York (de Gruyter) [zuerst 1928].
- Pollmann, Arnd (2006): Hart an der Grenze. Skizze einer Anamnese spät-modernen Körperkults. In: Johann S. Ach, Arnd Pollmann (Hg.): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript), 307-324.
- Rohr, Elisabeth (2004): Schönheitsoperationen. Eine neue Form der Körpertherapie? In: Elisabeth Rohr (Hg.): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus (Helmer), 90-114.
- Schaarschmidt (2005): Halbtagsjobber? Psychische Gesundheit im Lehrerberuf – Analyse eines veränderungsbedürftigen Zustandes. Weinheim (Beltz).
- Schäfer, Lothar (1999): Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Schöne-Seifert, Bettina (2006): Pillen-Glück statt Psycho-Arbeit. Was wäre dagegen einzuwenden? In: Johann S. Ach, Arnd Pollmann (Hg.): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript), 279-294.
- Schröder, Jörg (2008): Der flexible Mensch und sein Leib. Dissertation (Philipps-Universität Marburg).
- Siep, Ludwig (2006): Die biotechnische Neuerfindung des Menschen. In: Johann S. Ach, Arnd Pollmann (Hg.): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript), 21-42.
- Villa, Paula-Irene (2007): Der Körper als kulturelle Inszenierung und Stützensymbol. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18, 18-26.
- Villa, Paula-Irene (Hg.) (2008): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript).
- Villa, Paula-Irene (2008a): Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Paula-Irene Villa (Hg.):

schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript), 245-272.

Wehling, Peter (2008): Biomedizinische Optimierung des Körpers – individuelle Chance oder suggestive soziale Norm? In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Teil 2, Frankfurt a.M. (Campus), 945-960.

Winter, Sebastian (2008): Der gelaserte Athlet. In: Der Spiegel, 52, 81.

Zur gesellschaftlichen Konstruktion von Normalität und Anders-Sein

ECKHARD ROHRMANN

1. Vorbemerkung: Anders oder normal

Die meisten von uns halten sich vermutlich mehr oder weniger für normal und streben auch an, normal zu sein. Manche leiden allerdings auch darunter, dass sie nicht bestimmten, die vermeintliche Normalität festlegenden Normen entsprechen. In beiden Fällen stellt sich die Frage, woher wissen wir, ob wir wirklich normal sind und nicht etwa zu dick oder zu dünn, zu lang oder zu kurz sind, oder dass unsere Schädelform keine normalen Proportionen aufweist, dass unsere primären oder sekundären Geschlechtsmerkmale die richtige Länge oder Größe aufweisen und nicht besser, was ja durchaus möglich ist und nicht selten auch praktiziert wird, vielleicht durch einen plastisch-chirurgischen Eingriff, dem Normalmaß zugeführt werden sollten? Woher also wissen wir, ob bzw. wann wir normal sind? Hier stellt sich die Frage: Was ist überhaupt normal?

Wenn wir uns umsehen, so werden wir bemerken, dass alle Menschen, denen wir begegnen, anders sind als wir und auch anders als alle anderen, denen wir je begegnet sind. Manche sind sich zwar ähnlich, doch niemals identisch. Offensichtlich ist also niemand von uns normal, denn wir alle sind irgendwie anders als alle anderen. Unser Anders-Sein gehört also gewissermaßen zu unserer allgemeinsten menschlichen Normalität und in unserem Bestreben nach Identität suchen wir ja auch nach Alleinstellungsmerkmalen, die uns gegenüber anderen unverwechselbar, anders oder besser: besonders machen. Trotzdem wollen wir gleichzeitig irgendwie normal sein und nicht zu denen gehören, die von uns für anders, gestört oder sonst wie normabweichend wahrgenommen und nicht selten auch so behandelt werden. Es stellt sich also die Frage, woher wir eigentlich wissen, dass wir

»Normalen« »normal« sind und bestimmte Menschen, die wir z.B. Behinderte' oder psychisch Kranke nennen, nicht.

2. Normalität und Anders-Sein im Lichte thomistischer Theologie und Dämonologie

Um uns einer Antwort zu nähern, verlassen wir für einen Moment unseren gegenwärtigen vertrauten kulturhistorischen Kontext. Wir bleiben hier in Mitteleuropa, im heutigen Deutschland und versetzen uns in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Jetzt befinden wir uns am Ende des ausgehenden Spätmittelalters im Übergang zu derjenigen Zeit, die wir gemeinhin als frühe Neuzeit zu bezeichnen geneigt sind. Damals waren die wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Welt- und Menschenbilder, das daraus abgeleitete Verständnis von Normalität sowie die Phänomenologien und Ätiologien von Anders-Sein maßgeblich geprägt von der thomistischen Theologie und Dämonologie, der zufolge der göttlichen Dreieinigkeit mit einer Heerschar guter Geister, sog. Engel, ein Teufel gegenübersteht mit Legionen von bösen Geistern, sog. Dämonen (vgl. von Aquin 1936, 123ff.), deren Zahl übrigens der bis 1996 amtierende und zwischenzeitlich abgelöste Chefexorzist der Diözese Rom Monsignore Corrado Balducci 1988 auf exakt 1.758.640.176 beziffert hat (vgl. Weber 1999, 14).

Grundgelegt wurde diese Dämonologie von Aurelius Augustinus in

1. In den letzten Jahren hat sich in den einschlägigen Diskursen die Sprachregelung durchgesetzt, nicht mehr von »Behinderten«, sondern von »Menschen mit Behinderungen« oder »behinderten Menschen« zu sprechen. Ich schließe mich dieser Regelung nicht an. Wie in diesem Beitrag u.a. dargelegt werden soll, ist Behinderung kein den Behinderten »innewohnendes Abstraktum« (Marx 1888, 534), sondern Ausdruck solcher gesellschaftlicher Bedingungen und Verhältnisse, die Menschen mit körperlichen, hirnrorganischen, sozialen oder sonstigen Beeinträchtigungen bei der subjektiven Aneignung von und der sozialen Teilhabe an relevanten gesellschaftlichen Lebensbereichen behindern. Wenn solcherart Behinderte als Behinderte bezeichnet werden, werden sie nicht dadurch diskriminiert, sondern durch die Verhältnisse, die sie behindern. Im übrigen sollte die Tatsache, dass Behinderte Menschen sind, so selbstverständlich sein, dass dies nicht jedes Mal betont zu werden braucht, wenn man von ihnen spricht. Wir reden schließlich auch nicht von studierenden Menschen, von Menschen mit einem Bundestagsmandat oder – um dem Einwand zu begegnen, diese Attribute seien ja selbstgewählt und ließen sich auch ablegen – von Menschen mit einem weiblichen oder männlichen Geschlecht.

seinem bedeutendsten Werk »De Civitate Dei²«, mit dem er den kirchenchristlichen Dualismus auf eine wissenschaftliche und von der katholischen Kirche bis heute anerkannte Grundlage stellt. Er entwickelt seine Lehre von den zwei Reichen, dem Gottes- und dem Teufelsstaat. Ursprünglich waren beide Staaten getrennt. »Der eine besteht aus Menschen, die aus dem Fleisch, der andere aus denen, die nach dem Geist leben wollen.« (Augustinus 1955, 158) Es kommt zur Vermischung beider Staaten, denn »die Gottessöhne, von Liebe zu den Menschentöchtern ergriffen, die sie als Gattinnen genießen wollten, versanken in die Sittenlosigkeit der erdgeborenen Genossenschaft und ließen die Frömmigkeit fahren, die sie in der heiligen Genossenschaft bewahrt haben« (a.a.O., 267).³ Beide Reiche werden erst wieder am Ende der Zeiten nach dem jüngsten Gericht voneinander geschieden. Dann werden Gottesstaat und Kirche zu einer Einheit verschmelzen.

Hintergrund für den Sittenverfall im Gottesstaat ist die sog. Erbsünde, welche zurückgeht auf den Genuss der verbotenen Frucht vom Baum der Erkenntnis, zu welchem Eva, vom Teufel angestachelt, Adam seinerzeit verführt hat. Diese Übertretung hat, so lehrt Augustinus, nicht nur, wie im alten Testament zu lesen, die unselige Fähigkeit zur Erkenntnis des Menschen, was gut und böse ist⁴, und als Strafe dafür die Vertreibung aus dem Paradies⁵ nach sich gezogen, sondern auch und vor allem die Lust, die Libido beim Geschlechtsakt. Darin erblickt Augustinus nun allerdings nicht eine höchst angenehme Bereicherung unseres Lebens, sondern das größte Übel, das je über die Menschheit gekommen ist. Wäre es nicht zu diesem Obstverzehr gekommen, »würde [...] der Mann Nachkommenschaft erzeugt, das Weib sie empfangen und sich dazu der Zeugungsglieder bedient haben, die, wann und soweit nötig, durch den Willen bewegt, nicht durch Lust erregt worden wären« (a.a.O., 207). Damit ist es jetzt vorbei. Durch den Sündenfall ist der Akt der Fortpflanzung auf eine animalische Stufe zurückgefallen, »denn nachdem der auf einen Ehrenplatz gestellte Mensch gesündigt, ward er dem Viehe gleich und zeugt nun auch wie das Vieh« (a.a.O., 813). Durch die Lust beim Sex überträgt sich fortan die Erbsünde wie eine Art Infektionskrankheit auf die nachkommenden Generationen.

Augustinus nimmt sogar an, dass Teufel und Dämonen mit den Menschen geschlechtlich verkehren. Ihm ist nämlich zu Ohren gekommen, »daß Silvane und Pane (= Waldgeister), die im Volksmund incubi [männli-

2. Deutsch: »Über den Gottesstaat«.

3. Augustinus bezieht sich hier auf Genesis 6, 1-4.

4. Genesis 2, 17 und 3, 5.

5. Genesis 3, 17 – 24.

cher Beischläfer, wörtlich: Auflieger; ER] heißen, Frauen belästigt und mit ihnen in Geschlechtsverkehr zu treten begehrt und es auch erreicht haben« (a.a.O., 268f.). Mit der Ausformulierung dieses Theorems von Teufelspakt und Teufelsbuhlschaft hat Augustinus eine wesentliche Grundlage für diejenige Dämonologie geschaffen, die 800 Jahre später im ausgehenden Mittelalter durch die Hochscholastik, insbesondere von Thomas von Aquin, präzisiert und in die Fassung gebracht werden sollte, die im 15. Jahrhundert zur maßgeblichen theoretischen Grundlage u.a. des Verständnisses von Anders-Sein werden sollte. Was Augustinus noch für zumindest möglich hält, ist für Thomas von Aquin längst erwiesene Tatsache.

Seit dem Sündenfall ist der Spaß am Sex das Einfallstor für den Teufel und seine dämonischen Heerscharen schlechthin. Besonders anfällig dafür sind vor allem die Frauen, weil sie sich so leicht verführen lassen. Das war schon im Paradies so. Mit Bedacht – so Augustinus – hat sich der Teufel deswegen nicht an Adam gewandt, sondern an Eva – Augustinus nennt sie den »schwächeren⁶ Teil des ersten Menschenpaars« (Augustinus 1955, 185) –, »denn er [der Teufel; ER] dachte der Mann werde nicht so leichtgläubig sein sich täuschen lassen, wohl aber durch Nachgiebigkeit dem Irrtum der Gefährtin erliegen« (a.a.O.).

An der erhöhten Anfälligkeit der Frauen gegenüber teuflischen Versuchungen hat sich auch in nachparadiesischer Zeit nichts geändert. Schon der Heilige Albertus Magnus, der akademische Lehrer von Thomas, warnt: »Die Frau ist nichts anderes als ein Teufel in Menschengestalt. [...] Dazu dies: Das weibliche Geschlecht neigt weniger zur Moralität als das männliche. Die Verfasstheit des weiblichen Geschlechts weist nämlich mehr Feuchtigkeit auf als die des männlichen, Merkmal des Feuchten aber ist es, leicht aufzunehmen und schlecht zu bewahren.« (Albertus 1998, 183) Nach Albertus ist »die Frau ein zufallsbedingter Mann und besitzt eine gegenüber dem männlichen Geschlecht mit Mangel und Beraubung behaftete Natur« (a.a.O.). Die Konsequenz: »Man muß sich daher vor jeder Frau in acht nehmen wie vor einer giftigen Schlange und einem gehörnten Teufel.« (A.a.O.) Thomas von Aquin hat seine Lektion gelernt. Auch für ihn »ist das Weib etwas Mangelhaftes und eine Zufallserscheinung«⁷(von Aquin 1941, 38).

Maßstab des, wesentlich von Thomas von Aquin in seine verbindliche Form gebrachten, dämono- bzw. theologisch geprägten Verständnisses des Anders-Seins war also – und ist in der offiziellen katholischen Lehre bis heute – der unversehrte, möglichst enthaltsam und im katholisch-christlichen Sinne tugendhaft lebende Mann, der sich auch in seinem Denken

6. Genauer: »minderwertigen« (lat.: inferiore).

7. »[...] femina est aliquid deficiens et occasionatum«.

bedingungslos dem herrschenden katholischen Dogma unterwirft. Alles, was davon abweicht, galt (und gilt) als anders, als abnorm, als minderwertig. Zu solchen Abnormitäten gehören auch z.B. Häresie, also ein von der herrschenden Lehre abweichendes Denken und – wie gezeigt – auch das weibliche Geschlecht.

2.1 DÄMONOLOGISCHE ÄTIOLOGIE DES ANDERS-SEINS

Menschen, die ihren Zeitgenossen in diesem Sinne als normabweichend vorkamen, wurden je nach Erscheinungsform und angenommener Ätiologie des vermeintlichen Anders-Seins unterschiedlichen Personengruppen zugerechnet. Bis Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts, also zu Beginn derjenigen Epoche, die wir gemeinhin als frühe Neuzeit zu bezeichnen geneigt sind, hat sich eine Typologie des Anders-Seins herausgebildet, die das herrschende öffentliche und wissenschaftliche Denken der folgenden 200 bis 300 Jahre prägte und phänomenologisch und ätiologisch zwischen unterschiedlichen Personengruppen differenzierte. Im Zusammenhang unserer Untersuchung interessieren dabei insbesondere die Gruppen der

- Hexen,
- Besessenen,
- Narren und
- Wechselbälger.

Als Hexen galten nach diesem Verständnis Menschen, die sich freiwillig mit den bösen Geistern einließen, vor allem – und dieses Motiv steht immer wieder im Vordergrund – mit ihnen geschlechtlich verkehrten. Ihnen wurde außerdem die Fähigkeit unterstellt, durch die Luft fliegen zu können. Auf diese Weise reisen sie, z.B. während der Walpurgisnacht und anderen regelmäßig oder unregelmäßig stattfindenden nächtlichen Zusammenkünften, in der Regel auf Bergeshöhen, um sich dort mit dem Teufel und seinen Dämonen blasphemischen Ritualen, orgiastischer Promiskuität und anderer sündhafter Widerwärtigkeiten hinzugeben.

Anders als Hexen, denen in der Regel unterstellt wird, sie würden freiwillig mit den bösen Geistern verkehren, galten als Besessene solche Menschen, von denen ein Dämon oder meistens mehrere Dämonen gegen deren Willen Besitz ergriffen hat bzw. haben.

Der Gruppe der Narren »wurden Leute zugerechnet, die noch als Erwachsene den Bewusstseinsstand von Kleinkindern hatten, weil sie mit Dummheit, Uneinsichtigkeit, intellektueller Beschränkung oder gar mit irgend einer Form von Geisteskrankheit behaftet waren« (Mezger 1991, 31). Darüber hinaus ist »mit dem Begriff ›Narrheit‹ stets auch noch der Aspekt des Böartigen und Gefährlichen verbunden« (a.a.O.). Schließlich

ist darauf hinzuweisen, dass oftmals zwischen Narren und Menschen mit anderen Gebrechen, wie Blindheit, Lepra, körperliche Lähmungen oder Verkrüppelungen kaum differenziert, »zwischen Krüppeln und Narren sogar bis ins 17. Jahrhundert hinein kein Unterschied gemacht wurde« (a.a.O., 34), denn »Krüppel [waren] in ihrer physischen Abnormität dem Mittelalter genauso verdächtig [...] wie Narren mit ihren psychischen Störungen. Wenn nämlich Gott den Menschen – laut Gen 1, 27 – tatsächlich nach seinem Bilde geschaffen hat, dann konnten geistig verwirrte wie körperlich Deformierte, streng theologisch betrachtet, unmöglich Ebenbilder des Schöpfers sein.« (A.a.O.)

Wechselbälger schließlich hielt man für dämonisch gezeugte Kinder, die Müttern anstelle ihrer eigenen Kinder untergeschoben wurden. Davon war auch der Reformator Martin Luther überzeugt:

»Solche Wechselbälge und Kielkröpfe supponit Satan in locum verorum filiorum⁸ und plaget die Leute damit. Denn diese Gewalt hat der Teufel, daß er die Kinder auswechselt, und einem für sein Kind einen Teufel in die Wiegen legt, das denn nicht gedeiet, sondern nur frisset und säuget; aber man saget, daß solche Wechselbälge und Kielkröpfe über 18 und 19 Jahr nicht alt werden. Dies geschieht nun oft, daß den Sechswöchnerinnen die Kinder verwechselt werden, und die Teufel sich an ihrer Statt legen und sich garstiger machen mit Scheißen, Fressen und Schreien denn sonst andere zeh'n Kinder, daß die Aelteren für solchen Unflätigkeiten keine Ruhe haben und die Mütter also ausgesogen werden, dass sie nicht mehr stillen können.« (Luther 1916, 358)

2.2 ZUR PRAXIS IM UMGANG MIT DÄMONOLOGISCH VERSTANDEM ANDERS-SEIN

Institutionelle Entsprechungen dieser Ätiologien des vermeintlichen Anders-Seins und des für fachlich gehaltenen Umganges mit den Betroffenen waren für die Hexen die 1231/32 von Gregor IX. gegen das Ketzerwesen eingesetzte Inquisition. Ketzerei wurde 1484 durch die berühmte Hexenbulle »Summis desiderantis« von Innocenz VIII. auf Teufelspakt und Teufelsbuhlschaft ausgedehnt und damit fiel ab nun auch die bereits Mitte des 15. Jahrhunderts einsetzende Hexenverfolgung in den Zuständigkeitsbereich der Inquisition. Sie erreichte ihren Höhepunkt in der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Die letzte Frau, die in Europa wegen des Deliktes des Schadenszaubers als Hexe verurteilt wurde, war die damals 47-jährige Dienstmagd Anna Göldin. Sie wurde auf Betreiben ihres Dienstherrn, dem Glarner Arzt, Ratsherrn, Richter und Regierungsrat Johann Jakob

8. Deutsch: legt Satan an die Stelle der wirklichen Kinder.

Tschudi am 13. Juli 1782 im protestantischen Kanton Glarus in der Schweiz hingerichtet.

Besessene wurden dem Exorzismus unterzogen, d.h. der systematischen und methodengeleiteten Austreibung der bösen Geister. Für die Durchführung des Exorzismus liegt seit 1614 mit dem *Rituale Romanum* ein verbindliches Regelwerk vor, welches in der Folgezeit immer wieder novelliert wurde, zuletzt im Jahr 1999.

Narren galten als Außenseiter der mittelalterlichen Gesellschaft. Sie wurden häufig vertrieben, in Narrenschiffen deportiert oder in Narrentürmen teilweise asyliert. Lebten sie in Städten, mussten sie in der Regel optisch und akustisch wahrnehmbare Erkennungszeichen tragen, um die übrige Bevölkerung vor sich zu warnen. Zu Fastnacht schlüpfen bis heute viele Menschen zeitweise in die Rolle des Narren und auch anderer Figuren, die außerhalb der mittelalterlichen Ordo-Gesellschaft stehen, z.B. Mohren, wilde Männer, früher häufig auch Juden.

Soweit Wechselbälger für ausgetauschte Kinder gehalten wurden, war die Praxis im Umgang mit ihnen darauf ausgerichtet, den Teufel oder wen immer man für den Austausch verantwortlich machte, dazu zu bewegen, den Tausch rückgängig zu machen. Müller (1996, 47) führt dazu in seiner ethnologischen Studie aus: »Bauern in Deutschland [...] peitschten den Wechselbalg kräftig mit einer einjährigen Haselgerte – ein übliches Mittel zur Dämonenabwehr – durch und erhielten darauf, falls die Prozedur Erfolg gehabt und der schuldige Geist ein Einsehen gezeigt hatte, alsbald das eigene Kind wieder zurück – bzw. dessen Seele, denn die Prügelmale blieben weiterhin sichtbar.«

An anderer Stelle schreibt Müller:

»An sich brauchte der Anlaß nicht einmal so gravierend zu sein. Es reichte schon der Verdacht, einen Wechselbalg in der Wiege zu haben. 1850 mißhandelte ein Bauer im westpreußischen Löblau auf offener Straße einen Knaben, der einen großen Kropf besaß und ihm daher als gefährlicher Teufelsbalg erschien. 1871 wurden in einer Ortschaft bei Posen aus demselben Argwohn heraus zwei kleine Kinder, das eine erst gerade ein Jahr alt, »auf grausamste Weise totgeschlagen«. In anderen Teilen Europas suchte man sich durch die apotropäische [= Unheil, Zauber abwehrende; ER] und reinigende Kraft des Feuers zu schützen. Man setzte derartig verdächtige Kinder etwa – die Fälle sind ebenfalls allesamt aus dem 19. Jahrhundert belegt – nackt auf die erhitzte Herdplatte, drückte sie in die glimmende Asche, deponierte sie auf dem Rost über dem Feuer oder stieß ihnen eine glühende Feuerzange in den Hals.« (A.a.O., 50)

War mit dem Rücktausch nicht zu rechnen, wurden Wechselbälger nicht selten umgebracht. Auch der Reformator Martin Luther empfahl die Tötung dieser Kinder. Seine Begründung:

»Daß ers gänzlich dafür hielte, daß solche Wechselkinder nur ein Stück Fleisch, eine massa carnis sein, da keine Seele innen ist; denn solches könne der Teufel wol machen, wie er sonst die Menschen, so Vernunft, ja Leib und Seele haben, verderbt, wenn er sie leiblich besitzt, daß sie weder hören, sehen, noch etwas fühlen, er machet sie stumm, taub, blind.« (Luther 1919, Nr. 5207, 9)

Noch Luther führt also Erscheinungsformen menschlichen Daseins, die wir heute als Behinderungen bezeichnen, auf das Wirken des Teufels zurück.

2.3 DIE VERWISSENSCHAFTLICHUNG DES HEXENWESENS

1487 veröffentlichte der von Papst Innocenz VIII. drei Jahre zuvor mit der Durchführung der Hexeninquisition in den deutschen Ländern beauftragte Dominikanermönch Heinrich Kramer (lat.: Institoris) unter dem Titel »Malleus maleficarum« ein umfangreiches Lehr- und Handbuch des Hexenwesens, welches immer wieder als Ausdruck eines Hexenwahns (z.B. Diefenbach 1886, Heinemann 1998) und von Sigmund von Riezler als »das verruchteste und zugleich das läppischste, das verrückteste und dennoch unheilvollste Buch der Weltliteratur« (Riezler 1896, 102) bezeichnet wird. Unheilvoll ist das Werk ohne Zweifel, doch ist es weder läppisch noch verrückt. Die in der Hexenforschung leider weit verbreitete Auffassung Riezlers »übersieht, daß der ›Hexenhammer‹ weithin in der gelehrten und theologischen Literatur des Abendlandes wurzelt und daß er das, was sonst in seiner Vereinzelung nicht besonders aufgefallen sein mag, durch seine thematisierende Bündelung nur sichtbar gemacht hat« (Harmening 1995, 95).

Hilflos erscheint auch die Abqualifizierung des Buches als unwissenschaftlich. Es ist ein hexenwissenschaftliches Kompendium, welches, wie von einem wissenschaftlichen Lehrbuch zu erwarten, die seinerzeitigen Wissensbestände über Hexen und Hexerei systematisiert. Es beginnt mit einem

- theoretischen Teil »über die drei Dinge, die bei der Ausübung von Schadenszauber zusammenkommen, d.h., Dämonen, Zauberer göttliche Zulassung« (Kramer 1487, 121), es folgt ein
- diagnostischer Teil, der beginnt mit Fragen der Prävention und dann »über die Vorgehensweise der Zauberer, während sie Schadenszauber beibringen« (a.a.O., 125) handelt und es schließt mit einem
- klinischen Teil mit Hinweisen über die Durchführung von Inquisitionsprozessen bei Hexen und der Bekämpfung des Hexenwesens.

Die ungeheure Wirkung, die das Werk entfaltet hat, liegt ja gerade darin, dass mit ihm »der Hexenwahn aus dem Halbdunkel verschämter Heimlichkeit in das volle Licht der Wissenschaft« (Radbruch/Gwinner 1951, 158) trat. Nur wenn wir es als wissenschaftliches Werk im Kontext seiner Zeit und der damals herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse begreifen und würdigen, können wir zu einem Verständnis dafür gelangen, warum dieses Buch – eines der ersten übrigens, das nach Erfindung des mechanischen Buchdrucks durch Johannes Gutenberg um 1442 überhaupt gedruckt wurde – so überaus erfolgreich war, 200 Jahre lang das Standardwerk des Hexenwesens schlechthin blieb und bis 1669 in 29 Auflagen erschien. Außerdem – und darin vor allem liegt die heutige Bedeutung des Werkes im Allgemeinen und für diesen Beitrag im Besonderen – können wir so auch einiges über unser gegenwärtiges Verständnis von und unseren Umgang mit Normalität und Anders-Sein lernen.

3. Von der Dämonologisierung zur Biologisierung und Pathologisierung des Anders-Seins

Zwar wurde zwischenzeitlich die thomistische Dämonologie durch einen Paradigmenwechsel abgelöst, doch durch einen Paradigmenwechsel werden »veraltete Theorien [...] nicht prinzipiell unwissenschaftlich, nur, weil sie ausrangiert wurden« (Kuhn 1976, 17). Auch das neue Paradigma ist nicht allein deswegen »wissenschaftlicher«, als das alte, nur weil es neuer ist. »Wenn man die [...] veralteten Anschauungen Mythen nennen will, dann können Mythen durch Methoden derselben Art erzeugt und aus Gründen derselben Art geglaubt werden, wie sie heute zu wissenschaftlicher Erkenntnis führen. Wenn man sie hingegen Wissenschaft nennen will, dann hat die Wissenschaft Glaubenselemente eingeschlossen, die mit den heute vertretenen völlig unvereinbar sind.« (A.a.O., 16f.) Selbst Karl Popper, der Begründer des kritischen Rationalismus und Apologet einer vermeintlich wertfreien Wissenschaft, vertritt die Auffassung, dass wissenschaftliche Paradigmen einerseits und Glaubenssätze bzw. Mythen andererseits keineswegs Gegensätze darstellen, sondern durchaus wesensverwandt sind: »Meine These ist, dass sich das, was wir »Wissenschaft« nennen, von den älteren Mythen nicht durch ein von einem Mythos abgrenzbaren Wesensmerkmal unterscheidet, sondern dadurch, dass sie begleitet wird durch eine second-order-tradition – und zwar der kritischen Diskussion des Mythos.« (Popper 2005, 170 [Übersetzung ER]) Während allerdings Popper entsprechend seines wissenschaftstheoretischen Verständnisses von einer stetig

und linear anwachsenden Erkenntnisevolution⁹ davon ausgeht, »dass die naturwissenschaftlichen Theorien, historisch gesehen, oft aus der Metaphysik stammen, von der sie sich dadurch unterscheiden, dass sie deren falsifizierbare Niederschläge sind« (Popper 1994, 149), ohne allerdings näher darauf einzugehen, wann, wie und aufgrund welcher neuen Qualitäten der qualitative Umschlag von der Mythologie zur Theorie festzumachen ist, weist Kuhn in seiner bereits zitierten wissenschaftshistorischen Untersuchung nach, dass »die Frage der Paradigmawahl niemals durch Logik und Experiment allein eindeutig entschieden werden kann« (Kuhn 1976, 106f.), sondern die Legitimation eines Paradigmas letztlich davon abhängt, ob es von der zeitgenössischen Gemeinschaft der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anerkannt – wenn man will: geglaubt – wird oder nicht. Dementsprechend vollziehen sich auch Paradigmenwechsel keineswegs stringent, konsequent und logisch, sondern in krisenhaften Übergängen, die Kuhn als Revolutionen bezeichnet, wobei er auch betont, dass zuweilen »beträchtliche Zeit zwischen dem ersten Bewußtwerden des Zusammenbruchs [des alten; ER] und dem Auftauchen eines neuen Paradigmas« (a.a.O., 99) verstreichen kann. So verhält es sich auch in unserem Fall: Es sollte noch mehr als zwei Jahrhunderte bis weit nach Beginn der Aufklärung dauern, bis sich der von ihm eingeleitete Paradigmenwechsel endlich vollzogen hatte und der Dämonologisierung des vermeintlichen Anders-Seins dessen Pathologisierung folgte. Im Zuge zunehmend rationalistischer Orientierungen vor allem im absolutistischen Frankreich war es nun vor allem die Unvernunft, die als Anders-Sein wahrgenommen und entsprechend behandelt wurde.

»Es beginnt«, so beschreibt Klaus Dörner diesen Paradigmenwechsel, »der säkulare Vorgang der ›Klinifizierung‹ der Unvernunft der Irren«, den er u.a. an der Entwicklung der »religiösen Form der Melancholie, der Dämonomanie« aufweist: »Zuerst wurden die von ihr Besessenen als Hexen verfolgt, dann entlarvten die Aufklärer die sie bedingenden falschen religiösen Ideen als Priesterbetrug, jetzt gelten diese Erscheinungen ebenfalls als Krankheit.« (Dörner 1984, 162) Dabei lehnt sich das nun vorherrschende Verständnis von Krankheit eng an den sich gleichzeitig in den Naturwissenschaften als neues Paradigma etablierenden kartesischen Mechanismus an. An die Stelle des überkommenen dämonologischen tritt nun ein mechanistisches Weltbild, das sich vor allem mit dem Namen Descartes oder lateinisch: Kartesius verbindet. Demnach bestimmen nun nicht mehr Gott und – mit seiner Permissio – der Teufel die Geschehnisse dieser Welt, in die sie sich dauernd einmischen. Vielmehr hat sich der

9. Er spricht von einer »darwinistische[n] Theorie des Erkenntnisfortschritts« (Popper 1974, 289).

Schöpfergott nach Vollendung seines Werkes aus der Welt zurückgezogen und seine Schöpfung gewissermaßen sich selbst überlassen. Die solcherart ein für alle Male geschaffene Welt erscheint jetzt als eine gigantische Maschine, als riesiges Uhrwerk, das – einmal in Gang gesetzt – unaufhörlich läuft. Um die Welt und ihre Abläufe zu verstehen, ist nun also nicht das vermeintliche Wirken Gottes und des Teufels zu erforschen, sondern vielmehr Gottes Schöpfungsplan, die Gesetze der Schöpfung bzw. der Natur zu entschlüsseln. Damit verdrängt die Physik die Metaphysik als wissenschaftliche Leitdisziplin. Das neue Weltbild impliziert ein neues Menschenbild, bei dem der lebende Organismus, auch der Mensch, als komplizierter Mechanismus, gewissermaßen als Maschine verstanden wird.

4. Biologisierung und Pathologisierung des Anders-Seins

Dieses neue Verständnis des Menschen und seines Organismus als Maschine impliziert neue Ätiologien des Anders-Seins. Erscheinungsformen des Anders-Seins werden dieser neuen Sicht der Dinge entsprechend als »Maschinenschäden«, als Defekte des Organismus oder seiner Teile verstanden, die »repariert«, entfernt oder ausgetauscht werden müssen, wenn sie nicht für irreparabel gehalten werden.

Dabei entwickelten sich unterschiedliche Fachdisziplinen mit manchen Überschneidungen, jedoch auch mit zum Teil ganz unterschiedlichen Perspektiven. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich als naturwissenschaftlich ausgerichtet verstehen und folglich versuchen, Anders-Sein als in spezifischer Weise in der auf die skizzierte Weise mechanistisch verstandenen Natur der Betroffenen verankert oder aus ihr hervorgehend zu erklären. Mit der menschlichen Natur beschäftigen sich nach dem Paradigmenwechsel vor allem die Anthropologie als Teildisziplin der Biologie und die Medizin. Die Zuständigkeit für die menschliche Seele, die jetzt allerdings zumeist mit dem griechischen Wort Psyche bezeichnet wird, geht auf die Psychiatrie und die Psychologie über, die nun versuchen, sich auch diesem Phänomen auf eine Weise zu nähern, die sich vor allem als naturwissenschaftlich versteht.

4.1 BIOLOGISIERUNG DES ANDERS-SEINS: DIE KONSTRUKTION MENSCHLICHER RASSEN

Nach den großen Erfolgen der klassischen Naturwissenschaften, denen es zunächst um die Erforschung der Gesetze vor allem der unbelebten Natur ging, gingen die biologischen Wissenschaften daran, ganz geprägt vom

dualistischen Mechanismus des neuen Wissenschaftsverständnisses, die lebende Natur zu erforschen. Dabei ging es ihnen zunächst vor allem darum, Ordnung in die Erscheinungsformen der lebenden Natur zu bringen und sie zu klassifizieren, denn die Natur war durch die Entdeckung von immer mehr Lebewesen, vor allem auch auf mikroskopischer Ebene, immer unübersichtlicher geworden. Nach einer Reihe von Vorläuferversuchen, die sich nicht durchsetzen konnten, legte der schwedische Mediziner und Naturforscher Carl von Linné (1707-1778) 1735 erstmals eine sog. binäre Nomenklatur zur Klassifikation zunächst aller bekannten Pflanzen- und später auch der Tierarten (Linné 1758) vor, die sich erstmals und zu großen Teilen bis heute einer relativ breiten Zustimmung in der zeitgenössischen science community erfreute. Linnés Ziel war es, Ordnung zu bringen in die durch immer neue Entdeckungen immer unübersichtlicher werdende lebende Natur. Jedes Lebewesen wurde und wird noch immer einem Reich zugeordnet. Linné unterscheidet zwischen Tier- und Pflanzenreich, später weist er auch den Pilzen und Bakterien eigene Reiche zu. Die Reiche werden bevölkert durch Stämme (z.B. Wirbeltiere), es folgen als nächste Hierarchieebenen die Klasse (z.B. Säugetiere), die Ordnung (z.B. Primaten, Linné sprach von Herrentieren), die Familie (z.B. die Pongiden oder die Hominiden), schließlich die Art (z.B. homo sapiens) und bei einigen Arten auch die Unterart (z.B. homo sapiens neandertalensis).

Unter den heute lebenden Angehörigen der Spezies Homo Sapiens macht Linné vier Unterarten aus und weist ihnen vermeintlich typische Hautfarben, Temperamente und Charaktereigenschaften zu. Er unterscheidet zwischen dem Homo Sapiens

»Americanus, rot, cholericus, aufrecht [...] von Gebräuchen regiert, Europaeus, weiß, sanguinisch, muskulös [...] von Gesetzen regiert, Asiaticus, gelb, melancholisch, rigide [...] von Ansichten regiert, Afer, schwarz, phlegmatisch, lax [...] von Willkür regiert.« (Linné 1758, 20f.)

Ausgehend von der Evolutionstheorie¹⁰ und der Erkenntnis des hohen Verwandtschaftsgrades von Affen und Menschen entwickelten sich seither

10. Soweit sich die Rassenlehren auf die Evolutionstheorie berufen, ist klarzustellen, dass sie sich damit zumindest in einen Gegensatz zu Darwin (1871, 194) setzen. Für ihn »[ist] das gewichtigste aller Argumente gegen die Betrachtung der Rassen des Menschen als distincter Species [...], daß sie gradweise in einander übergehen und zwar, so weit wir es beurtheilen können, in vielen Fällen unabhängig davon, ob sie sich miteinander gekreuzt haben oder nicht«, weswegen »es kaum möglich ist, scharfe Unterscheidungsmerkmale zwischen ihnen [den menschlichen Rassen] aufzufinden« (a.a.O., 195).

verschiedene Lehren von den menschlichen Rassen, zum Teil mit variierenden Anzahlen von Rassen, denen bei allen Unterschieden eines gemeinsam war: Sie ließen im Zuge der imperialistischen Kolonialisierung der nicht europäischen Kontinente den Abstand zwischen den edlen weißen Europäern und den sog. primitiven, außerhalb Europas beheimateten Rassen immer größer und diejenigen zwischen den als primitiv bezeichneten Rassen und Tieren immer geringer werden.

»Der Unterschied zwischen der Vernunft eines Goethe, Kant, Lamarck, Darwin und derjenigen des niedersten Naturmenschen, eines Wedda, Akka, Australnegers und Patagoniers, ist viel größer als die graduelle Differenz zwischen der Vernunft dieser letztere und der »vernünftigsten« Säugethiere, der Menschenaffen (Anthropomorpha) und selbst der Papstaffen (Papiomorpha), der Hunde und Elephanten.« (Haeckel 1899, 60)

Solcherart wissenschaftlich legitimiert entsprach die Praxis im Umgang mit den nicht europäischen menschlichen »Rassen« folglich auch eher dem Umgang mit Tieren als demjenigen der Bewohner der europäischen Länder untereinander. Das betrifft nicht nur die Art und Weise der Eroberung der außereuropäischen Kolonien, bei der die dort lebenden Menschen durchweg nicht als rechtmäßige Einwohner ihrer Länder betrachtet wurden, sondern als »Wilde«, die ähnlich wie dort lebende Tiere, die die Einwanderer störten, vertrieben, notfalls auch, ja teilweise massenhaft, ermordet, oder aber, wenn man sie für nützlich hielt, gefangen genommen und versklavt wurden.

Mit dem Aufkommen der Anthropometrie als Methode der Anthropologie tritt als Merkmal zur Unterscheidung der Rassen neben die Hautfarbe und Haarform zunehmend auch die Form des Schädels.

»Um vergleichbare Werte zu erhalten mißt man mit Zirkeln besonderer Bauart [...] die größte Länge und die größte Breite des Schädels (bzw. Kopfes) und drückt diese in Prozenten der größten Länge aus. Den Wert $\frac{\text{größte Breite} \times 100}{\text{größte Länge}}$ nennt man den Längen-Breiten Index«,

lehrt 1936 ein Schulbuch über den Menschen für den Biologieunterricht des Biologen Otto Schmeil in der Überarbeitung von Paul Eichler (Schmeil/Eichler 1936, 161). Letztlich allerdings gibt es nur ein Kriterium, das zuverlässig die Unterscheidung von verschiedenen Rassen erlaubt: »Sicherstes Kennzeichen einer Rasse ist die charakterlich-seelische Haltung und die geistig-kulturelle Leistung ihrer Angehörigen! [...] Das deutsche

Volk setzt sich hauptsächlich aus 6 Rassen zusammen, die man als nordische, fälische, westische, dinarische, ostische und ostbaltische Rasse bezeichnet« (a.a.O.), und für die jeweils bestimmte, in der Tendenz eher positive Charaktereigenschaften typisch sind und unter denen die nordische Rasse die bedeutsamste und wertvollste ist. In Reinform treten diese Rassen allerdings nur noch selten auf, was allerdings eher von Vor-, als von Nachteil ist, denn »die in den einzelnen Rassenbestandteilen unseres Volkes vorhandenen Erbwerte ergänzen sich vielfach in der günstigen Weise und bedingen dadurch die Vielseitigkeit und Höhe der Leistungen, durch die das deutsche Volk sich auszeichnet« (a.a.O., 165f.).

Anders sieht es dagegen aus, wenn sich »Rassen und Rassenkreise [...], die einander wesensfremd sind« (a.a.O., 166) miteinander vermischen. Dann kommt es zu Nachkommen, zu Mischlingen mit durchweg minderwertigen Erbanlagen. Die größte rassenhygienische Belastung für das deutsche Volk wurde seinerzeit bekanntlich im Judentum gesehen.

Ein besonders prägnantes Beispiel einer abwertenden rassistischen Konstruktion von Anders-Sein, die sich bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gehalten hat, sind die sog. Hottentotten, deren Klassifizierung den Rassenforschern bis in die 1990er Jahre immer wieder Schwierigkeiten bereiteten. Hottentotten gibt es genauso wenig oder genau in dem Sinne wie z.B. Hexen. Unter dieser Bezeichnung wurden seinerzeit, zunächst von Reisenden und Kaufleuten, später von den eindringenden europäischen Siedlern, die Volksgruppen zusammengefasst, die ursprünglich in Südwest-Afrika und in der Kapregion lebten, aufgrund letztlich belangloser äußerer Merkmale, die der europäischen Wahrnehmung besonders ins Auge fielen, fremd vorkamen und fortan für typisch für diese vermeintliche Rasse gehalten wurden. Die diffamierende und bis heute noch verbreitete Bezeichnung geht letztlich auf eine spezifische Besonderheit der unter diesen Bevölkerungsgruppen verbreiteten Sprachen zurück, wie dies ganz unbefangen der Rassenforscher Karl Saller¹¹ noch 1969 lehrt: »Die Hottentotten haben ihren Namen, weil den Buren ihre Sprache mit Schnalzlauten wie Stottern erschien.« (Saller 1969, 77)

Für europäische Ohren war diese Sprache derart abnorm, dass sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts für eine bestimmte Form von Sprachstörungen, die sog. Vokalsprache, der Begriff »Hottentottismus« durchsetzte. »Beschränkt sich die Sprache auf einige Vokale und den Dentallaut, so spricht man von Hottentottismus« (Gutzmann 1912, 325), schreibt der Begründer der Stimm- und Sprachheilkunde und seit 1905 erster Profes-

11. Karl Saller wurde wegen seiner Kritik an F.K. Günther, welcher in der NS-Zeit zu den führenden Rasseforschern gehörte, 1935 die Lehrbefugnis an der Universität Göttingen entzogen.

sor für dieses Lehrgebiet in Berlin, Hermann Gutzmann, und noch 1973 lehrt der Professor für Pädiaudiologie und Phoniatrie in Münster Hans H. Bauer: »Beim universellen Stammeln sind nur wenige Laute vorhanden, sodass die Sprache weitgehend unverständlich ist. Die schwersten Grade des universellen Stammelns werden auch als Hottentottismus und Vokalsprache bezeichnet.« (Bauer 1973, 114)

4.2 PATHOLOGISIERUNG DES ANDERS-SEINS

Wie gezeigt, hat sich mit dem Übergang des überkommenen dämonologisch geprägten zum mechanistischen Weltbild, auch das Bild vom Menschen gewandelt. Auch der Mensch erscheint nun als komplizierte Maschine, nicht rassistisch erklärbare Erscheinungsformen des Anders-Seins mithin als Schäden oder Unvollkommenheiten dieser Maschine, für deren Diagnose und Reparatur, ja sogar für die bloße Anpassung des menschlichen Körpers an zeitgenössische Normen und Schönheitsideale in wachsendem Maße die Medizin und ihre Spezialdisziplinen ihre Zuständigkeit reklamieren. In ihrem Bemühen, als streng naturwissenschaftliche Disziplin anerkannt zu werden, orientierten sich die medizinischen Wissenschaften in ihrer theoretischen und methodischen Konzeptualisierung dabei immer mehr an der Physik. 1865 wurde schließlich in Preußen das bis dahin für die Mediziner Ausbildung verbindliche Philosophikum durch das Physikum ersetzt. Manche medizinischen Subdisziplinen, in denen die Maschinenmetapher insofern schlüssig ist, als die »Reparatur«, die Entfernung, der Ersatz oder der Austausch lokalisierter defekter Bauteile des Organismus therapeutisch durchaus wirksam ist, erzielten in dieser wissenschaftstheoretischen Orientierung z.T. ähnlich bahnbrechende Erfolge, wie die Ingenieurwissenschaften in ihrer Operationalisierung der Erkenntnisse der mechanistisch reduzierten Physik. Doch ebenso wie die Newton'sche Mechanik, der wir ohne Zweifel bedeutende Erfindungen zu verdanken haben, nicht universal, sondern, wie wir heute wissen, nur für Teilbereiche der Physik gültig ist, gilt die Metapher des kranken oder für abweichend gehaltenen Menschen als defekte Maschine weder für den kranken oder vermeintlich abweichenden Menschen insgesamt, noch für alle Bereiche, für welche die Medizin ihre Zuständigkeit reklamiert. Hinzu kommt, dass heute in der Medizin, ebenso wie in den Ingenieurwissenschaften und in wachsendem Maße auch in den Biowissenschaften viele Dinge von durchaus zweifelhafter und z.T. sehr kontrovers diskutierter Wirkung machbar sind. Leider jedoch lässt sich die Frage, ob alles, was machbar ist, auch gemacht werden sollte, mittels des theoretischen und methodischen naturwissenschaftlichen Repertoires nicht beantworten. Sie gilt deswegen weithin als unwissenschaftlich oder sogar erkenntnisbe-

hindernd und wird häufig gar nicht erst oder zu spät gestellt. Zu welchen Folgen dies führen kann, hat die Umsetzung von Erkenntnissen der Atomphysik im Bau der Atombombe der Weltöffentlichkeit 1945 in Hiroshima und Nagasaki vor Augen geführt. Im Bereich der Biologie und Medizin sind es vor allem die durch Humangenetik und Reproduktionsmedizin gegebenen Möglichkeiten, durch Pränataldiagnostik und selektive Abtreibungen oder durch Präimplantationsdiagnostik Erscheinungsformen vermeintlichen Anders-Seins pränatal zu eliminieren, welche die Frage nach dem gesellschaftlichen Nutzen ihrer Umsetzbarkeit aufwerfen.

Das an der Physik orientierte Verständnis des Menschen als Maschine erstreckt sich nicht nur auf den Körper im engeren Sinne. Die sich zu dieser Zeit als medizinische Disziplin etablierende Psychiatrie versuchte auch seelische Abweichungen, für die Jahrhunderte lang unangefochten die Theologie zuständig war, sowie Abweichungen der Vernunft in diesem Sinne körperlich-mechanistisch zu erklären, als Funktion der Gehirntätigkeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts postulierte u.a. Wilhelm Griesinger (1871) das Gehirn als Seelenorgan und formulierte als zentrale Aufgabe: »Der erste Schritt zum Verständnis dieser Symptome ist ihre Localisation.« (A.a.O., 1) Allerdings darf Griesinger nicht für den biologischen Reduktionismus der späteren Psychiatrie verantwortlich gemacht werden. Für ihn ist der Wahnsinn Ausdruck einer Erkrankung, nicht jedoch die Erkrankung selbst.

»Alles, was im Gehirn bei seiner Thätigkeit vorgeht, könnten wir alle chemischen, electrischen etc. Prozesse bis in ihr letztes Detail durchschauen – was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Electriche und Mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen. Wie es zu diesem werden kann – dies Räthsel wird wohl ungelöst bleiben bis ans Ende der Zeiten.« (Griesinger 1871, 6)

Die biologistische Verkürzung der Psychiatrie erfolgte erst durch Kraepelin, der bei seiner Krankheitslehre die biologische Prämisse seiner Vorgänger nicht mehr zum Gegenstand seiner Forschungen machte, sondern gewissermaßen stillschweigend als gegeben voraussetzte. Um die Jahrhundertwende legte er mit einem Katalog vermeintlich voneinander abgrenzbarer Einheiten psychischer Krankheiten eine hinreichend anerkannte Krankheitslehre vor. Der Versuch, diese nach ihren Verlaufsformen oder gar ätiologisch voneinander abzugrenzen, ist jedoch bislang weitgehend gescheitert. Für die meisten als psychische Krankheiten bezeichneten Erscheinungsformen menschlichen Daseins haben sich in den seither mehr als 100 vergangenen Jahren die hirnorganisch-körperlichen Ursachen

ebenso wenig nachweisen, geschweige denn lokalisieren lassen, wie bei den Hexen und Besessenen die dämonologischen Ursachen.

Gegenüber der somatischen Orientierung der zeitgenössischen Psychiatrie hielt übrigens Sigmund Freud (1924) an zentralen Grundannahmen der Dämonenlehre fest. Statt für deren Überwindung trat er gewissermaßen für ihre Entmythologisierung ein:

»Die dämonologische Theorie jener dunklen Zeiten hat gegen alle somatischen Auffassungen der ›exakten‹ Wissenschaftsperiode recht behalten. Die Besessenheiten entsprechen unseren Neurosen, zu deren Erklärung wir wieder psychische Mächte heranziehen. Die Dämonen sind uns böse, verworfene Wünsche, Abkömmlinge abgewiesener Triebregungen. Wir lehnen bloß die Projektion in die äußere Welt ab, welche das Mittelalter mit diesen seelischen Wesen vornahm; wir lassen sie im Innenleben der Kranken, wo sie hausen, entstanden sein.« (A.a.O., 317f.)

Abgeleitet aus einer rassistischen Interpretation der auf die natürliche Zuchtwahl verkürzten Deszendenztheorie Darwins entwickelte sich in der einschlägigen psychiatrisch-medizinischen Theoriebildung eine Degenerationstheorie, die davon ausgeht, dass gerade bei den entwicklungsmäßig höher stehenden menschlichen Rassen, aufgrund der fortgeschrittenen kulturellen Entwicklung, die Prinzipien der natürlichen Auslese zunehmend außer Kraft gesetzt werden. »Erfahrungsgemäß ist die sogenannte Kultur eine der wichtigsten Brutstätten der Geisteskrankheiten« lehrt in seinem 1916 erstmals erschienenen Psychiatrie-Lehrbuch der wohl bedeutendste Vertreter des Faches zu seiner Zeit Eugen Bleuler (1916, 146) und nennt als wichtigsten Grund dafür, »daß die Unterdrückung der natürlichen Auslese allmählich die Abnormen vermehrt«. Er warnt, »daß diejenigen, welche das Parvenüleben einer Großstadt-West führen, dabei einen Rassenselbstmord begehen [...]; der Weg aber vom Normalen bis zum Aussterben wird wohl zum Teil über geistige Degeneration führen.« (A.a.O.)

Neben der Lehre von der allmählichen Degeneration stand die Auffassung von spontanen Rückschlägen auf frühere, primitivere Entwicklungsniveaus, wie sie nach zeitgenössischem Verständnis von den nicht europäischen Rassen repräsentiert wurden. Bekanntestes Beispiel dafür ist die bis heute noch viel beachtete Arbeit des britischen Mediziners John Langdon Down. Er setzt sich mit der Frage auseinander, ob es möglich ist, »eine Klassifizierung der Schwachsinnigen durch ihre Zuordnung zu verschiedenen ethnischen Normen zu erreichen« (Down 1866, 54), denn er machte folgende Beobachtung:

»Unter der großen Anzahl von Imbezillen und Idioten, die mir [...] vorgestellt wurden, konnte ich einen beträchtlichen Anteil finden, der ohne weiteres einer

anderen großen Abteilung der menschlichen Familie zugeordnet werden kann als der, der er entsprossen ist. [...] Mehrere gut ausgeprägte Beispiele der äthiopischen Spielart sind mir bekannt, die charakteristischen Wangenknochen, die hervortretenden Augen, die dicken Lippen und das fliehende Kinn aufweisen. Das wollige Haar war gleichfalls vorhanden, wenn auch nicht immer schwarz, wie auch die Haut keine Pigmenteinlagerung aufwies. Es waren Exemplare weißer Neger, obwohl europäischer Abstammung.« (A.a.O., 54f.)

Vor allem eine Gruppe ist ihm aufgefallen: »Eine sehr große Anzahl der Fälle mit angeborener Idiotie sind typische Mongolen. Wenn man sie nebeneinander stellt, ist das so deutlich, daß man schwerlich zu glauben vermag, die Vergleichenen seien nicht Kinder derselben Eltern.« (A.a.O., 55)

Nach der Beschreibung einer Kasuistik zieht Down den bemerkenswerten Schluss: »Dem Aussehen des Jungen nach kann man sich nur schwer vorstellen, daß er das Kind von Europäern ist; jedoch zeigen sich diese Merkmale so häufig, daß diese rassischen Besonderheiten zweifellos die Folge der Degeneration sind.« (A.a.O., 55)

So wie veredelte Rosen oder Obstbäume immer wieder dazu neigen, in die Wildform zurückzuschlagen, so kann es also vorkommen, dass auch mal Nachkommen der edlen europäischen Rasse durch Degeneration auf ein niedrigeres, primitiveres rassisches Niveau zurückfallen. Eine sexistisch gefärbte Variante der rassistischen Rückschlagstheorie finden wir z.B. in den Studien von Lombroso und Ferrero (1894, 350) über weibliche Kriminalität und Prostitution.

»Die geringe Wildheit des Weibes bei den Naturvölkern und im Anfangsstadium der Civilisation bilden einen weiteren Grund dafür, dass die echte, angeborene Verbrechernatur [...] beim Weibe seltener ist; [...] Wenn das Weib auf primitiven Stufen der Gesittung nur selten zum Morde neigte, so neigte sie umso mehr zur Prostitution. Und behielt diese Neigung bis zum Ende der barbarischen Epoche; das ist die Erklärung dafür, dass die Prostituirte mehr Rückschlagszeichen besitzt, als die Verbrecherin.«

Doch auch bei Verbrecherinnen finden die beiden Mediziner gehäuft Merkmale von Frauen, die sie für wild oder primitiv halten.

»Die ausgeprägtesten Züge des primitiven Weibes, Frühreife und Virilität, finden sich bei der Verbrecherin wieder.« (A.a.O., 352) An vermeintlichen Besonderheiten der äußeren Geschlechtsorgane machen Lombroso und Ferrero ihre Rückfallthese auf ein früheres, ja animalisches Entwicklungsniveau fest: »Wahrscheinlich ist auch die Häufigkeit der Hypertrophie der kleinen Labien bei Prostituirten ein atavistisches Merkmal, wie

die Hottentottenschürze¹², die auf analoge Varietäten beim Affen hinweist und sicher eine korrelative Erscheinung zu der allgemeinen Hypertrophie des subkutanen Binde- und Fettgewebes ist.« (A.a.O., 353)

5. Kontinuitäten und Diskontinuitäten im Übergang von der Dämonologisierung zur Pathologisierung des Anders-Seins

Vergleicht man das zumindest als Leitparadigma überwundene dämonologische mit dem an seine Stelle getretenen, sich naturwissenschaftlich verstehenden Paradigma, so fallen auch im Hinblick auf die Fragestellung dieses Beitrages fundamentale Unterschiede auf. Die Erscheinungsformen des Anders-Seins im Verständnis des alten Paradigmas und dementsprechend auch die damit in Verbindung stehenden Ätiologien stehen zu unserem sich aufgeklärt wählenden naturwissenschaftlichen Weltverständnis in einem derart eklatanten Widerspruch, dass viele Autorinnen und Autoren heute diese Vorstellungen als eine Art kollektiven Anders-Seins einer ganzen kulturhistorischen Epoche abtun, wenn sie z.B. die damalige Theorie und Praxis in Verständnis von und im Umgang mit »Hexen« mit einer Kategorie, mit der wir heute Anders-Sein charakterisieren, belegen und vom »Hexenwahn« oder von »Hexenhysterie« sprechen. Darüber, dass Hexen, Besessene oder Wechselbälger nicht wirklich existieren, besteht heute weitgehend Einigkeit.

5.1 VERDINGLICHUNG UND FRAGMENTIERUNG DER MENSCHHEIT

Dennoch erscheint die Auseinandersetzung mit diesen Vorgängen keineswegs nur unter historischen Gesichtspunkten interessant, sondern sie hilft uns auch, unsere eingangs aufgeworfene Frage, woher wir eigentlich wissen, dass wir »Normalen« »normal« sind und andere Menschen nicht, einer Antwort näher zu bringen; denn während wir heute den frühneuzeitlichen Glauben an Hexen, Besessene und Dämonen, den damals Anderen, weithin für einen überkommenen Mythos halten, erscheint uns die Existenz von psychisch kranken oder auch behinderten oder verhaltensgestörten Menschen, den heute Anderen, als kaum zu widerlegende Tatsache.

Hier stellt sich die Frage: Was macht uns da eigentlich so sicher? Es

12. Hierzu lesen wir bis zur 154.-184. Auflage des wohl am weitesten verbreiteten medizinischen Wörterbuchs Pschyrembel (1964, 371) »Hottentottenschürze: Schürzenart[ige] Verlängerung d[er] kleinen Schamlippen, häufig b[ei] Hottentottinnen«.

ist ihre Selbstverständlichkeit. Hier geht es uns nicht anders, als unseren Vorfahren vor einigen 100 Jahren, für sie war die Existenz von Hexen etc. genau so selbstverständlich, wie für uns die Existenz von geistig Behinderten oder psychisch Kranken. Selbstverständlichkeiten erscheinen den meisten Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als gewissermaßen überzeitliche Wahrheiten, deren kulturhistorische Gewordenheit sich weitgehend verbirgt. Was sich von selbst versteht, bedarf keines Beweises mehr. Wer hingegen das Selbstverständliche hinterfragt, wird seinen Zeitgenossen in der Regel bedrohlich, mindestens jedenfalls unverständlich und läuft Gefahr, selbst als abweichend wahrgenommen und behandelt zu werden. Es fällt uns schwer, uns in einen anderen kulturhistorischen Kontext und dessen Selbstverständlichkeiten hineinzusetzen. Das macht uns den Hexenmythos so unverständlich. Ebenso schwer fällt es uns aber auch, uns aus unserem gegenwärtigen kulturhistorischen Kontext und unseren Selbstverständlichkeiten herauszusetzen, um unsere eigenen selbstverständlichen Grundannahmen zu hinterfragen, ja sie überhaupt als solche zu erkennen. Wir befinden uns, so Maturana und Varela (1987), in einem kognitiven Dilemma: Wir erkennen zwar die Welt, in der wir leben, aber wir erkennen nicht, dass und vor allem nicht, wie wir die Welt erkennen. Wir machen uns den Prozess unserer eigenen Erkenntnis in aller Regel nicht bewusst, sondern »neigen dazu, in einer Welt von Gewißheit, von unbestreitbarer Stichhaltigkeit der Wahrnehmung zu leben, in der unsere Überzeugungen beweisen, daß die Dinge nur so sind, wie wir sie sehen« (a.a.O., 20). Dies gilt, so Thomas Kuhn (1976), durchaus auch für die meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

»Die normale Wissenschaft als die Betätigung, mit der die meisten Wissenschaftler zwangsläufig fast ihr ganzes Leben verbringen, gründet auf der Annahme, daß die wissenschaftliche Gemeinschaft weiß, wie die Welt beschaffen ist.« (A.a.O., 19f.) Wir glauben, dass das, was wir für unsere Welt halten, im ontologischen Sinne unsere Welt sei. Wer aber in einem anderen kulturhistorischen Kontext andere Erfahrungen macht, wird u.U. eine andere Welt hervorbringen, die wir nicht verstehen können, weil sie unseren selbstverständlichen Erfahrungen widerspricht. Marx (1894) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse« (a.a.O., 838). »Verdinglichung ist die Auffassung von menschlichen Produkten, als wären sie etwas anderes als menschliche Produkte: Naturgegebenheiten, Folgen kosmischer Gesetze oder Offenbarungen eines göttlichen Willens.« (Berger/Luckmann 2004, 94f.)

Neben der Tendenz zur Verdinglichung lässt sich noch eine weitere Kontinuität der beiden Paradigmen beobachten, die uns ebenfalls zeigt,

dass unser Verständnis von Anders-Sein ebenso sozial konstruiert ist, wie das dämonologisch fundierte. Es ist unsere Neigung,

»Abstraktionen separater Objekte [...] zu schaffen und dann zu glauben, sie würden einer objektiven, unabhängig existierenden Welt angehören. [...] Die Kraft des abstrakten Denkens hat uns dazu verleitet, die natürliche Umwelt – Lebensnetz – so zu behandeln, als bestünde sie aus separaten Teilen, die von verschiedenen Interessengruppen ausgebeutet werden können. Darüber hinaus haben wir diese fragmentierte Sicht auf unsere menschliche Gesellschaft ausgeweitet, indem wir sie in verschiedene Nationen, Rassen, religiöse und politische Gruppen [und, so wäre Capra hier zu ergänzen, Träger von Symptomen des vermeintlichen Anders-Seins; ER] aufgeteilt haben. Der Glaube, daß all diese Fragmente – in uns selbst, in unserer Umwelt und in unserer Gesellschaft – wirklich getrennt sind [und deswegen, hier ergänze ich Capra erneut, auch institutionell separiert werden müssen; ER], hat uns der Natur und unseren Mitmenschen entfremdet und uns damit beeinträchtigt.« (Capra 1996, 334f.)

Die von Capra beklagte Fragmentierung der Menschheit geht in der Regel einher mit ihrer Homogenisierung zu bestimmten Gruppen oder Zielgruppen und deren dichotomisierender Klassifizierung. Einer mit zumeist positiven Attributen ausgestatteten Ingroup stehen dabei die Anderen als Außenstehende, Außenseiter, Outgroups gegenüber, deren Eigenschaften umso negativer werden, je weiter entfernt sie von der Ingroup verortet werden. Die Ingroup besteht dabei in aller Regel aus denjenigen, die fragmentieren und klassifizieren. Das waren vor der sog. Aufklärung europäische, sich zumindest nach außen für gottesfürchtig ausgebende, Männer mit weißer Hautfarbe, die ihre Autorität vor allem aus kirchlichen Weihen ableiteten, nach der Aufklärung ebenfalls europäische Männer mit weißer Hautfarbe, die sich nun aber vor allem für vernünftig hielten und ihre Autorität aus akademischen Weihen ableiteten.

6. Störfall oder Normalfall?

Maßstab dafür, ob etwas normal ist oder nicht, ist die jeweils herrschende gesellschaftliche Norm. Das klingt auf den ersten Blick tautologisch. Wie aber gelingt es uns herauszufinden, ob unsere eigene gesellschaftliche und individuelle Normalität eigentlich normal ist, ob es z.B. normal ist, wenn wir regelmäßig in den Nachrichten erfahren, wie in vielen Teilen der Welt Menschen durch Kriege, Bürgerkriege, Armut, Hunger etc. massenhaft und grausam zu Grunde gehen und darüber zur alltäglichen Tagesordnung übergehen können. Hier drängt sich doch die Frage auf, ob

es nicht eher für einen höheren Grad an seelischer Gesundheit oder Normalität spricht, wenn Menschen angesichts solcher Ereignisse, drohender Klimakatastrophen oder mehrfacher Overkill-Kapazitäten in den Waffenarsenalen der Atommächte ihr seelisches Gleichgewicht verlieren und in psychische Krisen geraten, die dann als Krankheiten diagnostiziert und behandelt werden, als dies gelassen hinzunehmen, ja sich womöglich noch daran in Sensationsberichterstattungen einschlägiger Fernsehsender oder Talkshows zu ergötzen. 1962 stellte Erich Fromm die Frage, »ob denn auch ein Individuum gesund sei, das sich an eine kranke Gesellschaft anpasse« (a.a.O., 110).

Von den wenigen Kindern, die in Deutschland überhaupt noch geboren werden, wachsen viele unter prekären Entwicklungsbedingungen auf. Kinder und Jugendliche sind überproportional in der Armutbevölkerung repräsentiert. Soziale Ungleichheit und Ausgrenzung behinderter Menschen des deutschen, in meinen Augen zu weiten Teilen lernbehindernden Schulsystems, von Schulentwicklungsforschern seit über 40 Jahren beklagt (Rolff 1967), haben sogar die UN-Menschenrechtskommission auf den Plan gerufen, die im Februar 2006 einen Sonderberichterstatter nach Deutschland entsandt hat. Scharf kritisiert dieser in seinem mittlerweile vorliegenden Bericht: »das mehrgliedrige Schulsystem, das selektiv ist und zu einer Form der De-facto-Diskriminierung führen könnte« und damit nicht den menschenrechtlichen Standards entspricht. Muñoz geht »davon aus, dass bei dem Auswahlprozess, der im Sekundarbereich I stattfindet (das Durchschnittsalter der Schüler liegt abhängig von den Regelungen der einzelnen Länder bei zehn Jahren) die Schüler nicht angemessen beurteilt werden und dieser statt inklusiv zu sein exklusiv ist. Er konnte im Verlaufe seines Besuchs beispielsweise feststellen, dass sich diese Einordnungssysteme auf arme Kinder und Migrantenkinder sowie Kinder mit Behinderungen negativ auswirken.« (HRC 2007, Summary)

Die Bedingungen in Gesellschaften vom Typ der Bundesrepublik stehen jedenfalls in vielfältiger Weise einer optimalen menschlichen Sozialisation und Individuation im Wege. Das hat schon vor dreißig Jahren den marxistischen Philosophen und Psychologen Lucien Sève (*1926) zu der Feststellung veranlasst, dass in diesen Gesellschaften Menschen, die eigentlich Ausnahmefälle sein sollten, den Regelfall repräsentieren und umgekehrt, der Störfall längst zum Normalfall geworden ist: »Sind die großen Menschen, Ausnahme einer Epoche insofern, als die gewaltige Mehrheit der übrigen Menschen durch die gesellschaftlichen Bedingungen verkrüppelt wird, nicht in gewissem Sinne die normalen Menschen dieser Epoche und ist der Regelfall der Verkrüppelung nicht gerade die Ausnahme, die Erklärung verlangt?« (Sève 1977, 203)

Sèves Einschätzung hat unlängst Bestätigung durch den Göttinger

Neurobiologen Gerald Hüther (2001) gefunden, der zeigt, dass Struktur, Aufbau, Möglichkeiten und Fähigkeiten des menschlichen Gehirns nicht primär durch genetische Faktoren determiniert werden, die im Zuge der als Prozess des biologischen Reifens verstandenen Entwicklung des Individuums allmählich zur Entfaltung kommen, sondern vor allem durch die Lebensbedingungen, unter denen diese Entwicklung stattfindet. »Wofür ein Gehirn benutzt werden kann, hängt zwangsläufig davon ab, wie es aufgebaut ist. Und wie ein Gehirn aufgebaut ist, ist wiederum davon abhängig, wofür es bisher gebraucht wurde, und zwar nicht nur von dem jeweiligen Benutzer, sondern auch von dessen Vorfahren.« (A.a.O., 21) Ob das Gehirn eines Menschen sich zu einem menschlichen Gehirn entwickelt, hängt davon ab, wie menschlich, d.h. der optimalen menschlichen Entwicklung zuträglich, die Bedingungen sind, unter denen ein Mensch sich entwickelt:

»Die Welt, in die die meisten Menschen hineinwachsen, ist eine mit den Maßstäben der vorangegangenen Generationen mehr oder weniger bewusst gestaltete Welt. Das ist nicht zwangsläufig auch eine besonders menschliche Welt und deshalb auch nicht zwangsläufig eine Welt, in der optimale Bedingungen für die Entwicklung des menschlichen Gehirns herrschen. Je weniger diese Voraussetzungen erfüllt sind, desto stärker ist die heranwachsende Generation gezwungen, Bedienungsfehler bei der Benutzung ihres Hirns zu machen. Dann wird das Wunder der Herausbildung eines menschlichen Gehirns immer seltener, und über kurz oder lang wird das, was am häufigsten passiert, *der Störfall, zum Normalfall erklärt*. Und wenn dieser Punkt erreicht ist, bleiben uns nur noch drei Möglichkeiten: (1) an der Allmacht unseres Schöpfers zu zweifeln, (2) die genetischen Anlagen so zu verändern, dass die von ihnen hervorgebrachten Gehirne besser in die gegenwärtigen Verhältnisse passen, oder (3) die gegenwärtig herrschenden Verhältnisse so zu verändern, dass sie die Ausbildung immer menschlicherer Gehirne ermöglichen. Die erste dieser Möglichkeiten haben wir schon weitgehend abgearbeitet, die zweite probieren wir zurzeit noch aus. Die unbequeme dritte Möglichkeit versuchen wir noch immer vor uns herzuschieben.« (A.a.O.; Hervorhebung ER)

Wir sollten anfangen, damit aufzuhören.

Literatur

Albertus Magnus (1998): *Quaestiones super De animalibus. Liber XV, Quaestiones 1-9; 11.* lat./deutsch. (Hg.) und übersetzt von Burkhard

- Mojsisch. In: Bochumer Philosophisches Jahrbuch für Antike und Mittelalter 3, 146-185.
- Augustinus, Aurelius (1955): Vom Gottesstaat, Bd. II. Eingeleitet und übertragen von Wilhelm Thimme. Zürich (Dtv).
- Bauer, Hans H. (1973): Klinik der Sprachstörungen. In: Peter Biesalski (Hg.): Phoniatrie und Pädoaudiologie. Stuttgart (Thieme).
- Berger, Peter L., Thomas Luckmann (2004): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Bleuler, Eugen (1916): Lehrbuch der Psychiatrie. Berlin (Springer).
- Capra, Fritjof (1996): Lebensnetze. Ein neues Verständnis der lebendigen Welt. Bern, München (Scherz).
- Darwin, Charles (1871): The descent of man and selection in relation to sex. Zit. nach der deutschen Übersetzung: Die Abstammung des Menschen. Wiesbaden (Fourier).
- Diefenbach, Johann (1998): Der Hexenwahn. Nachdruck der Ausgabe von 1886 (Kirchheim Mainz) Augsburg (Weltbild).
- Dörner, Klaus (1984): Bürger und Irre. Zur Sozialgeschichte und Wissenschaftssoziologie der Psychiatrie. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Down, John L.H. (1866): Observations on an Ethnic Classification of Idiots. In: London Hospital Reports, 3, 259-262. Zitiert aus: Mental Retardation, 1995, 33, 1, 54-56.
- Freud, Sigmund (1924): Eine Teufelsneurose im siebzehnten Jahrhundert. In: GW XIII, Frankfurt a.M. (Fischer), 315-353.
- Fromm, Erich (1962): Zum Verständnis von seelischer Gesundheit. In: Erich Fromm: Die Pathologie der Normalität. Berlin (Ullstein). [Erstveröffentlichung].
- Griesinger, Wilhelm (1871): Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten für Aerzte und Studierende. Braunschweig (Krabbe).
- Gutzmann, Hermann (1912): Sprachheilkunde. Berlin (Fischers Medicin Buchhandlung H. Kornfeld).
- Haeckel, Ernst (1899): Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Leipzig (Kröner).
- Harmening, Dieter (1995): Dämonologie und Anthropologie der christlichen Hexe. In: Sönke Lorenz, Dieter R. Bauer (Hg.): Hexenverfolgung. Beiträge zur Forschung – unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Raumes. Würzburg (Steiner), 45-63.
- Heinemann, Evelyn (1998): Hexen und Hexenangst. Eine psychoanalytische Studie des Hexenwahns der frühen Neuzeit. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- HRC (Human Rights Council) (2007): Implementation of General Assembly Resolution 60/251 of 15 March 2006 Entitled »Human Rights

- Council«. Report of the Special Rapporteur on the right to education, Vernor Muñoz. Addendum Mission to Germany (13-21 February 2006). A/HRC/4/29/Add.3, Genf.
- Hüther, Gerald (2001): Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Kramer (lat.: Institoris), Heinrich (1487): Der Hexenhammer. Malleus Maleficarum. Neu aus dem Lateinischen übertragen von Wolfgang Behringer, Günter Jerouschek und Werner Tschacher. (Hg.) (2000). München (Dtv). [Erstausgabe].
- Kuhn, Thomas (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Linné, Carl v. (lat.: Linnaeus, C., 10/1758): Systema naturae per regna tria naturae, secundum classes, ordines, genera, species, cum characteribus differentiis, synonymis, locis. Holmiae (Stockholm) (Laurentii salvii).
- Lombroso, Cesare, Guglielmo Ferrero (1894): Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Anthropologische Studien, gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes. Hamburg (SV).
- Lorenz, Sönke, Dieter R. Bauer (Hg.) (1995): Hexenverfolgung. Beiträge zur Forschung, unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Raumes. Würzburg (Steiner).
- Luther, Martin (1916, 1919): Werke, Kritische Gesamtausgabe, Tischreden, 4. und 5. Band, Weimar (Böhlau).
- Marx, Karl (1888): Thesen über Feuerbach. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke, Bd. III. Berlin (Dietz), 533-535.
- Marx, Karl (1894): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. III. Buch III: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke, Bd. XXV. Berlin (Dietz).
- Maturana, Umberto, Francisco J. Varela (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München, Wien (Goldmann).
- Mezger, Werner (1991): Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur. Konstanz (UVK).
- Müller, Klaus E. (1996): Der Krüppel. Ethnologia passionis humanae. München (Beck).
- Popper, Karl R. (1974): Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg (Hoffmann und Campe).
- Popper, Karl R. (1994): Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik. München, Zürich (Piper).
- Popper, Karl R. (2005): Conjectures and Refutations. The Growth of Scientific Knowledge. London, New York (Routledge).

- Pschyrembel, Willibald (1964): *Klinisches Wörterbuch*. Berlin (De Gruyter).
- Radbruch, Gustav, Heinrich Gwinner (1951): *Geschichte des Verbrechens*. Stuttgart (Koehler).
- Riezler, Sigmund von (1896): *Geschichte der Hexenprozesse in Bayern*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Rohrmann, Eckhard (2007): *Wer Anderen anders erscheint, muss deshalb nicht anders sein. Zur gesellschaftlichen Konstruktion menschlichen Anders-Seins seit Beginn der frühen Neuzeit*. Wiesbaden (VS).
- Rolf, Hans-G. (1967): *Sozialisation und Auslese durch die Schule*. Weinheim (Juventa).
- Saller, Karl (1969): *Rassengeschichte des Menschen*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz (Kohlhammer).
- Schmeil, Otto, Paul Eichler (1936): *Der Mensch. Menschenkunde, Gesundheitslehre, Vererbungslehre, Rassenhygiene, Familienkunde, Rassenkunde, Bevölkerungspolitik*. Unveränderter Abdruck der 85. Auflage. Leipzig (Quelle & Meyer).
- Sève, Lucien (1977): *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit*. Frankfurt a.M. (Verlag Marxistische Blätter).
- Weber, Hartwig (1999): *Die besessenen Kinder. Teufelsglaube und Exorzismus in der Geschichte der Kindheit*. Stuttgart (Jan Thorbecke).
- Von Aquin, Thomas (1936): *Summa Theologica. Schöpfung und Engelwelt*. Vollständige und ungekürzte lateinisch-deutsche Ausgabe. Bd. 4, Salzburg, Leipzig (Anton Pustet).
- Von Aquin, Thomas (1941): *Summa Theologica. Erschaffung und Urzustand des Menschen*. Vollständige und ungekürzte lateinisch-deutsche Ausgabe, Bd. 7, München, Heidelberg (Kerle).

Über die Schwierigkeit, anders zu sein. Der behinderte Körper im Spannungsfeld zwischen Konstruktions- und Dekonstruktionsprozessen

HEIKE SCHNOOR

Wenn Herr Keuner einen Menschen liebte

»Was tun sie«, wurde Herr Keuner gefragt, »wenn Sie einen Menschen lieben?«

»Ich mache einen Entwurf von ihm«, sagte Herr Keuner,

»und Sorge, dass er ihm ähnlich wird.«

»Wer? Der Entwurf?«

»Nein«, sagte Herr Keuner, »der Mensch.«

(B. Brecht)

Behinderung wird stets als Abweichung von körperlichen Normen verstanden und an körperlichen Äußerungen, Körperformen, Bewegungen oder Lauten festgemacht. Von daher durchziehen Diskurse über den ›behinderten‹ bzw. als ›behindert‹ wahrgenommenen, erlebten und behandelten Körper alle Bereiche der Rehabilitation. Derzeit lassen sich vier verschiedene Vorstellungen zu Behinderung unterscheiden, die auf je unterschiedlichen Modellannahmen beruhen und zu grundverschiedenen Behandlungsstrategien führen.

1. Von der Konstruktion und Dekonstruktion des behinderten Körpers

1.1 BEHINDERUNG IM MEDIZINISCHEN VERSTÄNDNIS

Der Körper wird im Selbstverständnis der Medizin objektiv untersucht, diagnostisch verschlüsselt und praktisch behandelt. Auf diese Weise wird der Körper einer wissenschaftlich fundierten Praxis zugänglich und präventiv oder kurativ behandelt. Man kann davon sprechen, dass der Körper im Selbstverständnis der Medizin als außergesellschaftliches und ahistorisches Faktum betrachtet und zum Objekt gemacht wird. Mit Hilfe eines eindrucksvollen Arsenalts technischer, pharmakologischer und medizinischer Interventionsmöglichkeiten wird der kranke Körper behandelt, kontrolliert und manipuliert (vgl. Dederich 2007, 57ff.).

In der medizinischen Praxis wird ständig um die Grenzziehung zwischen Normalität und Pathologie gerungen. Diese Auseinandersetzung ist beispielsweise in den Debatten bei der Festlegung von Grenzwerten nachweisbar. In diesen Grenzwerten wird eine Norm festgelegt, dessen Über- bzw. Unterschreiten einen gesunden Körper in einen behandlungsbedürftigen überführt. Die Verschiebung dieser Grenzen ist nicht nur den jeweils neuesten medizinischen Forschungsergebnissen geschuldet, sondern markiert auch den je aktuellen Stand in der Auseinandersetzung um die Definitionsmacht zwischen den einzelnen Akteuren im Gesundheitswesen: Eine Verschiebung von Grenzwerten macht u.U. tausende Menschen behandlungsbedürftig und diese stellen einen Markt für die jeweiligen Therapeuten im Gesundheitssystem dar. Im milliardenschweren Gesundheitsmarkt wird die Grenze zwischen Norm und Abnorm zu einem ökonomischen Faktor.

Behinderung beginnt im medizinischen Verständnis dort, wo Krankheit aufhört, weil eine Heilung nicht gelingt. Damit verweist eine Behinderung stets auf die Grenzen medizinischer Heilungsversprechen. Trotzdem gilt der behinderte Körper als behandlungsbedürftig und die Betroffenen stehen einem großen Markt konstruktiver aber auch destruktiver Behandlungsangebote gegenüber.

Mit den Fortschritten medizinischer Behandlungsmöglichkeiten verschieben sich die Grenzen der Behinderung. Wenn neue Behandlungsmöglichkeiten Erkrankungen überwinden helfen, die früher zu einer Behinderung führten, verringert sich die Anzahl behinderter Personen. Außerdem ermöglichen Fortschritte in der medizinischen und technischen Entwicklung neue Kompensationsmöglichkeiten behinderungsbedingter Funktionseinschränkungen (z.B. Cochlea Implantate, Computer mit Sprachausgabe, Lesegeräte für Sehgeschädigte, funktionsfähigere Pro-

thesen). Zugleich wächst die Zahl der Personen, die nach intensivmedizinischen Behandlungen überleben, aber eine gravierende Behinderung zurückbehalten.

Letztlich verfolgt die Medizin das Ziel, Behinderung zu verhindern (z.B. Pränataldiagnostik), zu überwinden (z.B. Operationen) oder zumindest unsichtbar zu machen (z.B. Prothesen). Die immer geläufiger werdende Manipulation des Körpers spitzt sich beim behinderten Körper noch einmal zu: Operationen, medikamentöse, krankengymnastische, ergotherapeutische Behandlungen etc. werden versucht, um ihn zu optimieren und zu normalisieren. Zugleich stößt therapeutische Machbarkeit aber auch an ihre Grenzen, weil sich der behinderte Körper allen Manipulationsversuchen gegenüber als widerständig erweist. Er lässt sich letztlich nicht vollständig wieder herrichten und normalisieren.

In diesem Spannungsfeld von Machbarkeit und Widerständigkeit wird der behinderte Körper für den Betroffenen zum Austragungsort von Unterwerfung und Auflehnung, von Resignation und Kampf, von Rückzug oder offensiver Auseinandersetzung. Köbsell macht darauf aufmerksam, dass das Verhältnis Betroffener zur Medizin mit großen Ambivalenzen verbunden ist (Köbsell 2003, 31): Zwar gibt es bei den Betroffenen über lange Zeit die Hoffnung auf Wiederherstellung durch medizinische Therapien und sie fühlen sich angewiesen auf lebenserhaltende und -verlängernde Maßnahmen. Doch der Umgang mit den Grenzen medizinischer Interventionen wird heikel. Gerade in einer Welt der Machbarkeit, in der der Grad künstlicher Körperlichkeit immer größer wird (Herzschrittmacher, künstliche Herzklappen und Gelenke), steigt die Gefahr auch bei Ärzten, Behinderung wie eine Krankheit zu behandeln und therapeutisch zweifelhafte oder sogar schädliche Interventionen durchzuführen.

1.2 DER BEHINDERTE KÖRPER IM BIO-PSYCHO-SOZIALEN PARADIGMA

Der Körperdiskurs erfährt im Kontext des bio-psycho-sozialen Modells von Behinderung eine Perspektiverweiterung (vgl. Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information 2001, 19ff. [DIMDI]). Nach dem bio-psycho-sozialen Verständnis liegt einer Behinderung zwar die Beeinträchtigung einer Körperfunktion oder -struktur zugrunde – und begrenzt die Möglichkeiten der Durchführung von Aufgaben oder Handlungen –, aber diese Einschränkungen können durch Umweltbedingungen verstärkt oder abgeschwächt werden. Beispielsweise führt eine Querschnittslähmung zu einem Verlust der Gehfähigkeit, aber diese lässt sich mit Hilfe eines Rollstuhls gut kompensieren. Dies gilt jedoch nur unter der Voraussetzung, dass die Umgebung barrierefrei gestaltet ist. Treppen

vor dem Eingang öffentlicher Gebäude schließen die Benutzung dieser Einrichtungen durch Rollstuhlfahrer aus und behindern die Betroffenen in ihrer Möglichkeit, ein unabhängiges und selbstbestimmtes Leben zu führen. Zu den schädigungsbedingten Einschränkungen kommen also gesellschaftliche hinzu und ergeben erst zusammen das konkrete Ausmaß an Behinderung. Zu den relevanten Umweltfaktoren zählen all die materiellen, sozialen und einstellungsbezogenen Umweltfaktoren im häuslichen Bereich, am Arbeitsplatz, in der Schule, bei Behörden oder im sozialen Netzwerk, die eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen oder behindern. Das bio-psycho-soziale Modell führt zudem eine Reihe von personenbezogenen Faktoren auf, die ebenfalls einen Einfluss auf die Behinderung nehmen. Dazu zählen beispielsweise das Geschlecht, das Alter, die Fitness, der Lebensstil, der Charakter und der Bewältigungsstil einer Person.

Im bio-psycho-sozialen Modell wird also ein mehrperspektivischer Zugang zum Verständnis von Behinderung gewählt, der die dynamische Wechselwirkung zwischen Gesundheitsproblemen auf der einen Seite und Kontextfaktoren auf der anderen Seite in den Blick nimmt. Interventionen müssen vor diesem Hintergrund neben medizinischen und rehabilitativen Ansätzen auch psychosoziale und soziale Bedarfe berücksichtigen. Interventionsstrategien ermitteln dann die jeweils relevanten Einflussfaktoren und versuchen diese so zu beeinflussen, dass die Auswirkungen einer Behinderung minimiert werden. Vor diesem Hintergrund können individuelle medizinische, psychologische oder rehabilitationspädagogische Hilfestrategien mit komplexen sozialen und gesellschaftlichen Maßnahmen kombiniert werden. Der behinderte Körper bleibt auch in diesem Modell der Ausgangspunkt der Betrachtung. Obwohl die in der Medizin thematisierte Ebene der körperlichen Schädigung im bio-psycho-sozialen Paradigma um die soziale Dimension einer Behinderung ergänzt wird, bleibt die individuelle biophysische Schädigung als Normabweichung der alleinige Ursprung einer Behinderung. Auch wenn Unterstützungsmöglichkeiten auf allen Ebenen entwickelt werden, haben letztlich die Betroffenen ihre Behinderung zu bewältigen. Das bio-psycho-soziale Modell bleibt deshalb letztlich eine professionelle und disziplinäre Perspektive auf Behinderung.

1.3 BEHINDERUNG VOR DEM HINTERGRUND EINER SOZIALEN UND KULTURELLEN PERSPEKTIVE

Im Unterschied zum medizinischen und bio-psycho-sozialen Paradigma rückt die Betroffenenperspektive im sozialen Modell von Behinderung in das Zentrum der Betrachtung. Hermes weist darauf hin, dass Normen und Wertvorstellungen vor dem Hintergrund eines sozialkonstruktivisti-

schen Paradigmas als kollektive Deutungsmuster verstanden werden (vgl. Hermes 2007, 69ff.). Da eine Norm nicht ohne ihr Gegenteil vorstellbar ist, ist Gesundheit nicht ohne Krankheit und Normalität nicht ohne Behinderung denkbar. Beide Kategorien stehen in einem dichotomen Verhältnis zueinander. Die Protagonisten dieser Perspektive verweisen darauf, dass die Kategorie Normalität letztlich auf einer gesellschaftlichen Übereinkunft beruht und zum Maßstab dafür wird, wer als behindert gilt. Normalität umfasst letztlich all die Kriterien, die das uneingeschränkte Funktionieren eines Menschen im jeweiligen Sozial- oder Gesellschaftssystem ermöglichen (vgl. Zemp 2006, o.S.). Von daher – so wird argumentiert – kann eine Überwindung von Behinderung nicht über die individuelle Normalisierung einer behinderten Person erreicht werden, sondern nur über die Flexibilisierung bzw. Änderung gesellschaftlich hergestellter Maßstäbe (vgl. Hermes 2007, 69ff.).

Das soziale Modell von Behinderung betont die negativen Folgen einer Etikettierung als »Behinderter« für die Betroffenen. Verwiesen wird u.a. auf die Stigmatheorie von Goffman, der schon in den 1960er Jahren festgestellt hat, dass die Tendenz besteht, die körperliche Abweichung einer Person zu einem bestimmenden Merkmal zu erklären und diese Person dann sozial auszugrenzen (vgl. Goffman 1968). So gesehen sind soziale Ausgrenzungen das Ergebnis sozialer Strukturen.

Festzuhalten wäre, dass ein soziales und konstruktivistisches Verständnis von Behinderung dazu beiträgt, ein relativistisches Körperbild zu zeichnen, in dem letztgültiges, objektives Wissen über den Körper obsolet ist (vgl. Rohrmann 2007, 93ff.). Diese Wendung im Körperdiskurs gipfelt in der Forderung der Akzeptanz des Anders-Seins: Nicht die Erfüllung bestimmter Körpernormen, sondern die Unterschiedlichkeit von Menschen wird zum Kennzeichen von Normalität. Vor diesem Hintergrund kann eine Vielzahl von Interventionen auf der gesellschaftlichen Ebene entwickelt werden (z.B. das Diskriminierungsverbot), die u.a. auch das Selbstverständnis behinderter Personen zu ihrem Körper berühren.

Das soziale Modell bekommt durch das kulturwissenschaftliche Paradigma noch eine Erweiterung (vgl. Dederich 2007, 57ff.). Hier wird untersucht, wie und unter welchen Bedingungen Gesellschaften den individuellen Körper in den Blick nehmen und ihm Bedeutung zuschreiben. Aus dieser Perspektive wird der Körper zu einem kulturellen Repräsentationsraum, in dem sich ökonomische Lebensverhältnisse, Rollenerwartungen, soziale Erfahrungen, ästhetische Vorstellungen, aber auch Praktiken der Körperkontrolle ausdrücken. Hier wird herausgearbeitet, dass der Körper in jeder Epoche anders gedacht wird und nur innerhalb eines kulturell und lebensweltlich geschaffenen Verweisungszusammenhangs verständlich ist. Aus diesem Grund blickt der kulturwissenschaftliche Ansatz auf die

Hintergründe der Körperbilder und auf die kulturellen Praxen des Umgangs mit ihm.

Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive wirft eine Problematierung des behinderten Körpers ein Licht auf die Lebensbedingungen der Mehrheitsgesellschaft und ihren Umgang mit dem Körper. Der behinderte Körper irritiert gängige Körpervorstellungen und macht so virulente, kulturell geprägte Körpernormen mit ihren Vorstellungen von Attraktivität und Leistungsfähigkeit bewusst. Auch wenn kaum ein Mensch den gängigen Schönheitsidealen entspricht, so entfalten sie doch eine Wirksamkeit: Je rigider diese Normen in einer Gesellschaft durchgesetzt werden, desto größer ist die Gruppe derer, die damit ausgegrenzt wird. Dies hat auch Konsequenzen für den Konformitätsdruck, dem alle Mitglieder der Gesellschaft ausgesetzt werden: Da kein Mensch davor gefeit ist, eine Behinderung zu entwickeln und die potentielle Gefahr dazu mit zunehmendem Alter steigt, erinnern behinderte Menschen auch gut angepasste Menschen daran, dass ihr Körper zerbrechlich und verletzbar ist und dass eine vollständige Körperkontrolle Fiktion bleibt. Darin liegt das Bedrohungspotential behinderter Personen für alle anderen. In einer Kultur, in der es immer normaler wird, den Körper künstlich und technisch zu manipulieren, werden Körperbilder geschaffen, in denen Normabweichungen weniger Platz haben. Künstliche Herzklappen und Gelenke, Brust- und Gefäßimplantate, Botox und Faltenunterspritzung sind inzwischen weithin akzeptierte Eingriffe. Vor diesem Hintergrund wird der abweichende Körper mit großer Selbstverständlichkeit zum Objekt von Heilung oder Rehabilitation gemacht. Therapien zur Defektreduktion reichen von prothetischen Ausrüstungen und plastischer Chirurgie bis hin zu rehabilitativen Maßnahmen. Operationen, in denen die äußeren Merkmale eines Down-Syndrom eliminiert werden, sind hier nur als ein Beispiel zu nennen.

Die kulturwissenschaftliche Diskursgeschichte über den behinderten Körper thematisiert diese vielschichtigen Zusammenhänge: Die wechselnden gesellschaftlichen Vorstellungen von Ästhetik und Leistungsfähigkeit gehören ebenso dazu, wie die Anforderungen durch Arbeitsbedingungen und der Stand medizinischer Behandlungsmöglichkeiten und technischer Hilfsmittel. Eine kulturwissenschaftliche Perspektive nimmt aber auch die Sozialgeschichte behinderter Menschen, mit den darin eingeschlossenen sozialen Prozessen der Exklusion oder Inklusion, in den Blick.

2. Vom professionellen Umgang mit der Abweichung und den Folgen für das Machtgefüge zwischen der behinderten Person und ihrem Helfer

Alle oben beschriebenen Diskurse sind auch in der Rehabilitationspädagogik historisch nachweisbar und haben die Disziplin geprägt (vgl. Rohrman 2004, 17ff.). Zudem haben sie eine Reihe von Auswirkungen auf das Hilfesystem und das Selbstverständnis der professionellen Helfer gezeitigt. Schaut man auf die professionellen Hilfestrategien, so kann man feststellen, dass sie sich historisch betrachtet im Spektrum zwischen paternalistischen und emanzipatorischen Hilfeansätzen bewegen.

Dies kann für jede Behinderungsform nachgezeichnet werden. Am Beispiel der Sozialgeschichte von Personen mit einer geistigen Behinderung soll dies im Folgenden exemplarisch geschehen, denn in ihr verdeutlicht sich die Veränderung der gesellschaftlichen Praxis im Umgang mit den Betroffenen besonders prägnant (vgl. Mühl 2000, Klauß 2008, Wacker 2008). Der jeweils vorherrschende Diskurs über eine Behinderung zeigt sich schon an dem Begriff, der zur Bezeichnung einer Behinderung gewählt wird, und der definitorischen Abgrenzung gegenüber anderen Formen der Behinderung. Die Bezeichnung für diese Form der Behinderung hat sich historisch immer wieder verändert: Wurden die Betroffenen noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts im Kontext medizinischer Terminologien als »Blödsinnige« oder »Idioten« bezeichnet, nannte man sie ab 1958 in Anlehnung an die englische Bezeichnung »mental retardation« »Geistigbehinderte«. Diese Bezeichnung wurde später in »Personen mit einer geistigen Behinderung« verändert, um damit auszudrücken, dass eine geistige Behinderung nur eines von vielen Merkmalen einer Person ist. In den letzten Jahren wurde diese Begrifflichkeit weiter relativiert in »Personen, die als geistig behindert bezeichnet werden«. Der Versuch, positive Bezeichnungen für diesen Personenkreis zu etablieren, wie z.B. »Andersbegabte«, konnte sich nicht durchsetzen. Aktuell versuchen die Betroffenen selbst die Benennung »Personen mit Lernschwierigkeiten« durchzusetzen, wodurch die Grenze zur Lernbehinderung terminologisch aufgehoben wird. Jede Bezeichnung enthält eine eigene Konnotation, die auf die so bezeichneten Personen zurückwirkt. Zugleich muss festgestellt werden, dass – solange wie die so Bezeichneten sozial benachteiligt und ausgegrenzt sind – jede Bezeichnung letztlich auch stigmatisierende Folgen für die Betroffenen haben wird.

Der so benannte Personenkreis umfasst eine außerordentlich heterogene Gruppe, deren definitorische Abgrenzung schwer fällt. Obwohl immer wieder die Forderung aufgestellt wurde, diesen Personenkreis positiv zu

beschreiben, herrschen im disziplinären Diskurs bis heute defizitorientierte Beschreibungen vor, in denen all die Bereiche aufgezählt werden, die unterhalb des normal üblichen Leistungsniveaus angesiedelt sind. Dies betrifft z.B. die Bereiche der intellektuellen, motorischen und sprachlichen Fähigkeiten.

Brachte die Diagnose einer geistigen Behinderung im sog. Dritten Reich die Gefahr der Zwangssterilisierung und Tötung mit sich, führte sie in der Nachkriegszeit zur Einweisung in totale Institutionen und ab den 1970er Jahren zur Förderung in speziellen sonderpädagogischen Institutionen. Derzeit werden neben der Betreuung von Personen mit einer geistigen Behinderung in Sonderinstitutionen auch inklusive Bildungs-, Wohn- und Arbeitskonzepte entwickelt und erprobt mit dem Ziel, die Betroffenen am Leben in normalen Kontexten teilhaben zu lassen. Auch wenn man konstatieren muss, dass die aktuelle Versorgungsrealität weit hinter den hier geschilderten konzeptionellen Ausrichtungen zurückliegt und sich nur langsam und gegen viele Widerstände durchzusetzen beginnt, wird doch im Rückblick eine erfreuliche Entwicklungslinie sichtbar. Diese professionellen Behandlungskonzepte sind nicht nur die Folge eines Wandels in den oben geschilderten paradigmatischen Diskursen, sondern sie sind auch Ausdruck einer langsam wachsenden Bereitschaft der Gesellschaft, Menschen mit einer Behinderung in ihrer Mitte aufzunehmen.

Diese Entwicklung impliziert auch eine Veränderung des professionellen Selbstverständnisses der dort Tätigen. Sind Personen mit einer geistigen Behinderung in der Nachkriegszeit in vollstationäre Einrichtungen eingewiesen worden, so wurden sie dort von Pflegekräften versorgt, die sich – nach eigenem Selbstverständnis – in einem Gefühl christlicher Nächstenliebe für Bedürftige aufopferten. In der Praxis dieser Einrichtungen waren die Betroffenen dort jedoch weitgehend entmündigt und dem Personal ausgeliefert. In der pädagogischen Wende der 1960er bis 1980er Jahre wurden viele rehabilitationspädagogische Spezialeinrichtungen gegründet: Sonderkindergärten, Sonderschulen, Wohnheime und Werkstätten für behinderte Menschen gehören hierzu. Im Unterschied zu den stationären Vollzeiteinrichtungen waren diese Einrichtungen räumlich in der Gemeinde verortet, aber die Betroffenen blieben in diesen Spezialeinrichtungen unter sich. Die dort tätigen Sonder- und Heilpädagogen waren ihrem Selbstverständnis nach für die optimale Förderung der Betroffenen zuständig. Dazu wurden sie diagnostiziert und mit Hilfe spezieller Förderprogramme in ihrem Kompetenzaufbau unterstützt. Man wollte sie in diesen segregierenden Einrichtungen auf ein Leben »so normal wie möglich« vorbereiten. Separation wurde in diesem Selbstverständnis als ein Weg zur Integration dieses Personenkreises verstanden. Auch in diesen Hilfsansätzen verblieb die Definitionsmacht in den Händen der Professionellen, sie

entschieden über die Aufnahme in Einrichtungen und über den Einsatz konkreter Fördermaßnahmen. Die Selbsthilfebewegungen behinderter Personen (»Krüppelbewegung«, »people first«, Elternvereinigungen) und ihrer Angehörigen hat diese Hilfeansätze nachhaltig kritisiert und forderte gesellschaftliche Teilhabe und eine weitgehende Selbstbestimmung der Betroffenen bei der Inanspruchnahme von Hilfen (vgl. Niehoff 2008, 330ff.). Seit kurzem haben Betroffene die Möglichkeit, mit Hilfe ihres persönlichen Budgets die für sie notwendige Unterstützung direkt »einzukaufen«. Der Professionelle wird zum Assistenten für den Assistenznehmer, der dem Helfer gegenüber als Arbeitgeber auftreten kann.

Im Zuge der gerade beschriebenen Entwicklung wird der Professionelle mit einem radikalen Rollenwechsel konfrontiert, der eine Machtumkehr impliziert: Vom allmächtigen Pfleger und Förderer wird er zum Assistenten der behinderten Person (vgl. Schulze-Weigmann 2008, 118ff.). Die Beziehung zwischen der behinderten Person und ihrem Assistenten wird der Tendenz nach enthierarchisiert: Der zuvor Machtlose gewinnt die Kontrolle über sein Leben zurück. Auch wenn sich die professionellen Hilfestrategien in der aktuellen Praxis immer noch im Spektrum zwischen paternalistischen und emanzipatorischen Hilfeansätzen bewegen, lässt sich feststellen, dass diese Veränderungen gravierende Rückwirkungen für das Selbstverständnis der Rehabilitationspädagogik haben: Sie haben eine Krise der rehabilitationspädagogischen Disziplin ausgelöst, die bis heute nicht überwunden wurde. Zugleich eröffnet diese Entwicklung aber einen Spielraum für eine positivere Identitätsentwicklung der Betroffenen.

3. Von der Schwierigkeit, anders zu sein: der Zusammenhang von Körper und Identität

Alle Menschen gleichen ihren Körper mit den vorherrschenden körperlichen Idealvorstellungen ab. Insofern ist die Einschätzung des eigenen Körpers eng mit den kulturellen Vorgaben zu Attraktivität und Schönheit verbunden. Nun macht fast jeder Mensch die kränkende Erfahrung, von körperlichen Idealvorstellungen abzuweichen. In diesem Sinne sind behinderte Personen vor ein Thema gestellt, das viele Menschen betrifft. Eine Behinderung spitzt diese Erfahrung jedoch erheblich zu: Hier werden gesellschaftliche Minimalvorstellungen des Körpers langfristig, deutlich und unwiederbringlich unterschritten. Da der Körper einen Kristallisationspunkt für Identitätsbildungsprozesse darstellt, hat der behinderte Körper zwangsläufig Rückwirkungen auf die Identität der Betroffenen. Sie prägen das Selbstbild einer Person und werden durch die Reaktionen der Umwelt auf den Körper noch verstärkt. Behinderung als ein Feld soma-

tischer und psychischer Irritation beeinflusst auch die zwischenmenschlichen Interaktionen. Behinderte Personen berichten immer wieder von Abscheu, Mitleid oder verstohlener Neugierde von Seiten Nichtbehinderter. Diese Reaktionen sind verletzend und wirken wie ein Angriff auf das Selbstwertgefühl bzw. das narzisstische Gleichgewicht behinderter Menschen. Dies hat Folgen für die Identität Betroffener.

Erikson unterscheidet zudem zwischen Ich-Identität und Gruppenidentität (vgl. Erikson 1973, 15ff.) und sieht beide in einem komplementären Wechselverhältnis zueinander stehen. Er schreibt: »Das bewusste Gefühl, eine persönliche Identität zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen.« (Erikson 1973, 18) Wobei Identität neben einem stabilen, unveränderlichen Kern (ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein), einen flexiblen, sich ständig verändernden Anteil umfasst, der aus den Interaktionen mit der Mitwelt erwächst. Den sozialen Einfluss auf die Identitätsbildung beschreibt Erikson so: »Jedes Kind hat eine ganze Anzahl von Möglichkeiten, sich mehr oder weniger versuchsweise mit realen oder phantasierten Menschen beiderlei Geschlechts und auch mit Gewohnheiten, einzelnen Zügen, Berufen und Ideen zu identifizieren. Aber die geschichtliche Periode, in welcher es lebt, liefert ihm nur eine beschränkte Anzahl sozial bedeutungsvoller Modelle, in welchen es seine Identitätsfragmente zu einem leistungsfähigen Ganzen zusammenfügen kann.« (A.a.O., 22) Die Gesellschaft bietet Modelle sowohl für eine positive als auch für eine negative Identität. Während in heutiger Zeit positive Identität an Attribute für Klugheit, Schönheit und Leistungsfähigkeit geknüpft ist, ist laut Erikson »die unbewusste negative Identität (das Bild, dem ähnlich zu sein das Ich am meisten fürchtet) [...] aus Bildern eines mißhandelten [...] Körpers, einer ethnisch fremden Gruppe und einer ausgebeuteten Minderheit zusammen(ge)setzt« (a.a.O., 28). Behinderung ist in dieser Lesart ein Kennzeichen für eine negative Identität, ein Phantasma für Minderwertigkeit, Hilflosigkeit, Hässlichkeit. Positive und negative Identität stehen in dialektischem Verhältnis zueinander: die eine ist der Spiegel der anderen (vgl. a.a.O.).

Schon Erikson machte darauf aufmerksam, dass sich Einzelne diesem auch identitätsstiftenden Prozess kaum entziehen können. Er schreibt, »dass in jedem auf Unterdrückung, Ausstoßung und Ausbeutung beruhenden System der Unterdrückte, Ausgestoßene und Ausgebeutete unbewusst an das negative Leitbild glaubt, das zu verkörpern er von der herrschenden Gruppe gezwungen wird« (Erikson 1973, 29). Schlüsselerfahrungen in diesem Sinne sind entsprechende diagnostische Zuordnungen und ihre sozialen Konsequenzen (wie z.B. die Aufnahme in Sonderinsti-

tutionen). Betroffene identifizieren sich unbewusst mit diesem negativen Leitbild. Es wird Teil ihrer Ich-Identität. Die Folge ist eine dreifache Behinderung: Neben der Schädigung mit ihren Funktionseinbußen und dem Ausschluss aus der vollen Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen, kann sich eine behindernde Identität entwickeln. Sie zeigt sich beispielsweise in dem Schamgefühl, einen minderwertigen, nicht vollständigen Körper zu haben, in der Angst, anderen zur Last zu fallen, oder in dem Schuldgefühl bei der Annahme von Hilfe.

4. Die offensive Inszenierung des Anders-Seins in der zeitgenössischen Kunst

So lange Behinderung als ein Phantasma für Minderwertigkeit, Hilflosigkeit und Hässlichkeit gilt, ergibt sich für Betroffene die Notwendigkeit zur Identitätsarbeit. Stigmanagement mit den Strategien des Verbergens einer Behinderung (z.B. durch den Einsatz von Prothesen), des Rückzugs aus sozialen Kontakten oder des Überspielens funktioneller Einschränkungen ist ein möglicher Ansatz. Die Suche nach Aufwertung und Kompensation von Insuffizienzgefühlen (z.B. durch Hochleistungssport) ist eine andere Strategie. Die Notwendigkeit solcher Strategien bleibt so lange bestehen, wie die Betroffenen sich an den gängigen – jedoch für sie unerreichbaren – Körnernormen orientieren. Letztlich führt jedoch jedes Streben nach unerreichbarer Perfektion in die Sackgasse.

Eine Überwindung behindernder Identitätsaspekte setzt die Akzeptanz eigener Gewordenheit voraus. Es ist eine Entwicklungsaufgabe und Herausforderung für die Betroffenen, sich mit ihrem geschädigten Körper selbst anzunehmen. Sie müssen dazu das vermeintlich Negative ihres Körpers psychisch integrieren. Der Lohn ist vielfältig: Zum einen können sie Authentizität und Selbstvertrauen gewinnen sowie Stärke schöpfen für die eigene Weiterentwicklung. Zum anderen ist die Akzeptanz des Faktischen auch die Basis für Toleranz und Einfühlungsvermögen gegenüber anderen Personen, die vor diesem Hintergrund auch gesehen werden können wie sie sind. Außerdem ist der Wunsch, von anderen komplett, d.h. inklusive der Beschädigung, angenommen zu werden auf diese Weise auch eher erreichbar.

Vor dem Hintergrund eines sozialwissenschaftlichen Verständnisses beschreitet die neue Behindertenbewegung dazu einen offensiven Weg (vgl. Hermes 2007, 75f.): Sie stellt gängige Körnernormen und Schönheitsideale sowie daraus abgeleitete Rollenbilder radikal in Frage. Slogans wie »Es ist normal, anders zu sein« ebnen den Boden dafür, Differenz als Lebensstil zu propagieren und die scheinbaren Widersprüche von Behin-

derung und Attraktivität zu überwinden. Eine Relativierung und Abgrenzung von gängigen Körperbildern kann als ein Weg zur Bewältigung der Behinderung betrachtet werden, weil für die Betroffenen ein Raum für die Aussöhnung mit dem geschädigten Körper entsteht.

Die Einmischung in den Körperdiskurs beginnt derzeit durch Menschen mit Behinderung selbst: behinderte Hochleistungssportler (z.B. Metroz oder Buggenhagen), behinderte Künstler (z.B. Lapper oder Quasthoff), behinderte Schauspielerinnen (z.B. Laborit oder Radtke), behinderte Fotomodelle (z.B. Mills) aber auch behinderte Wissenschaftlerinnen, die die Forschungsrichtung der Disability Studies entwickelt haben (z.B. Degener, Hermes) gehören dazu. Ihnen gemeinsam ist, dass sie offensiv und selbstbewusst mit ihrer Behinderung in das Licht der Öffentlichkeit treten und so die Dekonstruktion gesellschaftlicher Körpernormen betreiben. Auf diese Weise werden sie zu einem Modell für ein neues Selbst- und Rollenverständnis behinderter Personen.

Neben dem Sport und der Wissenschaft bietet sich die zeitgenössische bildende Kunst als Forum für diesen Prozess an. Die Thematisierung der Behinderung in den künstlerischen Arbeiten erfolgt sowohl mit den Mitteln der Photographie als auch denen der Performance, der Malerei oder des Theaters. Die zeitgenössische bildende Kunst stellt einen Spielraum dar, in dem der behinderte Körper in unverstellter oder künstlerisch überformter Weise präsentiert werden kann. Die Betrachter sollen durch die Betrachtung des geschädigten Körpers irritiert, ja provoziert werden. Man möchte erreichen, dass in den Rezipienten eine Auseinandersetzung mit ihren herkömmlichen ästhetischen Wahrnehmungen in Gang gesetzt wird. Da Kunstwerke je nach Betrachter, je nach Publikum und von den in das Geschehen Einbezogenen unterschiedlich interpretiert werden, wird ein über den einzelnen Betrachter hinausgehender Diskussionsprozess über die Bedeutungen des künstlerischen Gegenstandes angeregt. Auf diese Weise werden Klischees und Vorurteile aufgedeckt und der im Gewand der Kunst ikonisiert zur Schau gestellte behinderte Körper schafft eine Gelegenheit für die Dekonstruktion gesellschaftlicher Normen.

Der Betrachter wird auch mit seinem eigenen Erschrecken angesichts körperlicher Versehrtheit konfrontiert und mit seiner Angst vor dem potentiellen oder real stattfindenden Verfall des eigenen Körpers. Damit öffnet sich ein Raum für die emotionalen Folgen gängiger Körperdiskurse. Die ästhetische Darstellung des behinderten Körpers mildert jedoch dieses Empfinden. Auf diese Weise erleichtert die künstlerische Darstellung des Makels den Tabubruch, der bis heute mit der Präsentation des Anders-Seins verbunden ist.

Abbildung 1 und 2: Gerhard Aba und Alison Lapper



Darüber hinaus wird in diesen Kunstwerken der Anspruch eingelöst, dass Kunst in der Gegenwart etwas wahrnehmbar macht, das in die Zukunft der Gesellschaft wirkt. Die Infragestellung gängiger Sehgewohnheiten gehört dazu: Die ästhetische Darstellung des behinderten Körpers zeigt, dass Schönheit jenseits aktueller Körpernormen möglich ist. Wenn Behinderte ihren geschädigten Körper authentisch, selbstbewusst und würdevoll präsentieren, wirken sie modellhaft und stehen für all jene, die dem körperlichen Perfektionsdruck der Werbe- und Modewelt etwas entgegensetzen. Diese positiven Rollenvorbilder vermitteln allen Betrachtern – behindert oder nicht – Mut für die Auseinandersetzung und Akzeptanz ihres eigenen Gewordenseins. So entstehen neue Spielräume zur Selbstwertregulation. Gelingt dies, dann reduziert sich der Normierungsdruck auch auf andere Bevölkerungsgruppen.

Kunst arbeitet mit Inszenierungen (Verkleidungen, Posen) und bietet so einen Raum für ein Spiel mit unterschiedlichen Rollen und Identitäten. Die Behinderung wird zwar in Szene gesetzt, aber die Protagonisten zeigen sich zugleich in anderen Rollen, als Künstlerinnen und Künstler, als Sportler, als Mann oder Frau.

Die Kombination von Sexualität und Behinderung stellt ein doppeltes Tabu dar und wird in der Kunst ebenfalls zu einem Thema gemacht. Behinderte Personen, die sich in der Regel nicht als geschlechtliche Wesen wahrgenommen fühlen, präsentieren sich hier auch als Sexualpartner.

Abbildung 3 und 4: Lisa Bufano und Gerald Métroz



Die hier vorgestellten Beispiele lassen erkennen, dass ein selbstbewusster Umgang mit der Differenz unter bestimmten Voraussetzungen möglich ist. »Ob und inwieweit beeinträchtigte Menschen ein Gegengewicht zur Dominanz medialer Bilder und den vorherrschenden Normalitätsvorstellungen herstellen und diese beeinflussen können«, hält Hermes derzeit jedoch nicht für absehbar (Hermes 2007, 76). Gleichwohl ist unstrittig, dass behinderte Personen selbst einen gewichtigen Anstoß zu einem Diskurs über vorherrschende körperliche Normalitätsvorstellungen ausüben. Identitätsarbeit unter den Bedingungen einer Behinderung wird derzeit ein Stück Dekonstruktion gesellschaftlicher Körperideale leisten müssen. Nur so entsteht ein Raum für die Annahme des So-Seins. Ein gesellschaftlicher Diskurs über die Konstruktion und Dekonstruktion von Körperbildern vergrößert einen solchen Entwicklungsraum und erleichtert so auch die individuelle Bewältigung eines solchen Schicksals.

Literatur

- Brecht, Berthold (1949): Geschichten von Herrn Keuner. Berlin (Gebrüder Weiss).
- Dederich, Markus (2007): Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies. Bielefeld (transcript).
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI), WHO-Kooperationszentrum für die Familie Internationaler Klassifikationen (Hg.) (2004): Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF). Köln.
- Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Goffman, Erving (1968): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Hähner, Ulrich, Ulrich Niehoff, Rudi Sack, Helmut Walther, George Theunissen (1998): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuordnung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg (Lebenshilfe Verlag).
- Hanko, Martin F. (2001): Schönheit im Zeitalter der Massenmedien. In: Andreas Hergovich (Hg.): Psychologie der Schönheit. Wien (WUV Universitätsverlag), 137-157.
- Hermes, Gisela, Brigitte Faber (2001): Mit Stock, Tick und Prothese. Das Grundlagenbuch zur Beratung behinderter Frauen. Kassel (Bifos).
- Hermes, Gisela (2007): Behinderung und Normalität. In: Heike C. Schnoor (Hg.): Leben mit Behinderungen. Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen. Stuttgart (Kohlhammer), 69-78.

- Klauß, Theo (2008): 50 Jahre pädagogische Förderung und Begleitung von Menschen mit einer geistigen Behinderung. In: *Geistige Behinderung*, 47, 1, 26-41.
- Köbsell, Swantje (2003): Behinderte und Medizin – Ein schwieriges Verhältnis. In: AG »Medizin(ethik) und Behinderung« in der Akademie für Ethik in der Medizin (Hg.): *Behinderung und medizinischer Fortschritt. Dokumentation der gleichnamigen Tagung vom 14.-16. April 2003 in Bad Boll*, 31-41.
- Lüke, Katja (2006): Von der Attraktivität »normal« zu sein. Zur Identitätsarbeit körperbehinderter Menschen. In: Gisela Hermes, Eckhard Rohrmann (Hg.): *Nichts über uns – ohne uns. Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung*. Neu-Ulm (AG SPAK Bücher), 128-139.
- Mühl, Heinz (2000): *Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik*. Stuttgart, Berlin, Köln (Kohlhammer).
- Niehoff, Ulrich (2008): »Ich sage, wo's lang geht!« In: *Geistige Behinderung*, 47, 4, 330-341.
- Rohrmann, Eckhard (2004): Dialog der Generationen – Diskurse der Sonderpädagogik der letzten 40 Jahre. In: Heike C. Schnoor, Eckhard Rohrmann (Hg.): *Sonderpädagogik: Rückblicke, Bestandsaufnahmen, Perspektiven*. Bad Heilbrunn (Klinkhardt), 17-26.
- Rohrmann, Eckhard (2007): Die gesellschaftliche Konstruktion von Normalität und Anders-Sein. In: Heike C. Schnoor (Hg.): *Leben mit Behinderungen. Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen*. Stuttgart (Kohlhammer), 93-97.
- Schnoor, Heike C. (Hg.) (2006): *Psychosoziale Beratung in der Sozial- und Rehabilitationspädagogik*. Stuttgart (Kohlhammer).
- Schnoor, Heike C. (Hg.) (2007): *Leben mit Behinderungen. Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen*. Stuttgart (Kohlhammer).
- Schulze-Weigmann, Volker (2008): Die Doppelte Machtumkehr. Domum – Ein neues Konzept zur Selbstentmachtung von Assistenten in sozialen Einrichtungen. In: *Geistige Behinderung*, 47, 2, 118-126.
- Snyder, Sharon, David Mitchell (2004): Die Aufmerksamkeit wieder auf den Körper richten. In: Jan Weisser, Cornelia Renggli (Hg.) (2004): *Disability Studies. Ein Lesebuch*. Luzern (Edition SZH), 77-105.
- Steiner, Gusti (1974): Entwurf eines neuen Selbstbewusstseins. In: Ernst Klee (Hg.): *Behindertsein ist schön*. Düsseldorf (Patmos), 122-133.
- Stiftung Deutsches Hygiene-Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V. (Hg.) (2001): *Der (im-)perfekte Mensch, vom Recht auf Unvollkommenheit*. Ostfildern (Hatje Cantz).

- Wacker, Elisabeth (2008): 50 Jahre soziologische Entwicklung. In: Geistige Behinderung, 47, 1, 42-61.
- Waldschmidt, Anne (Hg.) (2003): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation. Kassel.
- Wetzel, Ralf (2004): Eine Widerspenstige und keine Zähmung. Systemtheoretische Beiträge zu einer Theorie der Behinderung. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Zemp, Ahia (2006): Wie viel Integration braucht ein behinderter Mensch? Vortrag auf der PRO-INFIRMIS Delegiertenkonferenz vom 17. Juni 2006. URL: www.proinfirmis.ch/de/artikel.php?myfile=zemp.pdf§or=1 (abgerufen am 11. Januar 2007).

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Gerhard Aba: http://www.art-port.cc/resources/cache/2f/a9/75331-m8go-kriegerin_im_weissgeschminkten_korper.jpg
(Zugriff am 30.4.2009)
- Abb. 2: Alison Lapper: http://www.post-gazette.com/images4/20061008/trv_alison_lapper_posing_230.jpg
(Zugriff am 30.4.2009)
- Abb. 3: Lisa Bufano: http://farm3.static.flickr.com/2153/246133304_91af14a38c_o.jpg
(Zugriff am 30.4.2009)
- Abb. 4: Gerald Métroz: <http://www.haber3.com/images/gallery/76/3.jpg>
(Zugriff am 30.4.2009)

Passion, Pathologie, Kultur – Deutung und Stigmatisierung von Übergewicht und Adipositas

JENS RIED

Let me have men about me that are fat;
Sleek-headed men, and such as sleep o' nights:
Yond Cassius has a lean and hungry look;
He thinks too much: such men are dangerous. ...
I do not know the man I should avoid
So soon as that spare Cassius.
Julius Caesar, Act I, Scene 2

Nicht erst seit den Zeiten Shakespeares wird die körperliche Erscheinung eines Menschen als Hinweis auf seine Charakterzüge und damit als Grundlage für die Erwartungen, die andere an die betreffende Person richten können, verstanden. Der von der Verschwörung seiner politischen Gegner bedrohte Caesar der Shakespeare'schen Tragödie erkennt – zu Recht – in dem hageren, weil asketisch lebenden, ehrgeizigen und intellektuellen Denker Cassius seinen erbittertsten Feind, während von wohlbeleibten Männern, die den Freuden des Lebens nicht abgeneigt sind, sich lieber mit Spiel und Musik als mit Philosophie und Literatur beschäftigen und daher kaum persönlichen und politischen Ehrgeiz entwickeln, keine Gefahr für ihn ausgeht.

Die stereotypisierende und wechselseitige Zuordnung von körperlichen und geistigen Eigenschaften und ihre Verbindung mit sozialen Erwartungen und Maßstäben der Ästhetik durchzieht in verschiedensten Variationen die Menschheitsgeschichte. Wie sich an künstlerischen Darstellungen aus den verschiedenen Epochen zeigen lässt, waren und sind

die prägenden körperlich-ästhetischen Ideale einem steten Wandel unterworfen und reichen, um nur einige wenige zu nennen, von der ausgesprochen korpulent gestalteten Venus von Willendorf über die athletischen Statuen der klassischen griechischen und römischen Antike und über die fast anorektisch wirkenden jungen Frauen in Renaissance-Portraits, die ihr Gegenstück in den bekannten Darstellungen korpulenterer Damen in den Gemälden von Rubens finden, bis hin zu den aktuell in den Medien ikonographisch inszenierten Protagonisten in der Welt der Models und der Mode. Das gegenwärtig leitende körperlich-ästhetische Ideal im westlichen Kulturraum ist geprägt von Schlankheit und Sportlichkeit, die mit einer Reihe positiv konnotierter persönlicher Eigenschaften assoziiert werden, z.B. Disziplin, Erfolg und Ansehen. Umgekehrt wird höheres Körpergewicht mit den korrespondierenden negativ evaluierten Charakterzügen Nachlässigkeit, Faulheit und Dummheit in Verbindung gebracht.

Solche Zuschreibungsprozesse, in denen ein persönliches Merkmal, das durch die unterschwellig mitlaufenden, informellen kulturellen und/oder ästhetischen Präferenzen in die eine oder die andere Richtung qualifiziert wird, mit bestimmten anderen persönlichen Eigenschaften, Fähigkeiten und Kompetenzen verknüpft wird, können als Stigmatisierung bezeichnet werden. Gewichtsbezogene Stigmatisierung ist, wie insbesondere aus US-amerikanischen Studien hinlänglich bekannt ist, ein gesellschaftlich verbreitetes (vgl. Puhl/Andreyeva/Brownell 2008) und sozial fest verankertes Phänomen (vgl. Hebl et al. 2008). Bereits Kinder in unteren Jahrgangsstufen zeigen stigmatisierende Einstellungen gegenüber gleichaltrigen Übergewichtigen und zeigen ihnen gegenüber ein stärkeres Meideverhalten als z.B. gegenüber körperbehinderten Kindern (vgl. Thiel et al. 2008).

Übergewicht wird ungeachtet seiner weiten Verbreitung als Abweichung von der geltenden Körper- und Schönheitsnorm der Schlankheit und Sportlichkeit gewertet und zudem – auch und gerade von Betroffenen – in einem moralisierenden Duktus, wenn nicht ausschließlich, dann zumindest hauptsächlich, als Resultat individuellen Fehlverhaltens verstanden. Wie dies auch z.B. für Tumorerkrankungen belegt ist, die durch Risikoverhaltensweisen begünstigt werden (vgl. Lebel/Devins 2008), wird die Tendenz zur Stigmatisierung durch die Annahme verstärkt, die Betroffenen seien gänzlich oder ausschließlich selbst für ihre körperliche Konstitution bzw. ihren Gesundheitszustand verantwortlich. Da Erfahrungen von gewichtsbezogener Stigmatisierung das Risiko für gesundheitliche Beeinträchtigungen im psychologischen und medizinischen Bereich erhöhen können (vgl. Libbey et al. 2008, Muennig 2008, Puhl/Moss-Racusin/Schwartz 2007), sind stigmatisierende Einstellungen im Allgemeinen und das Adipositasstigma im Speziellen nicht nur unter sozialwissenschaftlichen bzw. sozialpsychologischen (vgl. Major/O'Brien 2005) und evolutio-

nären Gesichtspunkten (vgl. Kurzban/Leary 2001) interessant, sondern auch gesundheitswissenschaftlich (vgl. Ried, in Revision), zumal sie auch die öffentliche Unterstützung von Präventionsmaßnahmen beeinflussen (vgl. MacLean et al. 2009, Hilbert/Rief/Brähler 2007).

Im Folgenden wird zunächst in das allgemeine Konzept »Stigma« eingeführt. Kapitel zwei skizziert Prävalenz, Epidemiologie und Folgen von Übergewicht und Adipositas als Hintergrund für die aktuelle politische, gesellschaftliche und mediale Aufmerksamkeit, die erhöhtes Körpergewicht erfährt. Im dritten Kapitel werden die drei Deutungsmuster »Passion«, »Pathologie« und »Kultur« im Hinblick auf die Ätiologie von Übergewicht und Adipositas sowie in Bezug auf die gewichtsbezogene Stigmatisierung entfaltet und dabei die Relevanz von Kausalitätsannahmen für die Wertung von Übergewicht und Adipositas dargestellt. Anschließend werden aktuelle Erkenntnisse zur Verbreitung gewichtsbezogener Stigmatisierung in Deutschland dargestellt. Eine knappe ethische Diskussion und ein Ausblick auf zukünftig relevante Forschungsfragen beschließen diesen Beitrag¹.

1. Was sind Stigmata? – Eine sozialetische Skizze

Stigmata sind über die Grenzen von Zeitaltern und Kulturen hinweg prävalente allgemein-menschliche Phänomene. Vom anthropologischen Standpunkt aus wirft die universelle Verbreitung von Stigmatisierungen die Frage auf, »why an inherent social species with a strong need for social acceptance should be so inclined to reject members of its own kind« (Kurzban/Leary 2001, 187). Diese insbesondere vor einem evolutionsbiologischen bzw. -psychologischen Hintergrund aufkommende Frage wird sich nur dann einer plausiblen Antwort zuführen lassen, wenn Stigmata in ihrer sozialen Funktionalität betrachtet werden. Genau diese Perspektive hat Erving Goffman in seinem Buch »Stigma. Notes on the management of Spoiled Identity« (Goffman 1968), das der Stigmaforschung bis heute wesentliche Impulse gibt, gewählt. Speziell für die konzeptionelle Frage, was unter »Stigma« zu verstehen sei, ist Goffman nach wie vor Ausgangspunkt der Überlegungen (vgl. Major/O'Brien 2005, Link/Phelan 2001).

1. Diese Arbeit wurde gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung: FKZ 01GP0491 (ELSA-Nachwuchsforschergruppe »Psychosoziale, ethische und rechtliche Konsequenzen genetischer Befunde bei Adipositas«) und FKZ 01GI0824 (Projekt »Ethische und rechtliche Determinanten der Adipositasprävention bei Kindern und Jugendlichen« im »Kompetenznetz Adipositas«).

Das Phänomen der Stigmatisierung definiert Goffman folgendermaßen: »[...] [A]n individual who might have been received easily in ordinary social intercourse possesses a trait that can obtrude itself upon attention and turn those of us whom he meets away from him, breaking the claim that his other attributes have on us.« (Goffman 1968, 15) Zwei Bemerkungen zu Goffmans Begriffsbestimmung sollen an dieser Stelle angefügt werden:

Goffman zufolge ist der primäre Ort von Stigmatisierungsprozessen, jedenfalls in sachlogischer Hinsicht, die *interindividuelle Kommunikation*. Im Fokus der Forschung stehen zwar zumeist stigmatisierte Gruppen; aber dies sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass solche Gruppen durch die Gemeinsamkeit des Merkmales, an das sich stigmatisierende Einstellungen anlagern, allererst konstituiert werden. Oder präziser: Am Grunde eines Stigmas liegt ein Kategorienfehler bzw. Fehlschluss insofern, als von einer im weitesten Sinne natürlichen Disposition auf persönliche und soziale Eigenschaften geschlossen wird. Individuen reproduzieren stigmatisierende Einstellungen, weil sie annehmen oder wissen, dass ein anderer – und die, die ihm in bestimmter Hinsicht ähnlich sind – sich nicht als »good dyadic cooperators« (Kurzban/Leary 2001, 195) qualifizieren. Die Definition Goffmans erinnert damit daran, dass durch den Prozess der Stigmatisierung eine sozial devaluierte Gruppe allererst als solche konstruiert wird. Da die Merkmale, an denen sich stigmatisierende Einstellungen orientieren, oftmals offensichtlich und auffällig sind und sich insofern »der Aufmerksamkeit aufdrängen«, erscheinen die betroffenen Gruppen von Individuen äußerlich als besonders homogen. Genau dieser Eindruck ist aber bereits Teil oder Ergebnis des Stigmatisierungsprozesses.

Aus einer ethischen Perspektive ist Goffmans Definition besonders gehaltvoll, weil sie das moralische Problem der Stigmatisierung auf den Punkt bringt. Die notwendige Anerkennung, die Menschen einander als Menschen schulden, wird durch ein Stigma in bestimmter Hinsicht unterlaufen. Zwar mag die Einschätzung Goffmans, »By definition, of course, we believe the person with a stigma is not quite human« (Goffman 1968, 15), nicht in allen und vielleicht nicht einmal in den meisten Fällen zutreffen. Sie bringt aber zumindest pointiert zum Ausdruck, dass stigmatisierende Einstellungen keine sozialen Trivialitäten darstellen, sondern interindividuelle und gesellschaftliche Kommunikation nachhaltig beeinflussen, ohne dass dies immer in seiner Schärfe bewusst wäre. Eine der Hauptaufgaben der Ethik ist es, die unterhalb der Oberfläche und hintergründig wirkenden Menschen- und Gesellschaftsbilder ans Licht zu bringen und auf ihre Konsistenz und ihre Konsequenzen hin zu befragen. Ein Stigma ist mehr als eine alltägliche Erfahrung von Abwertung oder Antipathie, für die Individuen in der Regel und bei Bedarf über ausreichende Coping-Ressourcen verfügen, sondern die Begegnung mit einem Menschenbild,

in das die betroffene Person nicht eingefügt werden kann und die daher an den Rand dessen gerät, was überhaupt als Humanum gilt. »Not quite human« zu sein, wird konkret erfahrbar, wenn grundlegende Anerkennungsansprüche, die jeder Mensch an seine Mitmenschen stellen kann, unbeachtet bleiben.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen der Stigmatisierung in der Nachfolge Goffmans konzentrierte sich zunächst auf die Merkmale (*traits*), an denen sich stigmatisierende Einstellungen festmachen, wie z.B. ethnische Herkunft und Geschlecht (vgl. Major/O'Brien 2005) oder psychische Erkrankungen (vgl. Hinshaw/Stier 2008); die gewichtsbezogene Stigmatisierung wird verstärkt seit den grundlegenden Arbeiten zu Beginn der 1990er Jahre erforscht (vgl. Crandall 1994). Mit der Fokussierung auf die *traits* geriet zunehmend das generelle Konzept »Stigma« aus dem Blick, so dass zurzeit unterschiedliche Disziplinen und Forschungszweige mit verschiedenen Verständnissen von »Stigma« arbeiten (vgl. Link/Phelan 2001, Major/O'Brien 2005), was nicht zuletzt die Vergleichbarkeit der Ergebnisse beeinträchtigt. Da es keinen Konsens über die Semantik von »Stigma« gibt, wird es auch nicht in ausreichendem Maße von verwandten Konzepten wie z.B. »Diskriminierung« abgegrenzt.² Die Konzentration auf die *traits* zog zudem eine Präferenz für eine individualisierende Perspektive nach sich, bei der die stigmatisierten Personen im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, nicht aber ihre Gegenüber (also die stigmatisierenden Personen) und die Prozesse der Stigmatisierung. Bereits Goffman hatte allerdings festgehalten, dass »a language of relationships, not attributes, is really needed« (Goffman 1968, 13), um das Phänomen der Stigmatisierung angemessen zu beschreiben.

In diesem Sinne hat sich in der neueren Forschung ein eher sozialstruktureller Ansatz neben dem traditionellen durchgesetzt, der mit der Erkenntnis Ernst macht: »[S]tigma does not reside in the person but in a social context.« (Major/O'Brien 2005, 395) Stigmata sind demzufolge als soziale Konstruktionen zu verstehen, in denen anderen Personen bestimmte negativ gewertete Eigenschaften zugeschrieben werden. Link und Phelan positionieren sich noch konkreter: »[...] [S]tigmatization is entirely contingent on access to social, economic, and political power [...]. Thus, we apply the term stigma when elements of labeling, stereotyping, separation,

2. Der Unterschied zwischen Stigmatisierung und Diskriminierung lässt sich grob so fassen, dass Stigmatisierung bestimmte Einstellungen und Denkweisen umfasst, die latent sein können und zumeist auch latent sein werden, während Diskriminierung immer mit einer bestimmten Handlungsweise verbunden, insofern offen und objektivierbar ist und daher auch – anders als Stigmatisierung – Gegenstand gesetzlicher Regelungen sein kann.

status loss, and discrimination co-occur in a power situation that allows the components of stigma to unfold.« (Link/Phelan 2001, 367) Träfe dies zu, wären Stigmata grundsätzlich geprägt von Asymmetrien der Macht, d.h. es müsste sich zeigen lassen, dass und wie die sozialen Konstruktionen sich mit dem Potential verbinden, eine bestimmte Zuschreibung als gesellschaftlich verbindlich durchzusetzen.

Stigmata verlaufen zwar häufig entlang sozialer, ökonomischer oder politischer Machtgefälle, aber ganz offensichtlich ist ebenso das Umgekehrte der Fall. Um zwei (immer wieder) aktuelle Beispiele zu benennen: Viele Menschen begegnen Personen, die politische Verantwortung tragen oder Personen, die als Führungskräfte in Unternehmen und Banken ökonomische Macht haben, häufig mit Skepsis, die auf den Vorurteilen beruht, solche Personen seien egozentrisch, rücksichtslos etc. Auch hier wird ein bestimmtes *trait* – in diesem Falle, einer bestimmten Berufsgruppe anzugehören – als Indikator für ein pauschales negatives Urteil verwendet. Ähnliches ließe sich sowohl in historischer Perspektive als auch für die Gegenwart für eine ganze Reihe von Berufen, Lebensweisen und Wertvorstellungen zeigen. Dies sind deutliche Hinweise darauf, dass Stigmata an sich auch ganz unabhängig von tatsächlichen formalen Machtverhältnissen sein können und eher die informelle, konventionelle und normative Hoheit über die Definition von Normalität und Devianz und damit auch über die Abgrenzung des Guten und Idealen vom Schlechten und Verfallenen reflektieren. Diese Definitionshoheit kann am besten als eine Form »kultureller Macht« bezeichnet und verstanden werden (vgl. Ried, in Revision) und konkretisiert sich u.a. in den ästhetischen Idealen, die sich zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten gesellschaftlichen Umfeld durchsetzen. Dazu zählt auch die gegenwärtig aus ästhetischen, aber auch zum Teil medizinischen Gründen sozial bevorzugte Schlankheit.

2. Prävalenz, Epidemiologie und Konsequenzen von Übergewicht und Adipositas

Übergewicht und Adipositas sind körperliche Konstitutionen, die auf Grund ihrer sowohl medizinischen als auch ökonomischen Konsequenzen in jüngerer Zeit zunehmende wissenschaftliche, politische und mediale Aufmerksamkeit erfahren. Während in der Medizin bereits in den Zeiten des Hippokrates die Erkenntnis verankert war, dass erhöhtes Körpergewicht ein Vorläufer – moderner ausgedrückt: ein Risikofaktor – verschiedener Erkrankungen ist, hat doch erst die seit wenigen Dekaden deutlich zunehmende Prävalenz, vor allem in den Bevölkerungen der entwickelten Nationen und der Schwellenländer, parallel zu einem Wandel der kultu-

rellen Deutung des Übergewichtes zu einer stärkeren Wahrnehmung des Phänomens und seiner medizinischen, aber auch sozialen Aspekte geführt.

Adipositas wird allgemein definiert als »eine über das Normalmaß hinausgehende Vermehrung des Körperfetts« (DAG 2007, 6) und wird nach dem von der WHO vorgeschlagenen Standarddiagnoseinstrument mit dem sog. Body-Mass-Index (BMI: Quotient aus Körpergewicht und dem Quadrat der Körpergröße; kg/m^2) gemessen.³ Die WHO-Gewichtsklassifikation ist in Tabelle 1 dargestellt.

Tabelle 1: Gewichtsklassifikation nach WHO-Standard

Klassifikation des Körpergewichts	Body-Mass-Index (BMI)	Bsp. für eine Körpergröße von 1,75m
Normalgewicht	18,5 – 24,9 kg/m^2	56,7 – 76,5 kg
Übergewicht	25,0 – 29,9 kg/m^2	76,6 – 91,8 kg
Adipositas Grad I	30,0 – 34,9 kg/m^2	91,9 – 107,1 kg
Adipositas Grad II	35,0 – 39,9 kg/m^2	107,2 – 122,4 kg
Adipositas Grad III	$\geq 40,0 \text{ kg}/\text{m}^2$	$\geq 122,5 \text{ kg}$

Die Punktprävalenz der Adipositas liegt für das Jahr 2006 nach den Ergebnissen der zweiten Nationalen Verzehrsstudie in Deutschland bei 20,5 Prozent der Männer und 21,1 Prozent der Frauen (BMI ab $30,0 \text{ kg}/\text{m}^2$). Die Prävalenz des Übergewichts (BMI $25,0\text{-}29,9 \text{ kg}/\text{m}^2$) liegt in der männlichen erwachsenen Bevölkerung bei 45,5 Prozent, in der weiblichen bei 29,5 Prozent (vgl. Max Rubner-Institut 2008). Bei den Kindern und Jugendlichen zwischen drei und 17 Jahren sind nach den Daten des Kinder- und Jugendgesundheits surveys 6,3 Prozent adipös und 8,7 Prozent übergewichtig (vgl. Kurth/Schaffrath-Rosario 2007). Nach Einschätzung der WHO hat Übergewicht mittlerweile, weltweit betrachtet, die traditionellen Aktionsfelder von Public Health wie Unterernährung und Infektionskrankheiten überholt (vgl. WHO 2000).

Übergewicht und Adipositas sind mit einem erhöhten Risiko für eine ganze Reihe von Folgeerkrankungen assoziiert, darunter Diabetes mellitus Typ II, Hypertonie, bestimmte Tumorerkrankungen (z.B. Kolon) und Krankheiten des Bewegungsapparates, insbesondere der Gelenke, sowie

3. Der BMI ist sehr einfach zu kalkulieren und wird deshalb allgemein angewandt; zugleich ist er aber auch der Kritik ausgesetzt, weil er z.B. nicht hinsichtlich des Fett- bzw. Muskelanteils am Körpergewicht differenziert. Andere Methoden zur Bestimmung des Gewichtsstatus wie die Messung der Hautfaltdicke sind allerdings aufwändiger und können von den Betroffenen in der Regel nicht selbst durchgeführt werden.

Demenz (vgl. Prospective Studies Collaboration 2009, Haslam/James 2005). Neben diesen drohenden Beeinträchtigungen der Gesundheit, die als solche schon hinreichend Grund für Maßnahmen zur Reduktion von Inzidenz und Prävalenz von Übergewicht und Adipositas sind, spielen gesundheitspolitisch auch wirtschaftliche Überlegungen eine entscheidende Rolle. Denn angesichts der weiten Verbreitung von Übergewicht und Adipositas ist eine weitere Steigerung der direkten (Aufwendungen für medizinische Leistungen) und indirekten Kosten (Produktivitätsausfall) zu erwarten, die das ohnehin chronisch unterfinanzierte Gesundheitssystem schwer belasten und zu einer Verschärfung der Frage nach der gerechten Verteilung der prinzipiell begrenzten Gesundheitsleistungen führen würde (vgl. Dabrock/Ried 2009).

3. Deutungsmuster zur Kausalität von Übergewicht und Adipositas

Eine zentrale Rolle innerhalb von Stigmatisierungsprozessen, denen sich adipöse Menschen in den verschiedensten Lebensbereichen, u.a. im Gesundheitssystem und im Bildungswesen, ausgesetzt sehen (vgl. Puhl/Heuer 2009, Puhl/Brownell 2001), spielen Annahmen zur Kausalität der Adipositas. Analog zu den drei ätiologischen Feldern – Verhalten, Physiologie und Umwelt –, die die Entstehung von Adipositas erklären können (vgl. Ried 2006), haben sich drei Deutungsformen etabliert, die in unterschiedlichen Variationen und Kombinationen den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs bestimmen. Wenn hier von Deutungsmustern die Rede ist, so soll damit darauf verwiesen werden, dass die Annahmen zur Kausalität starken Übergewichts auch als hermeneutischer Schlüssel für die Zuweisung von (medizinischer, politischer, sozialer, moralischer) Verantwortung dient. Zwar reflektieren die Deutungsmuster auch medizinisch-naturwissenschaftliche Erklärungsansätze. Aber die Aufklärung der Verursachungsverantwortung bei einem komplexen Phänomen wie Adipositas ist nicht identisch mit der Bestimmung der Veränderungsverantwortung (vgl. Ried et al., i.E.). Die drei Interpretationsschemata, die im Folgenden dargestellt werden, zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Kausalität mit Aussagen zu Konsequenzen (vor allem hinsichtlich der Prävention) verknüpfen. Diese Deutungsmuster bezeichne ich typisierend mit den Begriffen ›Passion‹, ›Pathologie‹ und ›Kultur‹.

Das erste Deutungsmuster (*Passion*) benennt als wesentliche Ursache des Übergewichtes das individuell unzureichend kontrollierte Ess- und Bewegungsverhalten. Bereits Aristoteles hatte einen Defekt des natürlichen Bedürfnisses nach und Gefühls von Sättigung, das in einen übermäßi-

gen Verzehr von Nahrungsmitteln resultiert, als Ursache für ein erhöhtes Körpergewicht identifiziert (vgl. Aristoteles Eth Nik, 1118b). Diesen Mangel deutete Aristoteles in moralischen Kategorien als eine Verletzung des Gebotes der Mäßigung und des Maßhaltens und interpretierte Übergewicht damit im Horizont und als Ergebnis eines individuellen Charakterfehlers: als Passion im Sinne einer Leidenschaft für den Genuss, die aber zugleich zu einem psycho-somatischen Leiden führt bzw. ein solches reflektiert. Sowohl die Zunahme an Körpergewicht als auch dessen Reduktion werden im Bereich der individuellen Verantwortlichkeit angesiedelt. Als Maßnahmen zur Prävention und zur Therapie kommen daher besonders behaviorale Ansätze in Frage, die darauf abzielen, das Ernährungs- und Aktivitätsverhalten des Einzelnen unmittelbar zu modifizieren.

Für die beiden anderen Deutungsmuster ist das individuelle Verhalten ebenfalls zentral, allerdings wird es hier ganz oder teilweise aus dem Bereich der individuellen Verantwortlichkeit gelöst. Das zweite Deutungsmuster (*Pathologie*) ordnet deutlich erhöhtes Körpergewicht in einen biologisch-medizinischen Rahmen ein, in dem entweder das Ess- und Bewegungsverhalten und/oder Adipositas selbst als Krankheit oder beides getrennt oder zusammen als Krankheitssymptom oder Folge von Krankheit in Erscheinung treten. Eine der ersten Kategorie entsprechende Auffassung reflektiert die immer noch gebräuchliche, aber sachlich problematische Bezeichnung *Fettsucht*, mit der analog zu anderen Suchterkrankungen eine Pathologie des Willens als ursächlich für Adipositas impliziert wird.⁴ Nicht der Mangel an Kontrolle, sondern ein medizinisch-psychologisch zu konzeptualisierender Mangel an Kontrollierbarkeit wird als Primärursache verstanden. In die zweite Kategorie gehören vor allem die Fälle, in denen erhöhtes Körpergewicht Begleitsymptom von bestimmten Erkrankungen, z.B. Hypothyreose (Unterfunktion der Schilddrüse), Cushing-Syndrom und Prader-Willi-Syndrom, ist oder durch die Einnahme von Pharmazeutika induziert wird. Mit diesem Deutungsschema können auch die in den

4. Sachlich problematisch ist diese Bezeichnung insofern, als bei adipösen Personen keine spezifische Substanzabhängigkeit von Lipiden oder gar ein Missbrauch vorliegt, wie dies etwa bei THC- oder Opiat-Abhängigkeit oder Alkoholmissbrauch der Fall ist. Adipositas kann auch nicht im Kontext einer Verhaltenssucht, z.B. analog zum pathologischen Spielen, aufgefasst werden. Zwar ist mit der Binge Eating-Störung ein durch Essanfälle mit gleichzeitigem Kontrollverlust über das Essen geprägtes Phänomen bekannt, das grob einem Suchtverhalten parallelisiert werden könnte und häufig zu deutlichem Übergewicht führt. Aber auch hier ist durchaus umstritten, ob und inwieweit darin suchtanaloges Verhalten gesehen werden kann; überdies leidet nur eine Minderheit der adipösen Menschen an einer Binge Eating-Störung.

letzten Jahren und Jahrzehnten verstärkt beforschten genetischen Komponenten der Gewichtsregulation erfasst werden (vgl. O’Rahilly/Farooqi 2008, Hebebrand 2008). Die Genetik zeichnet Adipositas dabei eindeutig als ein polygenes Phänomen. Zwar sind auch monogenetische Formen von Adipositas mit hoher Penetranz sowie klinisch relevante Hauptgeneffekte bekannt, aber die neusten Ergebnisse der genetischen Forschung zeigen ganz klar, dass in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle akkumulierende Klein- und Kleinsteffekte die Ausbildung starken Übergewichts begünstigen (vgl. Hebebrand 2008, Bell/Walley/Froguel 2005). Damit hebt die Adipositasgenetik hervor, dass deutlich erhöhtes Körpergewicht keinesfalls genetisches Schicksal ist, und unterstreicht Möglichkeit und Notwendigkeit von Interventionen, die die Ernährungs- und Bewegungsgewohnheiten zu verändern geeignet sind; dies gilt insbesondere sowohl für präventive als auch für im weitesten Sinne verhaltenstherapeutische Ansätze. Dessen ungeachtet sind medizinische Maßnahmen bis hin zu chirurgischen Eingriffen in besonders schweren Fällen und bei Versagen anderer Methoden angezeigt, wenn die Betroffenen davon gesundheitlich profitieren können.

Das dritte Deutungsmuster (*Kultur*) lenkt die Aufmerksamkeit auf Kausalitäten, die gänzlich außerhalb des Individuums liegen. Es ist unstrittig, dass Übergewicht und Adipositas ihre biologisch-physiologische Ursache in einer langfristigen positiven Energiebilanz haben, wobei bei den meisten Individuen eher ein kleiner, aber kontinuierlicher Überschuss der Energieaufnahme im Vergleich zum Energieverbrauch ursächlich für das erhöhte Körpergewicht sein dürfte als eine deutlich erhöhte Kalorienaufnahme innerhalb kürzerer Zeiträume. Das Ungleichgewicht zwischen Energieaufnahme und Energieverbrauch steht aber nicht nur in Zusammenhang mit dem Ernährungs- und Bewegungsverhalten und genetisch-physiologischen Prädispositionen, sondern auch mit verschiedensten Wandlungen in der sozialen, technischen und ökonomischen Umwelt (*obesogenic environment* bzw. »obesogene Kultur«³) sowie Veränderungen in den Ernährungsgewohnheiten und der Verfügbarkeit von Nahrungsmitteln (*nutrition transition*). Diese Faktoren resultieren einerseits in einer gemessen am Bedarf überhöhten Kalorienzufuhr und andererseits in re-

5. Es ist meines Erachtens angemessener und sinnvoller, statt von einer »obesogenen Umwelt« von einer »obesogenen Kultur« zu sprechen, um deutlich zu machen, dass 1. die gesellschaftlichen, technischen und ökonomischen Faktoren, die Übergewicht und Adipositas begünstigen, größtenteils positiv zu wertende zivilisatorische Leistungen sind, also letztlich auf menschliches Handeln zurückgeführt werden können (vgl. Ried 2006, bes. 102), und daher 2. diese Faktoren auch Interventionen und Veränderungen zugänglich sind.

duzierter körperlicher Aktivität und damit in einem im Vergleich zu früheren Zeiten gesunkenen Kalorienverbrauch (vgl. James 2007). Auf einen Begriff gebracht: Die hohe Prävalenz von Adipositas ist ein Epiphänomen gesellschaftlicher Entwicklungen (vgl. Müller/Danielzik 2007).

In diesem Zusammenhang ist auch der soziale Gradient bei der Verbreitung von Übergewicht und Adipositas von Bedeutung. Werden die Angaben zur Prävalenz nach sozio-ökonomischen Markern ausdifferenziert, zeigt sich, dass untere Bildungs- und Einkommensschichten häufiger von stark erhöhtem Körpergewicht betroffen sind als andere. Die Ursachen dafür liegen einigermaßen im Dunkeln. Ein Verweis auf die Lebensmittelpreise ist jedenfalls für Deutschland sicher zu kurz gegriffen, denn die Zutaten für eine ausgewogene und zugleich sättigende Ernährungsweise sind auf Grund des allgemein niedrigen Niveaus der Nahrungsmittelpreise auch für Haushalte mit niedrigerem Einkommen erschwinglich. Entscheidender sind wohl Tendenzen zum Verzehr von mehr vorgefertigten Mahlzeiten und zu vermehrtem Essen außer Haus sowie schichtspezifische Unterschiede im Hinblick auf die physische Aktivität. In jedem Falle erfordern die hier wirksamen Mechanismen intensivere Forschung, nicht zuletzt auch, um Strategien für die Prävention entwickeln zu können, die spezifisch genug sind, um alle Bevölkerungsgruppierungen effektiv erreichen zu können. Dazu wird sicherlich auch gehören, in die Lebenswelten politisch zu intervenieren und die Umfeld- bzw. Umweltbedingungen zu modifizieren.

Tabelle 2 fasst die Deutungsmuster, die jeweils angenommene Primärursache und die assoziierten Konsequenzen zusammen.

Tabelle 2: Deutungsmuster der Kausalitäten bei Übergewicht und Adipositas

Deutungsmuster	angenommene Primärursache	zugehörige Domäne	Konsequenz
Passion	Verhalten	Lebensführung	eigenverantwortliche Lebensstilmodifikation
Pathologie	Krankheit/ genetische Prädisposition	Medizin/ Public Health	Prävention und Therapie (im Spannungsfeld von Eigenverantwortung und Solidarität)
Kultur	Umwelt	Gesellschaft	politische Intervention

Alle Ergebnisse der Adipositasforschung weisen unzweifelhaft daraufhin, dass jedes dieser Deutungsmuster angemessene Berücksichtigung finden muss, um sowohl die Ätiologie von Übergewicht und Adipositas zu erklären⁶ als auch potentiell effektive Präventionsstrategien zu entwickeln. Die

6. Die epidemischen Ausmaße von Übergewicht und Adipositas (vgl. WHO

Schwierigkeit besteht allerdings darin, in unterschiedlichen Settings die jeweils Erfolg versprechendste Mischung zu konzeptionieren und zu realisieren. Eine Verbreiterung des ernährungsspezifischen Wissens und klarere Verbraucherinformationen sind gängige, gegenwärtig häufig debattierte und unter den Vorzeichen aller drei Deutungsmuster auch wesentliche Maßnahmen, die aber für sich genommen nicht hinreichend sind, sondern von weiteren Ansätzen flankiert werden müssen.

4. Stigmatisierung von Übergewicht und Adipositas in Deutschland

Während die Stigmatisierung von übergewichtigen und adipösen Menschen vor allem in den Vereinigten Staaten zunehmend wissenschaftliches Interesse findet, liegen für die Bundesrepublik derzeit nur wenige Studien zur Prävalenz und zur Phänomenologie stigmatisierender Einstellungen vor. Die Ergebnisse, die die Forschung zum Adipositasstigma in Deutschland bislang erzielen konnte und in Zukunft möglicherweise erbringen wird, sind insbesondere für das Gesundheitswesen und die Prävention von Bedeutung und könnten zu einer Verbesserung der präventions-, sozial- und allgemeinmedizinischen Versorgung beitragen. In diesem Abschnitt sollen daher die Erkenntnisse zur Verbreitung des Adipositasstigmas, zu seinem Zusammenhang mit Kausalannahmen zur Entstehung von Übergewicht sowie zur Rolle der Medien vorgestellt und diskutiert werden.⁷

2000) lassen sich zwar sicher nicht auf genetische Faktoren zurückführen, sondern eher auf die beschriebenen kulturellen Faktoren. Aber für die Erklärung der interindividuellen Varianz innerhalb einer sozialen oder kulturellen Gemeinschaft, die unter vergleichbaren Bedingungen lebt, werden genetische Faktoren relevant sein. Es kann angenommen werden, dass in der von wiederkehrenden Knappheitsperioden geprägten biologischen Evolution der menschlichen Spezies solche Genotypen Selektionsvorteile erbrachten, die zu einer schnellen Speicherung von Energie und einem sparsamen Verbrauch prädisponierten (sog. thrifty genotype). Diese genetische Ausstattung des Menschen wandelt sich unter den stark veränderten Umweltbedingungen zu einem Nachteil (vgl. Ried 2008).

7. Die in diesem Kapitel angestellten Überlegungen basieren zu einem großen Teil auf empirischen Arbeiten aus der Nachwuchsforscherguppe »Psychosoziale, ethische und rechtliche Konsequenzen genetischer Befunde bei Adipositas« an der Philipps-Universität Marburg. Weitere Angaben zu Methoden und Ergebnissen können folgenden Publikationen entnommen werden: Hilbert/Rief/Brähler 2007; Hilbert/Rief/Brähler 2008; Hilbert/Ried/Rief/Brähler 2008; Hilbert/Ried 2009.

Zur Verbreitung stigmatisierender Einstellungen gegenüber adipösen Menschen in der deutschen Bevölkerung liegt eine repräsentative Untersuchung vor (vgl. Hilbert/Rief/Brähler 2008), derzufolge 23,5 Prozent der über 14-Jährigen eindeutig stigmatisierende Einstellungen teilen, 21,5 Prozent dagegen solche Auffassungen explizit ablehnen. Für die Interpretation der Daten ist die mittlere und zugleich größte Gruppe von Personen besonders interessant: 55,0 Prozent der Befragten stimmten stigmatisierenden Auffassungen weder ausdrücklich zu, noch lehnten sie diese dezidiert ab. Diese Unentschiedenheit könnte vor dem Hintergrund des *justification-suppression-models* (vgl. Crandall/Eshleman 2003) gedeutet werden. Dieser Theorie zufolge sind stigmatisierende Einstellungen zunächst latent und können dann in die offene soziale Kommunikation eingespeist werden, wenn dies in bestimmten Situationen nicht sozial sanktioniert ist und als akzeptabel erscheint. Das Bestreben, ein positives Selbstbild zu zeichnen, und die angenommene soziale Erwünschtheit hätten dann dazu geführt, dass viele der Befragten explizit eine unentschiedene Haltung einnahmen, während sie implizit die stigmatisierenden Einstellungen teilen. Das Adipositasstigma weist allerdings eine hohe gesellschaftliche Akzeptanz auf, was sich auch daran ablesen lässt, dass fast ein Viertel der Befragten unumwunden stigmatisierende Einstellungen geäußert hat. Die Rolle des positiven Selbstbildes und der sozialen Erwünschtheit darf daher auch nicht überbewertet werden.

Die plausibelste Deutung der Resultate des Surveys ist wahrscheinlich, die große Zahl an Unentschiedenen multikausal zu interpretieren: Die Stigmatisierung adipöser Menschen ist kein Phänomen, das bislang große öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, so dass viele sich vermutlich noch keine feste Meinung dazu gebildet haben; außerdem dürfte die Mehrzahl der Erwachsenen sich in der einen oder anderen Weise schon einmal mit Fragen, die das eigene Körpergewicht betreffen, beschäftigt und dabei ambivalente Erfahrungen gesammelt haben, die einerseits die Möglichkeiten betreffen, (kurzfristig) Gewicht zu reduzieren und andererseits die Schwierigkeiten, das einmal erreichte niedrigere Gewicht (langfristig) zu halten. Wer nicht auf solche persönlichen Erfahrungswerte zurückgreifen kann, wird möglicherweise Menschen kennen, die über ähnliche Erfahrungen verfügen und/oder über die mediale Berichterstattung von solchen Erfahrungen Kenntnis bekommen haben. Die große Gruppe der Unentschiedenen dürfte daher sowohl Personen umfassen, die latente stigmatisierende Einstellungen haben, als auch Menschen, die aus anderen Gründen keine eindeutige Position beziehen können oder wollen.

Ziel des beschriebenen Surveys war es auch, den Zusammenhang zwischen stigmatisierenden Einstellungen und, erstens, der Einschätzung der Adipositas als Krankheit sowie, zweitens, Kausalannahmen zur Ent-

stehung von Übergewicht zu identifizieren. Fast die Hälfte aller Befragten (48,0 Prozent) gab an, dass Adipositas eine Krankheit sei, während 30,0 Prozent dies verneinten und 22,0 Prozent keine Angaben dazu machten. Als Ursachen für erhöhtes Körpergewicht wurden hauptsächlich Verhaltensfaktoren benannt (85,4 Prozent); erst mit deutlichem Abstand folgen genetische (34,9 Prozent) und ökologische Faktoren (22,3 Prozent; Mehrfachnennungen waren möglich). Als primärer Verhaltensfaktor, der eine Zunahme an Gewicht bedingt, wurde von 95,7 Prozent mangelnde physische Aktivität benannt; auf falsche bzw. unausgewogene Ernährung rekurrierten 81,4 Prozent der Befragten (Mehrfachnennungen waren möglich).

Stigmatisierende Einstellungen waren insgesamt mit einer stärkeren Befürwortung von Prävention assoziiert. Für die Lösung des »Adipositasproblems« sahen 38,3 Prozent allein das Individuum, 10,0 Prozent allein die Gesellschaft und die Mehrheit der Befragten (51,8 Prozent) beide zugleich in der Verantwortung. Kausalattributionen auf das individuelle Verhalten standen in Zusammenhang mit einem hohen Maß an Stigmatisierung, während die Auffassung, Adipositas sei eine Krankheit und Kausalattributionen auf genetische Faktoren mit einem geringeren Stigmatisierungsgrad assoziiert waren. Diese Ergebnisse unterstreichen den Zusammenhang von Stigmatisierung und Kausalannahmen und weisen darauf hin, dass destigmatisierende Maßnahmen ganz wesentlich Annahmen zur Kausalität von Übergewicht und Adipositas verändern müssen. Allerdings ist an dieser Stelle auch Vorsicht geboten: Eine in Marburg durchgeführte Studie konnte zwar zeigen, dass jedenfalls adipöse Patienten durch genetisches Wissen ihre Kausalannahmen modifizierten und dadurch in psychologischer Hinsicht profitierten (vgl. Rief et al. 2007). Da sich an genetische Veranlagungen und teilweise auch an Krankheiten aber ebenfalls stigmatisierende Einstellungen anlagern können, ist denkbar, dass sich an dieser Stelle eine »Stigmatisierungskreuzung« (Dabrock 2006) zeigt, bei der eine Form der Stigmatisierung partiell durch eine andere ersetzt wird.

Bei der Entstehung, Verbreitung und Aufrechterhaltung stigmatisierender Einstellungen zu Übergewicht und Adipositas dürften die Medien bzw. die mediale Darstellung übergewichtiger und adipöser Personen sowie die Berichterstattung über gewichtsbezogene Themen mitwirken (vgl. Latner/Rosewall/Simmonds 2007, Geier/Schwartz/Brownell 2003). Insbesondere die mediale Förderung des Schlankheitsideals könnte sowohl zu einem negativen Bild adipöser Menschen in der Öffentlichkeit als auch zu einem negativen Selbstbild der Betroffenen beitragen (vgl. Boyce 2007). Zudem könnte eine unsachliche oder unklare Berichterstattung über die Adipositas, insbesondere vor dem Hintergrund eines defizitären Informationsstandes zur Adipositas in der Bevölkerung (vgl. Hilbert/Rief/Brähler 2008), unzutreffende Vorstellungen, z.B. über die Kontrollierbarkeit des

Körpergewichtes, fördern. Solche Vorstellungen könnten wiederum Grundlage für stigmatisierende Einstellungen sein (vgl. Kim/Willis 2007).

Die mediale Darstellung der Adipositas bzw. adipöser Menschen ist bislang vor allem in Bezug auf TV-Programme und mit Fokus auf stark übergewichtige Frauen untersucht worden (vgl. Harper/Tiggemann 2008, Himes/Thompson 2007). Dabei konnte gezeigt werden, dass verschiedene TV-Formate, z.B. sog. SitComs und andere, primär der Unterhaltung dienende Programme, negative Stereotypen reproduzieren. Zum Einfluss von Printmedien auf stigmatisierende Einstellungen gegenüber adipösen Menschen liegen dagegen kaum Studien vor (vgl. Kim/Willis 2007). Bislang konnten zumindest Hinweise darauf gefunden werden, dass bestimmte Formen von Anzeigenwerbung für Diäten negative Annahmen über adipöse Menschen unterstützen, u.a. indem sie die Einschätzung der Kontrollierbarkeit des Körpergewichts beeinflussen (vgl. Geier/Schwartz/Brownell 2003). Zudem konnte der zeitliche Umfang, in dem 10- bis 13-jährige bestimmte Zeitschriften bzw. Magazine lesen, mit dem Maß der Devaluation von übergewichtigen Gleichaltrigen assoziiert werden (vgl. Latner/Rosewall/Simmonds 2007).

Unklar ist bislang, welchen Einfluss die in der Bevölkerung am weitesten verbreiteten Printmedien, die Tageszeitungen, auf stigmatisierende Einstellungen haben und wie dort über die Adipositas berichtet wird. Tageszeitungen werden im Gegensatz zum Fernsehen und zu Magazinen primär als Informations- und nicht als Unterhaltungsmedien genutzt. Da ihnen ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit zugeschrieben wird, kommt ihnen besondere Bedeutung für die öffentliche Wahrnehmung der Adipositas zu. Eine qualitativ-inhaltsanalytische Untersuchung zur Berichterstattung über die Adipositas und zur Darstellung adipöser Menschen in täglich erscheinenden überregionalen, regionalen und Boulevard-Blättern (vgl. Hilbert/Ried 2009), hat zu dem sicher nicht erwarteten Ergebnis geführt, dass nicht nur die Boulevardpresse, sondern auch die bundesweit erscheinenden, häufig als »Qualitätszeitungen« bezeichneten Blätter Verbesserungsbedarf bei der Darstellung adipositaspezifischer Themen haben.

Überregionale Tageszeitungen sind aufgrund der Zuschreibung, besonders glaubwürdig zu sein, ideale Vermittler von Wissen, das geeignet ist, Kausalannahmen zu Übergewicht und Adipositas zu verändern. Jede öffentliche Kampagne zur Prävention, die zugleich sensibel für das Stigmatisierungsproblem sein will, wird daher bemüht sein müssen, verschiedene Medien, insbesondere aber Zeitungen und Zeitschriften, für sachlich adäquate Berichterstattung zu gewinnen.

5. Haben Stigmata ein positives Potential? – Ein ethisches Streitgespräch

Zumeist wird vorausgesetzt, dass Stigmata vom moralischen Standpunkt aus zu kritisieren sind und daher eine Reduktion jedweder Form von Stigmatisierung zumindest empfehlenswert, wenn nicht geboten ist. Allerdings ist, vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, eine solche Auffassung nur vor einem deontologischen, primär auf die Güte einer Handlung und nicht ihrer Konsequenzen konzentrierten Hintergrund unmittelbar einleuchtend. Auf der Grundlage einer utilitaristischen, am erreichbaren Nutzen als höchstem Wert orientierten Ethik ist dagegen auch die gegenteilige Auffassung möglich und soll in diesem Abschnitt mit Blick auf gewichtsbezogene Stigmatisierung diskutiert werden.

Der britische Philosoph Richard Arneson (Arneson 2007) geht in seiner vornehmlich, aber nicht ausschließlich rechtssystematisch und -psychologisch bzw. kriminologisch ausgerichteten Untersuchung davon aus, dass Stigmata als solche moralisch neutral sind. Aus seiner utilitaristischen Perspektive erscheinen Stigmatisierungen als mögliche Instrumente für die Verfolgung bestimmter sozialer, politischer oder gesundheitlicher Zwecke. Für die ethische Bewertung der Stigmata wäre damit allein entscheidend, welche Ziele jeweils mit ihnen verfolgt und erreicht werden können.

Im Hinblick auf die Adipositasprävention könnte sich aus diesen Überlegungen die Schlussfolgerung ergeben, sich des weit verbreiteten Adipositasstigmatas als »powerful motivator« zu bedienen. Denn es wäre, in den Worten Arnesons gesprochen, angesichts der erheblichen medizinischen und ökonomischen Konsequenzen der Adipositas geradezu fahrlässig, die unstrittig dringend erforderliche Prävention »with one hand tied behind its back by eschewing the use of powerful human motivations« (Arneson 2007, 33) zu konzeptionieren.

Gegen eine solche Position ließe sich einwenden, das relativ weit verbreitete und in der Gesellschaft fest verankerte Adipositasstigma habe den teilweise rasanten Anstieg der Prävalenz von Übergewicht und Adipositas in den vergangenen Jahren nicht verhindern können und sei somit offenkundig kein effektives Mittel zur Reduktion der Verbreitung erhöhten Körpergewichtes. Allerdings könnte dem entgegengehalten werden: Die bisher durchgeführten, vor allem bildungs- und kompetenzorientierten Präventionsmaßnahmen waren ineffektiv und haben sich der vorhandenen Stigmatisierung nicht explizit bedient. Zudem scheint, wie oben dargestellt, bei einer großen Zahl von Menschen das Adipositasstigma latent zu sein und müsste folglich erst aktiviert werden. Möglicherweise ist der Grad an Stigmatisierung auch noch nicht hoch genug, um dauerhafte Verhaltensänderungen bei einer größeren Zahl von Menschen zu erreichen.

Außerdem müsste Adipositas eventuell stärker mit konkreten Nachteilen verbunden sein, z.B. höheren Beiträgen zur Krankenkasse, um ausreichend Motivation zu erzeugen.

Die wirkungsvollste Argumentation gegen eine Verwendung von Stigmatisierungen als Mittel der Gesundheitsförderung muss das utilitaristische Anliegen aufnehmen und unter seinen eigenen Voraussetzungen widerlegen. Dafür sind die negativen gesundheitlichen Konsequenzen, die mit Stigmatisierungserfahrungen verbunden sind (vgl. Libbey et al. 2008, Muennig 2008, Puhl/Moss-Racusin/Schwartz 2007), von entscheidender Bedeutung. Denn selbst wenn Stigmatisierungen in irgendeiner Weise positive Effekte auf die Bevölkerungsgesundheit erzielen könnten, wäre erst noch nachzuweisen, dass damit nicht größerer Schaden verursacht wird. Einen solchen Nachweis im Hinblick auf die Adipositas zu führen, ist aber angesichts der immensen potentiellen Negativeffekte auch von einem utilitaristischen Standpunkt aus ethisch bedenklich. Die Idee einer Nutzung der gewichtsbezogenen Stigmatisierung als Mittel der Gesundheitsförderung kann daher aus ethischen, psychologischen, medizinischen und politisch-pragmatischen Gründen zu den Akten gelegt werden.

6. Perspektiven für die zukünftige Forschung

Gewichtsbezogene Stigmatisierung ist insgesamt und besonders in Deutschland ein noch ausbaufähiges und ausbaubedürftiges Forschungsfeld. Allgemein ist eine stärkere Vernetzung der einzelnen Wissenschaften, die mit Stigmata befasst sind, wünschenswert. Bislang läuft die Forschung häufig multidisziplinär nebeneinander her; eine gemeinsame, interdisziplinäre und d.h. auch: methodisch vielfältige Arbeit auf diesem Gebiet wäre notwendig und Erfolg versprechend. Eine Annäherung könnte z.B. anhand einer Diskussion dazu stattfinden, was jeweils unter Stigma verstanden wird, mit welchen Mitteln genau was exakt erforscht wird und wo mögliche blinde Flecken des eigenen Zugangs liegen. In Bezug auf das Adipositasstigma, das sicher geeignet ist, auch die generelle Debatte zum Phänomen der Stigmatisierung weiter voranzubringen, seien an dieser Stelle zwei viel versprechende Felder zukünftiger Arbeit benannt.

Die Verbreitung stigmatisierender Einstellungen gegenüber adipösen Personen in bestimmten Bevölkerungs- und vor allem Berufsgruppen zu erforschen, ist ein naheliegendes und dringendes Desiderat der wissenschaftlichen Arbeit. Wie in den Vereinigten Staaten gezeigt werden konnte, sind auch (oder gerade) Menschen, die sich professionell mit adipösen Personen befassen (z.B. angehende oder praktizierende Ärzte, Therapeuten und Pflegepersonal) nicht frei von stigmatisierenden Einstellungen. Dies

gilt auch für Berufe, die in der Adipositasprävention eine wesentliche Rolle spielen könnten wie z.B. (angehende) Sportpädagogen (vgl. Puhl/Brownell 2001, Puhl/Heuer 2009). Für die Bundesrepublik liegen dazu bislang keine Erkenntnisse vor. Es ist aber offenkundig, dass Einsichten hinsichtlich der Prävalenz stigmatisierender Einstellungen in solchen Berufsgruppen, die mit Adipositas befasst sind und/oder wichtige Funktionen in der Vorbeugung übernehmen könnten, von größter gesundheitswissenschaftlicher und gesundheitspolitischer Bedeutung sind.

Bislang fehlen zudem Untersuchungen, die die Perspektive der Betroffenen stärker in den Blick nehmen und ein genaueres Bild der alltäglichen Stigmatisierungserfahrungen zeichnen. Ein besseres und präziseres Verständnis davon, wie, wo und in welchem Maße adipöse Menschen stigmatisierende Einstellungen wahrnehmen, kann sicherlich zur weiteren Aufklärung der Stigmatisierungsprozesse beitragen und Impulse für Maßnahmen zu ihrer Reduktion freisetzen.

Literatur

- Aristoteles (2006): *Nikomachische Ethik*. Herausgegeben von Frank Dirlmeier. Stuttgart (Reclam).
- Arneson, Richard J. (2007): Shame, Stigma, and Disgust in the Decent Society. In: *Journal of Ethics*, 11, 1, 31-63.
- Bannon, Katie L., Dorian Hunter-Reel, G. Terence Wilson, Robert A. Kalin (2009): The Effects of Causal Beliefs and Binge Eating on the Stigmatization of Obesity. In: *International Journal of Eating Disorders*, 42, 2, 118-124.
- Barry, Colleen L., Victoria L. Brescoll, Kelly D. Brownell, Mark Schlesinger (2009): Obesity Metaphors: How Beliefs about the Causes of Obesity Affect Support for Public Policy. In: *Milbank Quarterly*, 87, 1, 7-47.
- Bell, Christopher G., Andrew J. Walley, Philippe Froguel (2005): The genetics of human obesity. In: *Nature Review Genetics*, 6, 3, 221-234.
- Boyce, Tammy (2007): The media and obesity. In: *Obesity Reviews*, 8, 1, 201-205.
- Crandall, Christian S., Amy Eshleman (2003): A justification-suppression model of the expression and experience of prejudice. In: *Psychological Bulletin* 129, 3, 414-446.
- Crandall, Christian S. (1994): Prejudice against fat people: ideology and self-interest. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 66, 5, 882-894.
- Dabrock, Peter (2006): Stigmatisierungskreuzungen zwischen Adipositas und genetischem Wissen. *Sozialpsychologische und -ethische Beob-*

- achtungen zu neuen Ambivalenzen und Herausforderungen im Vorfeld gelingender Prävention. In: Anja Hilbert, Winfried Rief (Hg.): Adipositasprävention. Eine interdisziplinäre Perspektive. Bern (Huber), 127-152.
- Dabrock, Peter, Jens Ried (2009): Befähigungsgerechtigkeit als theologisch-sozialethisches Leitkriterium für die Priorisierung knapper Ressourcen im Gesundheitswesen. In: Zeitschrift für medizinische Ethik, 55, 1, 29-44.
- Deutsche Adipositas-Gesellschaft (Hg.) (2007): Evidenzbasierte Leitlinie Prävention und Therapie der Adipositas. www.adipositas-gesellschaft.de/daten/Adipositas-Leitlinie-2007.pdf (letzter Zugriff: 30.04.2009).
- Geier Andrew B., Marlene B. Schwartz, Kelly D. Brownell (2003): »Before and After« diet advertisements escalate weight stigma. In: Eating and Weight Disorders, 8, 4, 282-288.
- Goffman, Erving (1968): Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity. Harmondsworth (Penguin).
- Harper, Brit, Marika Tiggemann (2008): The Effect of Thin Ideal Media Images on Women's Self-Objectification, Mood, and Body Image. In: Sex Roles, 58, 9/10, 649-657.
- Haslam, David W., W. Philip T. James (2005): Obesity. Lancet, 366, 9492, 1197-1209.
- Hebebrand, Johannes (2008): Adipositas: Eine komplexe, multifaktorielle Störung. In: Anja Hilbert, Peter Dabrock, Winfried Rief (Hg.): Adipositasprävention. Eine interdisziplinäre Perspektive. Bern (Huber), 15-27.
- Hebl, Michelle R., Enrica N. Ruggs, Sarah L. Singletary, Daniel J. Beal (2008): Perceptions of Obesity Across the Lifespan. In: Obesity, 16, 2, 46-52.
- Hilbert, Anja, Jens Ried (2009): Obesity in Print: An Analysis of Daily Newspapers. In: Obesity Facts, 2, 1, 46-51.
- Hilbert Anja, Winfried Rief, Elmar Brähler (2007): Problembewusstsein und Einstellungen zur Adipositasprävention: Eine repräsentative Surveyuntersuchung. Psychotherapie – Psychosomatik – Medizinische Psychologie, 57, 6, 242-247.
- Hilbert, Anja, Winfried Rief, Elmar Brähler (2008): Stigmatizing attitudes towards obesity in a representative population-based sample: Prevalence and psychosocial determinants. In: Obesity, 16, 7, 1529-1534.
- Hilbert, Anja, Jens Ried, Winfried Rief, Elmar Brähler (2008): Stigmatisierende Einstellungen zur Adipositas in der deutschen Bevölkerung. Ergebnisse einer repräsentativen Surveyuntersuchung. In: Adipositas, 2, 3, 142-147.
- Himes, Susan M., J. Kevin Thompson (2007): Fat Stigmatization in Television Shows and Movies: A Content Analysis. In: Obesity, 15, 3, 712-718.

- Hinshaw, Stephen P., Andrea Stier (2008): Stigma as related to mental disorders. In: *Annual Review of Clinical Psychology*, 4, 367-393.
- James, W. Philip T. (2007): The fundamental drivers of the obesity epidemic. In: *Obesity Reviews*, 9, 1, 6-13.
- Kim, Sei-Hill, L. Anne Willis (2007): Talking about obesity: news framing of who is responsible for causing and fixing the problem. In: *Journal of Health Communication*, 12, 4, 359-376.
- Kurth, Bärbel-Maria, Angelika Schaffrath-Rosario (2007): Die Verbreitung von Übergewicht und Adipositas bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des bundesweiten Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). In: *Bundesgesundheitsblatt*, 50, 5 und 6, 736-743.
- Kurzban Robert, Mark R. Leary (2001): Evolutionary Origins of Stigmatization: The Functions of Social Exclusion. In: *Psychological Bulletin*, 127, 2, 187-208.
- Latner, Janet D., Albert J. Stunkard (2003): Getting worse: The stigmatization of obese children. In: *Obesity Research*, 11, 3, 452-456.
- Latner, Janet D., Juliet K. Rosewall, Murray B. Simmonds MB (2007): Childhood obesity stigma: Association with television, videogame, and magazine exposure. In: *Body Image*, 4, 2, 147-155.
- Lebel, Sophie, Gerald M. Devins (2008): Stigma in cancer patients whose behaviour may have contributed to their disease. In: *Future Oncology*, 4, 5, 717-733.
- Libbey, Heather P., Mary T. Story, Dianne R. Neumark-Sztainer, Kerri N. Boutelle (2008): Teasing, Disordered Eating Behaviors, and Psychological Morbidities Among Overweight Adolescents. In: *Obesity*, 16, 2, 24-29.
- Link, Bruce G., Jo C. Phelan (2001): Conceptualizing Stigma. In: *Annual Review of Sociology*, 27, 363-385.
- MacLean, Lynne, Nancy Edwards, Michael Garrard, Nicki Sims-Jones, Kathryn Clinton, Lisa Ashley (2009): Obesity, stigma and public health planning. In: *Health Promotion International*, 24, 1, 88-93.
- Major, Brenda, Laurie T. O'Brien (2005): The Social Psychology of Stigma. *Annual Review of Psychology*, 56, 393-421.
- Max Rubner-Institut. Bundesforschungsinstitut für Ernährung und Lebensmittel (Hg.) (2008): Nationale Verzehrsstudie II. Ergebnisbericht Teil 1. Karlsruhe (Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz).
- Müller, Manfred J., Sandra Danielzik (2007): Childhood overweight: is there need for a new societal approach to the obesity epidemic? In: *Obesity Reviews*, 8, 1, 87-90.

- Muennig, Peter (2008): The body politic: the relationship between stigma and obesity-associated disease. In: *BMC Public Health* 8, 128.
- O’Rahilly, Stephen, Sadaf I. Farooqi (2008): Human obesity as a heritable disorder of the central control of energy balance. *International Journal of Obesity*, 32, 7, 55-61.
- Prospective Studies Collaboration (2009): Body-mass index and cause specific mortality in 900 000 adults: collaborative analyses of 57 prospective studies. In: *Lancet*, 373, 9669, 1083-1096.
- Puhl, Rebecca M., Kelly D. Brownell (2001): Bias, Discrimination, and Obesity. In: *Obesity Research*, 9, 12, 788-805.
- Puhl, Rebecca M., Chelsea A. Heuer (2009): The Stigma of Obesity: A Review and Update. In: *Obesity*, 17, 5, 941-964.
- Puhl, Rebecca M., Janet D. Latner (2007): Stigma, Obesity, and the Health of Nation’s Children. In: *Psychological Bulletin*, 133, 4, 557-580.
- Puhl, Rebecca M., Tatiana Andreyeva, Kelly D. Brownell (2008): Perceptions of weight discrimination: prevalence and comparison to race and gender discrimination in America. In: *International Journal of Obesity*, 32, 6, 992-1000.
- Puhl, Rebecca M., Corinne A. Moss-Racusin, Marlene B. Schwartz (2007): Internalization of Weight Bias: Implications for Binge Eating and Emotional Well-being. *Obesity*, 15, 1, 19-23.
- Ried, Jens (2006): Adipositasprävention im Spannungsfeld von Lebensstil, Kultur und Genetik – Ethische Überlegungen zu Übergewicht und Adipositas zwischen Verhängnis, Verantwortung und Vorbeugung. In: Anja Hilbert, Winfried Rief (Hg.): *Adipositasprävention. Eine interdisziplinäre Perspektive*. Bern (Huber), 99-125.
- Ried, Jens (2008): Adipositasprävention zwischen Veranlagung und Verantwortung. Eine sozioethische Problemskizze. In: *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, 133, 3, 92-95.
- Ried, Jens (in Revision): An Ethical Approach to Weight Stigmatization. The Concept of ›Cultural Power‹ and the Relevance of the Obesity Stigma for Prevention. In: *Obesity Facts*, 2.
- Ried, Jens, Peter Dabrock, Daniel Schneider, Wolfgang Voit, Winfried Rief, Anja Hilbert (i.E.): Verantwortung für die eigene Gesundheit. Eine interdisziplinäre Diskussion am Beispiel der Adipositas. *Gesundheitswesen*, 71.
- Rief, Winfried, Matthias Conradt, Jan-Michael Dierk, Elisabeth Rauh, Pia Schlumberger, Anke Hinney, Johannes Hebebrand (2007): Is Information on Genetic Determinants of Obesity Helpful or Harmful for Obese People? – A Randomized Clinical Trial. In: *Journal of General Internal Medicine*, 22, 11, 1553-1559.

Thiel, Ansgar, Manuela Alizadeh, Katrin Giel, Stephan Zipfel (2008): Stereotypisierung von adipösen Kindern und Jugendlichen durch ihre Altersgenossen. In: Psychotherapie – Psychosomatik – Medizinische Psychologie, 58, e16-e24.

World Health Organization (2000): Obesity. Preventing and Managing the Global Epidemic. Genf (WHO).

Identität und Körperlichkeit männlicher Jugendlicher

BENNO HAFENEGER

Die lange Adoleszenz- und Jugendphase ist durchdrungen von Körperlichkeit. Sie ist die Zeit der Körpersozialisation, des körperlichen Erwachsenwerdens und des Prozesses des doing maskulin gender auf »unsicherem« Gelände. Dabei werden Jungen, männliche Jugendliche und junge Erwachsene konfrontiert (und überfrachtet) mit »typischen« und vielfältigen – historisch tradierten und modernisierten – sozialen und kulturellen Körperbildern. Mit der Gestalt dieser Bilder und ihren möglichen Bedeutungen und Funktionen befasst sich dieser Beitrag im Sinne einer sondierenden Arbeit.

1. Jungen in der Krise – Krise der Jungen

Der Blick in die Literatur zeigt, dass die »Krise des Jungen« und »männlicher Jugendlichkeit« im doppelten Wortsinne seit mehreren Jahren eine populäre Figur und zu einem medialen Dauerthema geworden ist; danach scheint es eine »Krise der Jungen« bzw. eine »Jungenkatastrophe« zu geben. Die beschriebenen Symptome, Daten und Befunde bewegen sich als Krisendiagnose im Kanon von Phänomenen, Problemen und abweichenden Verhaltensweisen wie Devianz, schlechten Schulleistungen, Unaufmerksamkeit, Aggression und Gewalt, Spiel und Sucht oder auch Krankheitsbildern wie ADHS (vgl. Dammasch 2008). Weiter gehört zu den Hinweisen, dass Jungen stärker als Mädchen ihre Identität schon von klein auf auch im motorisch und körperlich agierten Spannungsfeld von Begrenzung und Grenzüberschreitung entwickeln. Ein Blick in empirische Befunde – so PISA und die weiteren Schulleistungstudien – zeigt, dass vor

allein die Jungen zum Thema und zur abgehängten, stigmatisierten und etikettierten »Problem- und Risikogruppe« geworden sind. Sie umfasst nach PISA etwa 20 Prozent der Schüler und Schülerinnen und betroffen sind vor allem Jungen und Jugendliche mit Migrationshintergrund und aus unteren sozialen Schichten. Weiter sind 62 Prozent der Schulabgänger ohne Abschluss männlich und bei den Verhaltensauffälligkeiten sind die Jungen stark überrepräsentiert. Das Medikament Ritalin wird zu 90 Prozent männlichen Schülern verschrieben. Jungen stehen im Schatten leistungsfähiger Mädchen und mit Blick auf die Bildungsbilanz »Geschlecht und Bildungserfolg« werden vor allem Jungen mit Migrationshintergrund als die heutigen »Bildungsverlierer« bezeichnet – was in den 1960er Jahren das »katholische Mädchen vom Land« war (vgl. Budde/Mammes 2009). Ob es sich bei den statistisch ausgewiesenen Phänomenen generell um eine »Krise der Jungen« oder aber um eine wachsende Zahl von krisenhaften Jungen-Biographien aus bestimmten demographisch wachsenden gesellschaftlichen Teilgruppen handelt (z.B. den Söhnen von Migranteneltern, den Söhnen alleinerziehender Mütter, den Söhnen »bildungsferner« Schichten, den Söhnen ostdeutscher Eltern), bleibt statistisch offen.

In der gesellschaftlichen Ursachendiskussion zur »Krise der Jungen« und von »männlichen Jugendlichen« gibt es unterschiedliche Angebote. In der kultursoziologischen Denktradition wird vor allem auf die sozialen und kulturellen Prägungen »von Kindheit an«, auf das tradierte und nicht mehr zeitgemäße – starke, dominante, arbeitende, ernährende, einzelkämpferische – Männer- und Väterbild hingewiesen; in psychologischer und pädagogischer Denktradition wird die »Männlichkeitslücke« in Familie, Kitas und Schule mit fehlenden Vorbildern und Lebensentwürfen betont. In entwicklungspsychologischer Perspektive wird aufgezeigt, wie eine immer weniger vom väterlichen Prinzip strukturierte Familie bei zunehmend realer Abwesenheit des Vaters vor allem die Identitätsentwicklung des Jungen labilisiert. Die Wandlungserfordernisse der Gesellschaft und das subjektiv erlebte permanente Risikogefühl erschüttern das persönliche Identitätsgefühl, lösen Beunruhigungsgefühle aus, die – so ein Angebot – bei emotional und kognitiv vielfältig gebildeten Individuen zu einer positiven Verunsicherung und einem Zugewinn an kreativen Lebensmöglichkeiten in einer »Patchworkidentität« im Sinne von Keupp (1997) führt. Bei psychisch verunsicherten und kognitiv weniger vielfältig gebildeten Menschen führt die psychosoziale Wandlungsdynamik – so ein weiteres Angebot – eher zu einem Festhalten am Bestehenden und zu einer Rigidisierung der inneren Verhaltens- und Denkmuster. Krisendiagnostisch kommen Teile der Jungen und männlichen Jugendlichen in die Opferperspektive, sie werden als überfordert in einer für sie »düsteren« Realität beschrieben und als Seismograph einer verunsicherten (männ-

lich dominierten) Gesellschaft sowie einem verunsicherten Geschlechterverhältnis mit Blick auf Familie, Kinder, Beruf und Karriere dargestellt. Weiter ist der Befund von Bedeutung, dass die Gesellschaft in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Erziehung einerseits männlich dominiert und von klaren Geschlechterhierarchien, hegemonialer Männlichkeit und traditionellen Männlichkeitsmodellen gekennzeichnet ist. Diese verlieren andererseits in der modernen dienstleistungsorientierten Gesellschaft in ihren extremen Ausprägungen aber ihren bevorzugten Status, weil der singuläre »lonesome cowboy« als dominierendes Männlichkeitsideal vieler Jahrzehnte seine stilbildende und sinnstiftende Vorbildfunktion einbüßt. Die Undurchschaubarkeit immer abstrakter werdender Zusammenhänge in der globalen Dienstleistungsgesellschaft verlangt nach kommunikativen Fähigkeiten und der Kompetenz, in sozialen und beruflichen Netzwerken produktiv arbeiten zu können (vgl. Böhnisch 2003, Dammasch 2008, Matzner/Tischner 2008, Hertling 2009).

2. Körperlichkeit und Sozialisation

In modernen Gesellschaften können über Markt, Medien und Sozialisation vor allem drei Felder identifiziert werden, die Körperlichkeit aufnehmen, Bilder anbieten und männliche Identität konturieren.

2.1 JUGEND – SCHÖNHEIT – MARKT

Schönheit hat Konjunktur und mit den Dimensionen Mode und Kosmetik gibt es einen differenzierten Markt von Schönheitshandeln und kulturellen Praxen, die auch männliche Jugendliche und junge Männer in den Blick nehmen (vgl. Geiger 2008, Posch 2009). Schönheit und Fitness werden als käufliches Gut angeboten und längst hat der Markt auch den jungen männlichen Körper affiziert; Distinktion und Mode, die Haut und Körperform sind zur Währung und der Körper ist zur Bioaktie mutiert. Die Botschaft ist: Das Äußere eines Menschen muss nicht mehr hingenommen werden, man kann es zurichten, formen und manipulieren. So ist die Hemmschwelle des »Etwas-an-sich-machen-lassens« in den vergangenen Jahren erkennbar gesunken, wie es der Markt der »Produkte«, der »Schönheitschirurgie« und des Stylings zeigen. Die Herstellung von »Schönheit« ist einerseits als Erfüllung von Körpernormen/-kulten zu verstehen; sie ist andererseits Arbeit an der eigenen Identität und »Selbstregierung« (Posch 2009).

Der Körper ist mit seiner Oberfläche und seinem Körperschmuck identitätsrelevant, denn er ermöglicht mit (Marken-)Kleidung, Kosmetik, Fri-

sur, Schmuck, Tattoos u.a. dem Besitzer »ein erweitertes Ich«, eine »ausgedehntere Sphäre«, die wir mit unserer Persönlichkeit füllen (Simmel 1992). Männlichkeit ist Teil der Modeindustrie und der Wandel drückt sich in der Kosmetik- und Bekleidungsindustrie und auch in der Schönheitschirurgie mit den zugehörigen (trägerischen) Glücksversprechen aus. Über ökonomische Denkfiguren wie Humankapital oder unternehmerisches Selbst gewinnen das Outfit, Styling und die Schönheitschirurgie eine biopolitische Dimension. Der Bürger wird – so das Angebot und neoliberale Credo – über seinen Körper »von selbst« regierbar. Dabei werden auch soziale Probleme als Probleme der Körpergestaltung mit dem Begriff der Selbstverantwortung kurzgeschlossen; was wiederum die Gesellschaft über das ästhetische Bewusstsein seiner Mitglieder regulierbar macht. Zu den Marktangeboten gehört auch die Ernährung, die den Körper beeinflusst (vgl. Stürzer/Cornelißen 2005); die Ernährungspraxis ab der Pubertät ist eines der zentralen Themen in den Medien über die Geschlecht(sidentität) aktiv hergestellt wird: So essen Jungen und Männer nicht nur in der Regel mehr als Frauen (und können verunsichert werden, wenn eine Frau mehr isst als sie), sie greifen auch zu anderen Speisen: (Diät-)Joghurt und Salat sind typisch weiblich, Fleisch ist typisch männlich.

2.2 SPORT, TECHNIK UND WETTBEWERB

Männliche Jugend ist ohne sportliche Konnotationen und zugehörige Metaphern kaum mehr denkbar. In der medialen Darstellung fungieren »männlich«, »sportlich« und »jugendlich« als austauschbare Attribute: Wer jung ist, zählt als leistungsfähig, schwungvoll, erfolgsorientiert, gesund; umgekehrt gilt sportlich zu sein als erstrebenswerte Eigenschaft, die zu männlich-jugendlichem An- und Aussehen verhilft. Es gibt wohl kaum einen Bereich der Gesellschaft, in dem die körperliche Leistungsfähigkeit und das (noch nicht erreichte) Alter so uneingeschränkt über die gesellschaftliche Anerkennung entscheidet wie im Sport, wobei solche Zuschreibungen weniger von Jugendlichen vorgenommen werden als ein Produkt der Erwachsenenwelt sind. Leitmotiv ist körperliche Attraktivität und Fitness, die in ihrer immer wieder neu inszenierten Medienpräsenz über den normativen Stellenwert solcher Leitbilder in der Gesellschaft Auskunft geben. Folgt man diesen Leitbildern, so stellen persönliche Anziehungskraft und körperliches In-Form-Sein entscheidende und unverzichtbare Bedingungen des individuellen Erfolgs in modernen Gesellschaften dar, und dieses Erfolgsversprechen scheint kaum an geographische oder kulturelle Grenzen gebunden.

Der subjektive Ausgangspunkt sieht zunächst so aus: Männliche Jugendliche wollen im aktiven Sporttreiben körperliche Fähigkeiten erst ein-

mal erfahren, kennen lernen und auf die Probe stellen. Dieses Ausprobieren der eigenen Person und ihrer Fähigkeiten fällt mit einer biographischen Phase zusammen, in der Jugendliche ihre sozialen Kontakte selbständig gestalten und sich eine eigene Beziehungswelt aufbauen. In diesen Prozess sind auch die sportlichen Aktivitäten eingebunden und Sport wird ganz überwiegend mit Freunden, Freund und Freundin betrieben. Dabei spielt der Verein eine große Rolle im Freizeitbudget und bei den Freizeitaktivitäten der männlichen Jugendlichen; fast ein Drittel der Jugendlichen ist vereinsmäßig organisiert mit deutlichem Übergewicht bei den jungen Männern. Auf der anderen Seite haben Sportarten, die allein betrieben werden können, wie z.B. Fitness oder Joggen, unter den Jugendlichen in den letzten Jahren erheblich an Bedeutung gewonnen. Hier spiegelt sich die Entwicklung in der sozialen Konturierung des Freizeitsektors. Ob Trimmen, Joggen, Skaten, Langlaufen, Aerobic, Snowboarden, Bodybuilding und Fitness – es geht um unmittelbares sinnliches Erleben, changierende Körper-, Bewegungs- und Selbsterfahrungen, freudvolles Genießen und vielfältige soziale Kontakte. Das Grundmodell dieser sportlichen Übungen ist strikt individualistisch und der narzisstische Charakter kaum zu übersehen. Die Bewegung steht im Dienste des Selbstwertgefühls, der meditativen Sinnsuche, der erlebnisbezogenen Steigerung der persönlichen Befindlichkeit; und der Körper steht im Dienste des individuellen Befindlichkeits-Managements und der jugendlichen Lebens-Sinnsuche.

Das technologische und militärische Ideal der Körperbeherrschung und das fortschrittsgläubige Ideal der Naturbeherrschung schlagen sich auch heute noch bei männlichen Jugendlichen dahingehend nieder, dass Sport und Technik in homosozialen Beziehungen zu den zentralen Aspekten der Männlichkeitskonstruktion gehören (vgl. Milhoffer 2000). Im Erwachsenenalter setzt sich dies so fort, dass Männer nicht nur insgesamt mehr Sport treiben (vgl. Raithel 2005), sondern dass es »Männer- und Frauensportarten« gibt, wobei erstere auf einen athletisch getrimmten, leistungsfähigen und starken Körper bzw. Körperkult abzielen. Ebenso wie Männer ihre Kontrolle über sich und die natürliche Umwelt mittels Sport, Technikkompetenz und beruflichen Erfolge positiv ausdrücken können, gibt es zahlreiche Bereiche, in denen Männer bzw. Gruppen sich negativ abgrenzen. Zu nennen ist z.B. der Bereich von männlicher Gewalt, von Macht über und Kontrolle der sozialen Umwelt – verknüpft mit einer spezifischen Form von Körperlichkeit.

Die Welt der Hooligans, der Hip-Hopper, der studentischen Verbindungen, der Turkish Power Boys haben bei allen Unterschieden eines gemeinsam: Es sind kompetitiv strukturierte soziale Orte, in denen sowohl grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen jungen Männern als auch Hierarchien von Männlichkeit hergestellt werden. Die Geschlechtslogik, nach

welcher der Wettbewerb funktioniert, ist jeweils die gleiche; die Spiele jedoch, mit denen der Wettbewerb ausgetragen wird, unterscheiden sich. In diesem Sinne sind z.B. die Subkulturen von Hooligans und von studentischen Verbindungen einander zugleich ähnlich und verschieden – beide sind als »typisch männliche« Kulturen identifizierbar, gehören aber doch grundverschiedenen Welten an. Allen beispielhaften Formen des Wettbewerbs – vom Wetttrinken über das Duell und den Wortgefechten der Hip-Hopper und der Turkish Power Boys bis zu den Schlägereien der Hooligans – liegt eine gemeinsame Strukturlogik zugrunde: Man erwirbt sich Anerkennung als junger Mann dadurch, dass man sich dem Wettbewerb mit Geschlechtsgenossen stellt, wenn nötig bis zum »bitteren Ende«. Selbst die Beschädigungen des eigenen Körpers, die unter Umständen zustande kommen, können als Zeichen sozialer Anerkennung fungieren. »Der Kick und die Ehre« (Findeisen/Kersten 1999) gehören untrennbar zusammen und im Durchhalten reift der Adoleszente zum Mann. Darin ähneln die Wettbewerbsspiele unter Peers in der modernen Gesellschaft den Initiationsritualen, mit denen in Stammeskulturen der Eintritt in die Welt der erwachsenen Männer erfolgt. Auch diese Rituale sind überwiegend wettbewerbsförmig organisiert und sie umfassen regelmäßig körperrisikante und oftmals sehr schmerzhafteste Praktiken.

Körperliches Risikohandeln, das zumeist die Gestalt eines Wettbewerbs hat, ist Teil der normalen Entwicklung junger Männer, es ist eine entwicklungsphasentypische Form der ernstesten Spiele des Wettbewerbs, mit der dessen Spielregeln angeeignet werden. Dabei lässt sich Risikohandeln im Sinne von Bourdieu (1993) als »Strukturübung« verstehen. Er unterscheidet drei Formen der Sozialisation: erstens ein »Lernen durch schlichte Gewöhnung«, zweitens die explizite »Unterweisung«, drittens und zusätzlich zu diesen Formen die »praktische Meisterschaft«.

2.3 PRAKTIKEN – GEFÄHRDUNG UND DISTINKTION

Männlichkeit erfährt ihre kulturelle Gestalt nicht allein in Relation zu Weiblichkeit, sondern auch in den sozialen Beziehungen der Männer untereinander. Bourdieu (1997) zufolge ist das Handeln der Männer in beiden Relationen, in der heterosozialen wie in der homosozialen, von einer Disposition bestimmt, die er, einen psychoanalytischen Terminus aufgreifend, als die »libido dominandi« des Mannes bezeichnet. Damit meint er das Bestreben, »die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen« (Bourdieu 1997, 203). Der Konstruktion von Männlichkeit liegt mithin eine doppelte Distinktionslogik zugrunde, eine Logik der Unterscheidung, die Dominanzverhältnisse sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern

impliziert. Männerbündische Gemeinschaften und Männerrunden sind vielfach mit Ritualen, Verbrüderungsszenen und körperlichen Gesten verbunden, in denen Frauen sexualisiert und diskriminiert werden. Der Wettbewerb ist ein zentrales Mittel männlicher Sozialisation und so paradox das erscheinen mag, der Wettbewerb trennt Männer nicht (oder nicht nur) voneinander, sondern er ist zugleich ein Mittel männlicher Vergemeinschaftung. Wie das zusammengeht, Wettbewerb und Vergemeinschaftung oder »Wettbewerb und Solidarität«, kommt u.a. in der Beschreibung der von Verbindungsstudenten praktizierten Trinkrituale zum Ausdruck, die Elias (1989) in seinen »Studien über die Deutschen« liefert: »Man trank mit- und gegeneinander um die Wette.« Elias beschreibt die Welt der studentischen Verbindungen als ein kompetitives Leben mit hohem Konkurrenzdruck, dem es dennoch nicht an Kameradschaft und wechselseitiger Zuneigung fehlt. Eine derartige Simultaneität von Gegen- und Miteinander ist kennzeichnend für zahlreiche Männlichkeitsrituale und männerbündische Traditionen (vgl. Bruns 2008).

Von zentraler Bedeutung für die Einübung der genannten doppelten Distinktionslogik, der Abgrenzung gegenüber Frauen wie gegenüber anderen Männern, ist die Peergroup der gleichaltrigen männlichen Jugendlichen, die Clique und der Freundeskreis. Die Peergroup ist lebensgeschichtlich gewöhnlich der erste homosozial geprägte soziale Raum außerhalb der Familie, den sich heranwachsende Jugendliche erschließen. Hier wird die Strukturlogik des männlichen Habitus gleichsam spielerisch angeeignet. Zu dieser Aneignung gehört eine Abgrenzung gegenüber Frauen sowie (zumindest phasenweise) gegenüber allem, was weiblich konnotiert ist; und diese Abgrenzung äußert sich in dieser Lebensphase nicht selten in Gestalt einer Abwertung des Weiblichen.

Ein wettbewerbsförmig strukturiertes Risikohandeln ist nach übereinstimmenden Befunden zahlreicher Studien bei männlichen Adoleszenten in weitaus höherem Maße zu beobachten als bei weiblichen Jugendlichen und jungen Frauen. Es ist ein Handeln, bei dem mehr oder minder spielerisch, aber auch mit durchaus ernststen Folgen, die Unversehrtheit des eigenen Körpers wie auch der Körper von anderen aufs Spiel gesetzt wird. Beispiele sind das von den Beteiligten selbst so bezeichnete »Spaßprügeln«, wie man es auf Schulhöfen beobachten kann, sowie andere Formen von »geselliger Gewalt« bei jugendkulturellen Szenen. So sind in den vielfältigen männlichen Identitätskonstruktionen auch gesamt-kulturell (eher) negativ bewertete Körperpraktiken zu beobachten, die riskant und potenziell schädigend sind und sich gerade bei jungen Männern finden. Zu nennen sind u.a. die Vernachlässigung des eigenen Körpers und Gefährdung der eigenen Gesundheit (vgl. Messner 2005) auch in Kombination mit ausgedehntem Substanzgebrauch (vgl. Stürzer/Cornelißen 2005); riskante,

ungeschützte Sexualpraktiken; Körperinszenierungen durch Rituale der Verstümmelung (»Ritzen«) und des Körperschmucks (Piercing, Tätowierungen) oder auch das provokative Einbringen des verletzbaren Körpers in einer potenziell gewaltbelasteten Situation (vgl. Breyvogel 2005). Solche Praktiken sind mangels anderer Ressourcen auf illegitime Mittel zurückgeworfen, z.B. in Form von Gewalt bzw. hypermännlichen Inszenierungen. Hier thematisieren Möller/Schumacher (2003) z.B. die öffentliche und sichtbare Körperlichkeit von Skinheads als Mittel für eine spezifische Form der Inszenierung von politisch-sozialen Haltungen sowie als Auflehn gegen Körpernormen bzw. akzeptierte Umgangsformen mit dem eigenen Körper. Nach ihnen richten sich Skins u.a. gegen die »Verbravung« der Männlichkeit, sie betreiben einmal Vereindeutigung statt Optionen- ausweitung (als plurale alternative Männlichkeit), dann Ver- statt Entkörperlichung und weisen mit ihrem Wunsch nach Kohäsion und durch ihre »antikapitalistisch-proletarischen, körperbezogenen Mystifizierungen« darauf hin, dass die Fortschrittsgewinne mit Verdrängungskosten verbunden sind.

2.4 HEGEMONIALE UND MARGINALISIERTE MÄNNLICHKEITEN

Zu verschiedenen Zeiten hatten unterschiedliche Gruppen die soziale Macht, ihre Männlichkeitsvorstellungen als hegemonial zu definieren und im institutionellen und politischen Rahmen festzuschreiben. Die hegemoniale Gruppe war in Europa bis zur Aufklärung der Adel und bis zum Zweiten Weltkrieg dominierte in Deutschland das Militär, dessen Ideale wie Disziplin und Naturbeherrschung in die Fabriken hineingetragen wurden und sich im Ideal des bürgerlichen Fabrikanten oder Ingenieurs versinnbildlichten. Körperbeherrschung und Kontrolle der sozialen Umwelt überlagern sich und finden sich in unterschiedlichen Bereichen. Die Kontrolle und damit die Ausübung von Macht erfolgt(e) sowohl gegenüber den weiblichen, wie auch den männlichen Körpern. Bei letzteren ist es die Kontrolle und Disziplinierung des gelehrigen männlichen Körpers durch Tätigkeiten, die zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten vorgeschrieben wurden. Dies umfasst(e) den »soldatischen« Körper im Militär, den »verwahrlosten« Körper im Gefängnis und für die industrielle Arbeit in den Fabriken den »kasernierten« Körper von männlichen Arbeitern.

Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg können für Westdeutschland vor allem Führungskräfte und Ingenieure als hegemoniale Männlichkeitsangebote gelten (vgl. Baur/Luedtke 2007). Dominante Männlichkeit, Geschlechterunterschiede und die Diskriminierung des weiblichen Geschlechts zeigen sich – bei aller rhetorischen Modernisierung – vor allem in der Wirtschaft, bei den Einkommen, in der Politik und den emotiona-

len Beziehungen. Männliche Identität und die männlich dominierte Gesellschaft sind durch zwei Überlegenheitsmerkmale konstruiert: durch die Hierarchisierung innerhalb der Männergruppe und die Abgrenzung gegenüber bzw. der Abwertung von Frauen. Die männliche Gruppenidentität, die Strukturen und Mechanismen ständiger Stabilisierung sowie der Kontrollbedarf (und die Kontrollphantasien) – und die gleichzeitig bestehenden Ängste und Unsicherheiten vor Kontrollverlust – gehen auf Kosten abgewerteter Frauen und sind nach Connell (2006) die »patriarchale Dividende«. Diese Erfahrungen machen kleine Jungen »von Anfang an« in ihrer (ambivalenten) Ausprägung von Männlichkeit.

Neben einer hegemonialen Männlichkeit gab und gibt es immer auch vier marginalisierte Männlichkeiten; das sind:

1. Junge Männer: Sie stehen unter dem besonderen Druck, ihre Männlichkeit und ihr Mannsein in Abgrenzung zur erwachsenen Männlichkeit ihrer Väter erst entwickeln zu müssen (vgl. Meuser 2004).
2. Untere Schichten: Seit dem Mittelalter lässt sich beobachten, dass männliche Hegemonialität eng mit dem sozialen Stand bzw. der sozialen Schicht verbunden war und diese wiederum weitgehend von sozialer Herkunft abhängen. Der Mann aus den unteren sozialen Schichten galt als wenig »attraktiv«, »abgehängt« und potentiell »verwahrlost« und »bedrohlich«.
3. Ethnische Minderheit: Der »fremde Mann« galt schon immer als verdächtig; er war und ist Gegenstand der Zuschreibung von stereotyp negativen Eigenschaften sowie auch Opfer von Verfolgung und Vertreibung.
4. Abweichende Sexualität: Connell (2006) identifiziert »Zwangsheterosexualität« als ein zentrales Merkmal moderner Männlichkeiten und abweichende Sexualitäten gelten als bedrohlich.

Exkurs: Blick in die Geschichte

Seit Mitte des 19. und dann vor allem seit Beginn des 20. Jahrhunderts konturieren sich mit der Entstehung der Jugendphase und den Diskursen über Jugend idealtypisch zwei unterschiedliche männliche Jugendbilder. Mit der bürgerlichen Jugendbewegung entsteht seit etwa 1900 in Teilen der jungen Generation ein Interesse an Natur und Wandern, Gruppen- und Welterleben sowie das Entdecken der Fremde durch Fahrten und Erfahren, Jugendaustausch und Völkerverständigung. Jugendbewegtes Aufbruchstreben und »Jugend« wird zu einer bunt schillernden Chiffre und zum Mythos für Zukunft und Moderne, eine neue Zeit und Fortschritt; sie wird auch politisch-weltanschaulich – als »Kampf um die Jugend« unter dem Motto »Mit uns zieht die neue Zeit« – gesellschaftlich und politisch umworben und beschworen, propagandistisch aufgeladen. So waren auch

die bürgerliche (männliche) Jugendbewegung des Kaiserreiches und dann in der Weimarer Republik und der mit ihr sich entwickelnde Jugendmythos Teil des popularisierten Männerbunddiskurses und -mythos, der den männlichen gleichaltrigen Jugendlichen neue emotionale Erlebnis- und Gemeinschaftsformen ermöglichen sollte. Diese blieben bei allem antibürgerlichen und zivilisationskritischen Pathos sowie vielfältigen Ambivalenzen an das Ideal der kämpferischen, heroischen und nationalistischen Männlichkeit – jetzt im Konnotationsfeld »natürlich, echt, neu und deutsch« begründet – gebunden. Die Analogiebildung zwischen Jugendlichkeit und Männlichkeit wurde von Anfang an von führenden Akteuren des Wandervogels mit »einer stärkeren Vermännlichung der deutschen Jugend bekräftigt« und mit der Forderung verbunden, zur »Mannhaftigkeit« zu erziehen (vgl. Bruns 2008, 205).

Das negative Jugendbild ist – als »Gefahr und Gefährdung« – zunächst zur selben Zeit in der öffentlichen Debatte an die Figur des »Halbstarcken«, des proletarischen, »verwahrlosten« männlichen Jugendlichen in den Großstädten gebunden. Seine problematischen und abweichenden – bis hin zu gewaltförmigen und kriminellen – Verhaltensweisen stehen im Mittelpunkt zahlreicher Diskurse; die es – so die gesellschaftliche Diskussion – »mit Härte« und Strafe (und auch mit Erziehung) zu kontrollieren und zu korrigieren gilt, um Gefahr von der Gesellschaft und weitere »Gefährdungen« der Jugendlichen abzuwenden. Beide Jugendbilder sind zeitbezogen immer auch mit Interessen der Erwachsenengesellschaft »an« Jugend verbunden; sie durchziehen – und das gilt vor allem für das negative Jugendbild – als gesellschaftliche Dauerkonferenz »über« Jugend das 20. Jahrhundert und gelten mit unterschiedlichen Varianten und Phänomenen bis heute (vgl. Dudek 1990, Hafeneeger 1998, Stambolis 2003, Reulecke/Stampolis 2009).

Traditionelle und tradierte Jungen-/Männerbilder, verstanden als Arbeitsmann bzw. Erwerbsarbeiter oder als heroisches männliches Subjekt, waren letztlich Produkte der industriegesellschaftlichen Epoche und unhinterfragte Selbstverständlichkeiten; sie waren zentrales Kriterium für gesellschaftliche Integration und den Erwerb sozialer Identität. Zur »hegemonialen Männlichkeit« gehörte neben der Kontrolle über sich und andere ein zweites zentrales Element von Männlichkeit: der Wettbewerb bzw. Kampf. Das traditionelle Männerbild dominierte in fast allen europäischen Ländern auch bei den Jugendlichen und ist durch ein instrumentelles Verhältnis (Arbeit, Militär, Sexualität) der jungen Männer zu ihrem Körper geprägt. Für den jungen Mann galt traditionell als charakteristisch, Belastungen des Körpers und der Psyche heroisch zu ertragen; weint ein Junge und gibt Schmerz zu, dann riskiert er seinen Platz in der männlichen Hierarchie.

Die historischen Körperangebote des Industriezeitalters folgen vor allem zwei kulturellen Mustern: dem mehr harten, starken, kämpferischen und militärischen Bild; dann dem sich in Teilen der Jugend ausprägenden Bild des mehr ästhetischen, sinnlichen, wandernden und kulturell aktiven Jungen und männlichen Jugendlichen.

3. Jungenbilder – männliche Jugendliche

Die gesellschaftlich identifizierbaren Bilder über Jungen und männliche Jugendliche sind immer auch Bilder über deren Körper. Sie sind sozial konstruiert, kulturell überformt und werden in einem verwobenen Prozess gesellschaftlich vermittelt; sie werden von den jeweiligen Jungen- und Jugendgenerationen übernommen und tradiert, modifiziert oder auch abgelehnt und neue werden hergestellt. Das gilt für alle Formen und Mischungen der »alten« und »neuen« Jungenbilder, für deren Stereotype und Diskurse (vgl. Hafenecker 2005). Zu Beginn des 21. Jahrhunderts können in phänomenologischer Perspektive einige Jungenbilder (idealtypisch) unterschieden werden. Sie zeigen ein vielschichtiges »Landschaftsbild« und resultieren aus einem ersten Durchgang durch die Vielfalt von publizierten Beobachtungen und Diskursen über Jungen, männliche Jugendliche und doing-gender Prozesse. Die Bilder wurden im Rahmen einer größer angelegten Studie gewonnen; sie basieren auf einer ersten sekundär-analytischen Auswertung zahlreicher Publikationen der letzten Jahre und werden als begründete (material fundierte) Fokussierungen angeboten.

3.1 DER STARKE, HARTE, KÄMPFERISCHE JUGENDLICHE

In der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, der Industriekultur mit ihrer »Stahl- und Eisenzeit«, dominierten unterschiedliche Bilder des »harten« kämpferischen und durchsetzungsfähigen Jungen. Es sind die wohlbekanntesten »kleinen Helden«, die »keinen Schmerz kennen und nicht weinen«, keine Probleme haben und mit allem zurechtkommen. Hier spielt der Status und die Zurichtung des Körpers eine herausragende Rolle; Grundlage ist das uralte traditionelle Denken von Dominanz in der Dichotomie des »stärkeren« und »schwächeren« Geschlechts sowie das Männerbild vom »Erwerbs- und Macht-Mann«, das »Ernährer, Beschützer und Familienoberhaupt« verknüpft. Das gilt in einem autoritären Sozialisationsklima und in antiliberalen Mentalitätsstrukturen mit unterschiedlichen »Härtegraden« für den militarisierten, autoritären wilhelminischen Staat, auch für große Teile der Weimarer Republik und dann vor allem dem NS-Staat, der dieses – mit Brutalität, Rücksichtslosigkeit und Gewalt

verbundene – Bild aufgenommen und bis hin zum todesbereiten Jungen, zum »Sterben für Führer, Volk und Vaterland« radikalisiert hat. Die körperliche und mentale Zurichtung erfolgt(e) durch die Gesellschaft u.a. in Familie, Schule, Arbeit, Militär, außerschulischer Jungenerziehung und ist vor allem mit der Absage an den »weichen, verweichlichten« Jungen verbunden.

Das modernere Bild setzt auf eine Existenz, die den unerschrockenen, respekt einflößenden, starken, heterosexuellen, sicheren und selbstbewussten Jungen kreiert, der an der eigenen Leistung, an Durchsetzung, Konkurrenz und Erfolg orientiert ist. Hier wird das Leben als »Kampf« um die besseren Plätze verstanden, bei dem es wiederum das Bild von Sieg und Niederlage, von Gewinner und Verlierer gibt. Zugehörige Metaphern sind u.a.: »Arbeiten bis zum Umfallen«, »Rasen auf dem Asphalt« und nach dem Motto leben, »koste es, was es wolle«.

3.2 DER ABWEICHENDE, GEFÄHRLICHE UND GEFÄHRDETE JUGENDLICHE

Mit jeweils zeitbezogenen Erkenntnissen und Debatten über die Jugend bzw. Jugendphase, über Devianz und Kriminalität, Protest und Radikalisierung wurde und wird ein Jungen-(und Körper-)bild – vor allem über die bildungsfernen sozialen Schichten – in der Denktradition des »wilden Jungen« gemalt, den es zu »zähmen« gilt. Das Bild beinhaltet zweierlei: Der Junge ist potentiell auffällig und schwierig, er ist sowohl in seiner Entwicklung, seinem Erwachsenwerden wegen seiner »Unreife« gefährdet als auch für die Gesellschaft (die einer Krisenwahrnehmung unterliegt) gefährlich. Hier haben wir es weniger mit einer positiven Entwicklungszeit als vielmehr mit einer Risiko-, Defizit- und Erziehungsperspektive sowie einem unterstellten Entwicklungspotenzial zu tun, dem ein mehr negatives, pessimistisches Jungenbild zugrunde liegt. Verbunden ist dieses Bild einer männlichen Jugend, »vor der man Angst haben muss«, auch mit einem wiederholt geführten (politischen) Abweichungs- und Verwehrlozungsdiskurs (hier konnotiert mit Rebellion, Protest, Provokation).

3.3 DER ZUKUNFTSOFFENE, VITALE, SELBSTBESTIMMTE JUGENDLICHE

Mit der ersten bürgerlichen Jugendbewegung des 20. Jahrhunderts, dem »Wandervogel«, beginnt eine Tradition, in der männliche Jugendliche in der Freizeit ihre eigene, selbstbestimmte und vitale Kultur leben wollen. Solche gegenkulturellen, alternativen Aufbrüche und proklamierten Erneuerungen – vielfach begleitet und in Obhut von zugeneigten Erwach-

senen und der idealisierenden Aufwertung der Jugendphase – sind verbunden mit einem positiven, optimistischen Jungenbild und kulminieren in der avantgardistischen Reform- (oder auch Revolutions-)metapher: »Mit uns zieht die neue Zeit.« Hier werden Jungen auch zur vielschichtigen, von Interessen aus Teilen der Erwachsenengesellschaft geleiteten, Projektionsfläche einer besseren »neuen« Zukunft – erwartet werden innovative Impulse zur Überwindung von (kulturellen) Krisen. Dieser Hoffnungsblick auf die »vitale Jugendphase« ist – mit den unterstellten kulturpubertären und innovativen Impulsen – wiederholt politisch auch radikalisiert und instrumentalisiert worden. Er ist mit Erneuerungs- und Befreiungshoffnungen für eine »neue Zeit« und Überwindung von Krisen verbunden worden: »der Jugend gehört die Zukunft«, »wer die Jugend besitzt, dem gehört die Zukunft«.

3.4 DER ANGEPASSTE, NORMALE, NÜCHTERNE JUGENDLICHE

In Erwartung ihrer ungestörten Reproduktion hat die Gesellschaft ein Interesse am Status quo und in der Generationenfolge an ihrer kontrollierten, ruhigen und kontinuierlichen Weiterentwicklung bzw. einem begrenzten Pluralismus. Die notwendigen Entwicklungsaufgaben und -herausforderungen (Übergänge) der langen männlichen Jugendphase sollen möglichst nicht eruptiv und gefährdend gelöst werden. Für die Realisierung dieses Bildes sind die gesellschaftlichen (vor allem pädagogischen) Institutionen und Professionen zuständig. Dieser Junge lernt und arbeitet, er ist konformistisch, er fällt nicht auf, ist »normal«, »lieb« und »natürlich«; und er ist aktiv in den gesellschaftlichen Institutionen wie Sport und sonstigen Vereinen und Verbänden eingebunden. Allenfalls in spezifischen Freizeit- und Kulturarrangements ist es dem männlichen Jugendlichen – »so viel Freiheit muss sein« – erlaubt (eingebettet in ein »natürliches« Alltagsverständnis von Jungesein) über die Stränge zu schlagen, sich zu testen und – auch sexuell – auszuprobieren. Dies gilt z.B. bei Gelegenheiten wie Kirmes, Karneval, Festen und Feiern und ist vielfach gebunden an Rauschrituale und Mutproben.

3.5 DER GESUNDE, SCHÖNE, FITTE JUGENDLICHE

Gebunden an die Markt- und Verkaufswerte sowie Konsumkultur wird ein männliches Jugendbild inszeniert, das auf Körperlichkeit, Erotik, Gesundheit und Attraktivität setzt. Dieser kulturindustriell, medien- und marktinduzierte Kult kreiert und verspricht einen Mythos der technischen Macht und Herstellbarkeit sowie den des produktgebundenen erfolgreichen Jugendlichen und späteren Mannes, der sich Lebensweisen und Konsum-

gewohnheiten – Stil, Aussehen, Sport, Gesundheit, Mode – unterwirft, die wiederum sexuelle, sportliche, soziale Anerkennung und Karriere versprechen. Vor allem die Medien (Filme, Fernsehen, Musik) demonstrieren und generieren maskuline Bilder. Diese akzentuieren die Körperlichkeit bzw. einen spezifischen körperlichen Habitus mit einer modellierten, inszenierten und »geschmückten« Oberfläche. Das Angebot, sich als Waren auf dem Markt möglichst gut zu verkaufen, zu inszenieren und Aufmerksamkeit zu erlangen, verlangt nach einer Bühne, nach Echo und Spiegelung; es ist gleichsam ein narzisstisches Spiel um das eigene Bild. Nach diesem Bild ist der männliche Jugendliche unterscheidbar und unverwechselbar, körperlich aktiv und (in seiner erotischen Ausstrahlung) attraktiv; er weiß sich zu verkaufen, genießt, demonstriert Wohlbefinden und ist zugleich zielstrebig.

3.6 DER »KOSMETISCHE« JUGENDLICHE

Markt, Medien und Kosmetikindustrie bieten – wie gerade skizziert – unterschiedliche Formen und Moden körperlicher Ästhetisierungen für Jungen und junge Männer an. Dazu gehört als spezifische Variante das Bild des postmodernen Konsumkörpers, der sich (erotisch) verkaufen lässt und mit der Inszenierung ein persönliches Kunstwerk verbindet; er ist designt, sauber, schlank, haarlos, rasiert und glatt. So kam eine Umfrage an der Universität Leipzig im Jahr 2008 (vgl. FAZ vom 21.12.2008) zu dem Ergebnis, dass 79 Prozent der jungen männlichen Studenten sich regelmäßig mindestens eine Körperregion enthaaren, bevorzugt die Achselhöhlen, den Genitalbereich und die Brust. (So kam u.a. vor einigen Jahren der Körperregionen übergreifend einsetzbare Rasierapparat »Bodygroom« auf den Markt). Bolz spricht bei einem solchen Körper von einer »Kosmetik der Existenz« und Sloterdijk von einer Inszenierung und Vermarktung, die versucht den Imperativen des »athletischen, neo-liberalen, modell-schönen« Körpers zu folgen und dauerpräsenste Medienfiguren nachzuahmen. Eine solche Ästhetisierung und Erotisierung des marktvermittelten – artifizialen und hybriden – konsumzentrierten Körpers wird u.a. über Sport, Fitness, Bodybuilding, Kosmetik, Ess- und Trinkgewohnheiten hergestellt; in der Hoffnung, dass er sich im Körperwettbewerb »verkaufen« lässt und »auszahlt«.

3.7 DER INDIVIDUALISIERTE JUGENDLICHE

Neoliberale Entwicklungen und Ideologien schlagen auch auf die innere Realität der Subjekte durch und finden ihren Niederschlag bei den männlichen Jugendlichen und ihrer Subjektausstattung, die jetzt individuell, kon-

kurrent, selbstsorgend – das ist eine Seite der Individualisierung – ihren Weg gehen, besser sein wollen/müssen, um aus ihrem Leben »etwas« zu machen. Ihre Zukunft wird individualisiert und als Herausforderung an die junge Generation selbst weitergegeben; im Wettbewerb des schulischen und beruflichen Leistungs- und Anerkennungskampfes geht es um die besseren Plätze in der Gesellschaft. Nach diesem Bild ist der männliche Jugendliche instrumentell-kalkulierend, mutig, stark, selbstbewusst und durchsetzungsfähig, aber vor allem ist er mobil und flexibel für seinen zukünftigen materiellen Erfolg und seine beruflich-soziale Platzierung.

3.8 DER COOLE, SOUVERÄNE, WITZIGE JUGENDLICHE

Zu den aktuellen Bildern zählt auch der männliche Jugendliche, der alles kontrolliert und im Griff hat, der mit sich, seinem Körper und seiner Umwelt cool und lässig, souverän und witzig, auch ironisierend umzugehen weiß. Er zeigt keine Schwächen und Unsicherheiten, kennt sich aus, hat auf alles eine Antwort, versagt nicht und weiß seine Verhaltensweisen und Handlungen zu rechtfertigen. Verbunden mit einem zeitbezogenen »spielerisch-männlichen Gehabe« demonstriert er in seiner Freizeit und in seinen Gesellungsformen ein selbstbewusstes und selbstbestimmtes Verhalten, zu dem vielfach eine an Jugendkultur gebundene, selbst orientierte Sprache und Körperlichkeit sowie Genuss und Erfolg zählen.

3.9 DER ENGAGIERTE, GEBILDETE UND GUTE JUGENDLICHE

Dieses Bild akzentuiert in der empirischen Vielfalt von männlicher Jugendlichkeit in der Gesellschaft angesehene und anerkannte Merkmale, wie sie auch in den großen Jugendstudien wie z.B. in der 14. Shell-Jugendstudie (2002) einem Teil der jungen Generation – aus den Mittelschichten – zugewiesen werden. Mit einer Mischung aus Bildung, Leistungsbereitschaft und Engagement (»caring«) ist das Bild eher dem Teil der männlichen Jugend zugeordnet, die zukünftig zu den Trägern in Bildung, Sozialer Arbeit, Kultur und von Reflexion gehören. Er ist sensibel, verständnisvoll und kommunikativ, kann argumentieren, zuhören, engagiert sich innerhalb der Gesellschaft und vertraut bei aller Skepsis auf die Zukunft. Er ist nicht mehr ausschließlich berufsorientiert wie »traditionelle« Jugendliche, sondern weiß um die Balance zwischen verschiedenen Anforderungen, sieht die Bedeutung von Fürsorglichkeit, der Übernahme von sozialer, auch häuslicher Verantwortung.

3.10 DER ABGEHÄNGTE, VERNACHLÄSSIGTE, DISKRIMINIERTE JUGENDLICHE

Mit Blick in die Schul- und Bildungserfolge haben seit einigen Jahren die Mädchen die Jungen überholt, sie haben die besseren Noten und Abschlüsse. Vor diesem Hintergrund wird ein Jugendbild angeboten, das sie als abgehängt, benachteiligt, als »neue« Verlierer des Bildungssystems und somit in einer prekären Lage sieht – und propagiert wird ihre besondere Beachtung und Förderung. Damit wird ein mit den Schulleistungsstudien empirisch gestütztes Verlierer- und Opferbild der »Risikogruppe« aus den unteren sozialen Schichten gezeigt, nach dem die Jungen und männlichen Jugendlichen – gerade auch in pädagogischen Einrichtungen und Generationenverhältnissen – an den Rand gedrängt, unterlegen und benachteiligt, die Mädchen dagegen überlegen sind und bevorzugt werden. Diese Gruppe wird um ihre berufliche Zukunft und soziale Integration gebracht, sie gehören zu den Verlierern und sind vielfach ohne beruflich-soziale Zukunftsperspektive.

3.11 DER NEUE, REFLEXIVE, GEBASTELTE JUGENDLICHE

Einige männliche Jugendbilder entwickelten sich in der ersten Moderne und sind ihr zuzuordnen, in ihr dominierten sie. In der zweiten und reflexiven Moderne gibt es sie weiterhin, aber durch Pluralisierungseffekte und Patchwork-Biographien entstehen auch andere, neue, modernisierte Bilder über Jungen und männliche Jugendliche. Die alten halten sich weiterhin hartnäckig, sie bekommen aber Konkurrenz und bleiben nicht mehr unhinterfragt. Männlich und jugendlich sein kann infolge von gesellschaftlich-kulturellem Strukturwandel und reflexiver Modernisierung mit Informalisierungsschüben in offenen und pluralistischen Milieus ausprobiert, gewechselt und synthetisiert werden. Es ist als »reflexive Arbeit« mit Rückbezug und »Selbstschau« den männlichen Jugendlichen und ihrer Gesellungsformen selbst überlassen, welches – jetzt auch – selbstbezügliche und introspektive Bild bzw. welche Kombinationen sie basteln, (vorübergehend) favorisieren und leben wollen. Dazu gehört auch eine gesprächsbereite, reflexive Form der Selbstvergewisserung im Spiegel der Anderen, das Zulassen von Fremdheit und eine Mischung von »mal stark, mutig« und »mal traurig, unterlegen«, »mal aktiv« und »mal passiv«, auch mal »ängstlich und schwach« zu sein oder spielerisch und vorübergehend Elemente und Kombinationen auszuprobieren. Bezogen auf das Körperbild wird hier – beim dezentrierten Subjekt – die unauflösbare Spannung zwischen authentischem, wirklichem, deformiertem Körper einerseits

und künstlichem, fiktionalem, perfektem Körper andererseits besonders deutlich.

3.12 DER »GENUSSORIENTIERTE« JUGENDLICHE

In dieser Denktradition finden sich jugendkulturelle Strömungen und »Typen«, die einen hedonistischen Lebensstil ausdrücken und favorisieren, die Elemente des Genusses und der Selbstverwirklichung im Hier und Jetzt in den Mittelpunkt stellen. Die Genussorientierung beinhaltet Absetzungen von Männlichkeitsbildern, die Maskulinität über Chiffren wie mönchische Entsagung, Unterordnung, stille Fürsorge, aber auch Besitz, materielles Prestige, beruflichen Erfolg, institutionelle Mitgliedschaft oder intellektuelle Besonderheit ausweisen. Statt solcher eher körperloser bzw. -abgewandter Identitätsbezüge stehen intensive Körpererfahrungen und die stete Suche nach ihr im Mittelpunkt.

Ein Blick auf die Inszenierungsmedien von hedonistisch angelegter Männlichkeit ist durchaus vielschichtig und gibt z.B. auch die Sicht auf die Inhalte und Bezugspunkte skinheadtypischer Genusssuche frei (vgl. Möller/Schumacher 2003): Neben Trinkgelagen und Saufritualen sind dies körperbezogene Symbole, die sich bei ihnen am auffälligsten an der Kleidung und dem präsentierten Körperbild festmachen, dabei am markantesten an der Frisur bzw. ihrem Fehlen, aber auch an Aufnähern und Abzeichen. Bei den Skins drücken diese Momente aus, dass »Spaß« nicht im Rahmen der angebotenen Konsumkultur und nicht in Exaltiertheiten überästhetisierender Stilisierungen gesucht wird. Geschlechtsspezifisch gedeutet lassen sich hier unschwer Anleihen an klassischen konventionellen Männlichkeitsmustern finden: Arbeitsbezogenheit, Soldatentum, Heldenmythen, Standfestigkeit, Geradlinigkeit, Ungeziertheit, Ernsthaftigkeit, Widerständigkeit und Rauheit. Auch Gewalttätigkeit wird faktisch und symbolisch mit »Spaß«-Momenten verknüpft, und indem man dies tut, entzieht man sich tendenziell einer weiteren argumentativen Legitimation von Gewalt.

4. Bedeutung der Bilder

Die skizzierten Bilder sind teilweise historisch, sozial-strukturell und kulturell tief begründet und verortet in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Vor allem Bourdieu hat darauf hingewiesen, wie hartnäckig und nicht-thematisiert, selbstverständlich und mühelos sich die erwerbsarbeitszentrierte »männliche Herrschaft« und die gesellschaftlich wirksamen Kräfte halten, immer wieder stabilisieren und neue hervorbringen; scheinbar un-

verrückbar gegen allen Widerstand und Aufklärung, ohne einer Rechtfertigung zu bedürfen. Sie werden mit ihren Traditionen »gepflegt« und ermöglichen Distinktion, setzen sich »hinter dem Rücken der Beteiligten« und »über die Köpfe der Subjekte hinweg« durch; sie werden gleichzeitig in soziokulturellen Milieus subjektiv gelernt und gelebt, in realer Praxis von der jungen Generation handelnd angeeignet. Einige kommen einem »altbacken« vor, bleiben der ersten Moderne verhaftet; andere entsprechen den »Glücksmodellen« der entwickelten kapitalistischen Zivilisation und kulturellen Moderne mit ihrer neuen Art von »Unsicherheits-/Übergangsgesellschaft«. Sie sind teilweise mit Stigmatisierungs- und auch Ideologisierungseffekten verbunden, die dazu beitragen, männliche Jugendliche in »Schublade« zu stecken, aus denen sie nur schwer rauskommen. Einige Bilder sind der neoliberalen Ordnung angemessen, andere weniger; einige sind mehr instrumentell an einen expressiven Lebensstil gebunden, andere konsum- und andere wieder selbstverwirklichungsorientiert.

In welchen (auch kruden) Mischungen die unterschiedlichen und widersprüchlichen Bilder – jenseits der Pole »alt« und »neu«, »Gewinner« und »Verlierer« – sich in der Wirklichkeit abbilden, wie sie angenommen (und abgelehnt) werden und streuen, welche Identitäts- und Zukunftstauglichkeit sie haben, bleibt zu klären und empirisch zu prüfen. Es sind zunächst verallgemeinerte und typisierte Bilderangebote, die sich vielschichtig und unterschiedlich mit der (genauer zu untersuchenden) Realität brechen. Einerseits sind es produzierte Bilderangebote, die als Medium gesellschaftlicher Kommunikation zu verstehen sind; andererseits sind sie (auf eine spezifische Art und Weise) mit realen Tendenzen, gesellschaftlichen Wirklichkeiten verknüpft und mit empirischen Befunden verbunden (z.B. der »abgehängte, vernachlässigte, diskriminierte Jugendliche«).

Mit den zur Verfügung stehenden Bildern, mit ihren Attributen und Mischungen, Texten und Affekten, wird und darf agiert werden; mit ihnen sind unterschiedliche Formen der testenden Selbstpräsentation von (junger) Männlichkeit und körperlich-sexuelle Avancen auch jenseits traditioneller Lebenslaufdiktate und biografischer Muster – mit ihren inneren Phantasien und Dynamiken – adoleszenter Gruppen verbunden. Einige Bilder und die dazugehörigen Attribute haben eine hohe affektive und soziale Bedeutung (und Aufladung), weil sie jeweils entwicklungsbezogen den (emotionalen) Identitätskern sichern helfen, an dem das Selbst sichernd festgehalten wird (bis man sich lösen kann).

Die Bilder werden den Jungen und männlichen Jugendlichen angeboten und einige sind für sie bedeutsame (vorübergehend oder für längere Zeit) »Bühnen« des Ausprobierens und Orientierens, »Fahrpläne und Landkarten« – man könnte auch sagen: Techniken des Selbstmanagements durch die lange, ausgedehnte Jugendphase und die Lebenslage Jungsein. Sie

bieten im Prozess einer kognitiven Identitätsformung orientierende und lebenspraktische Hilfen sowie kulturelle Inklusion (Zugehörigkeit) mit Regeln in der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben und -herausforderungen. Die Bilder sind für das Selbstverständnis (Identitätskonstruktionen) und das Handeln von Bedeutung, sie geben mit ihren jeweiligen Implikationen und Logiken wie auch Eigendynamiken Halt und sind ein Geländer in der »Selbstnavigation« durch eine lange und vielschichtige, hochgradig ambivalente Phase, durch riskant gewordene Spannungsfelder und Übergänge ins männliche Erwachsenensein.

Literatur

- Abels, Heinz (2008): *Lebensphasen*. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- Baur, Nina, Jens Luedtke (Hg.) (2007): *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit*. Opladen (Budrich).
- Böhnisch, Lothar (2003): *Die Entgrenzung der Männlichkeit*. Opladen (Budrich).
- Bourdieu, Pierre (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (1997): *Die männliche Herrschaft*. In: Pierre Bourdieu (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 153-217.
- Breyvogel, Wilfried (Hg.) (2005): *Eine Einführung in Jugendkulturen. Veganismus und Tattoos*. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- Bruns, Claudia (2008): *Politik und Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur*. Köln (Böhlau).
- Budde, Jürgen, Ingelore Mammes (Hg.) (2009): *Jungenforschung empirisch. Zwischen Schule, männlichem Habitus und Peer Kultur*. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- Connell, Robert W. (2006): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- Dammasch, Frank (Hg.) (2008): *Jungen in der Krise*. Frankfurt a.M. (Brandes und Aspel).
- Deutsche Jugend (2000): *Heft 12, Schwerpunkt »Jugend und Geschlecht«*. Weinheim (Juventa).
- Dudek, Peter (1990): *Jugend als Objekt der Wissenschaften*. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Elias, Norbert (1989): *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

- Findeisen, Hans-V., Joachim Kersten (1999): Der Kick und die Ehre. Vom Sinn jugendlicher Gewalt. München (Kunstmann).
- Geiger, Annette (Hg.) (2008): Der schöne Körper. Köln (Böhlau).
- Gößling, Andreas (2008): Die Männlichkeits-Lücke: Warum wir uns um die Jungs kümmern müssen. München (Zabert und Sandmann).
- Hafeneeger, Benno (1998): Jugendbilder. Zwischen Hoffnung, Kontrolle, Erziehung und Dialog. Opladen (Leske und Budrich), 5-16.
- Hafeneeger, Benno (2005): Jungenbilder. In: Mechthild Jansen, Angelika Röming (Hg.): K(l)eine Helden? Polis 44. Wiesbaden (Publikationsreihe der Hessischen Landesregierung für politische Bildung), 5-16.
- Hertling, Thomas (2009): Jungen und Männer heute. Münster (LIT).
- Hollstein, Walter, Michael Matzner (Hg.) (2007): Soziale Arbeit mit Jungen und Mädchen. Weinheim (Beltz).
- Kappert, Ines (2008): »Der Mann in der Krise oder Kapitalismuskritik in der Mainstreamkultur«. Bielefeld (transcript).
- Keupp, Heiner (1997): Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Heiner Keupp, Renate Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 11-39.
- Matzner, Michael, Wolfgang Tischner (Hg.) (2008): Handbuch Jungen-Pädagogik. Weinheim (Beltz).
- Messner, Michael (2005): Still a Man's world. In: Michael S. Kimmel (Hg.): Handbook of Studies on Men & Masculinities. London (Sage), 313-325.
- Meuser, Michael (2004): Zwischen »Leibvergessenheit« und »Körperboom«. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft. 1, 3, Stuttgart (Lucius), 197-218.
- Milhoffer, Petra (2000): Wie sie sich fühlen, was sie sich wünschen. Weinheim und München (Juventa).
- Möller, Kurt, Nils Schumacher (2003): Rechte Glatzen. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- Posch, Waltraut (2009): »Projekt Körper«. Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Raithel, Jürgen (2005): Sportaktivität, Substanzkonsum und Ernährungsverhalten im Jugendalter. In: Sport und Gesellschaft. 2, 2, Stuttgart (Lucius), 155-203.
- Reulecke, Jürgen, Barbara Stambolis (Hg.) (2009): 100 Jahre Jugendherbergen 1909 – 2009. Essen (Klartext).
- Savage, Jon (2008): Teenage. Die Erfindung der Jugend (1875 – 1945). Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- Simmel, Georg (1992): Soziologie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

- Stambolis, Barbara (2003): Mythos Jugend. Schwalbach/Ts. (Wochen-schau).
- Stürzer, Monika, Waltraud Cornelißen (2005): Gesundheitsstatus und Ge-sundheitsrisiken von Männern und Frauen. In: Waltraud Cornelißen (Hg.): Gender-Report. München (DJI-Verlag), 470-521.
- Villa, Paula-Irene (Hg.) (2008): »Schön normal«. Manipulationen am Kör-per als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript).

Vom sakralen Ritual zum jugendkulturellen Design. Zur sozialen und psychischen Bedeutung von Piercings und Tattoos

ELISABETH ROHR

Nur eine Modeerscheinung?

»Blood, Sweat and Tears« oder weniger lyrisch »Pain Inc« oder gar »Torture Garden« sind einige der sadomasochistisch anmutenden Namen, mit denen sich heute Studios schmücken, die sich ausdrücklich unterschiedlichen Formen der »Bodyart«, meist Piercing und Tattoos, widmen. Auf der »Internationalen Tattoo Convention« in Frankfurt trifft sich dann jährlich die etwas schrill gekleidete Fangemeinde, um den bunt geschmückten, tätowierten und gepiercten Körper zu zeigen und sich kundig zu machen über die neuesten Piercing-Techniken und Geräte und die neuesten Lasertechniken zum Entfernen alter, unliebsam gewordener Tattoos.

Doch es sind nicht etwa die gesellschaftlichen Außenseiter, die sich auf der Tattoo Convention tummeln oder sich in den Studios die Losung »I love Mumy«¹ auf den Oberarm eingravieren lassen, denn Piercings und Tattoos gehören längst zur modernen Jugendkultur und zum jugendkulturellen Design. Jeder fünfte deutsche Jugendliche im Alter zwischen 15 und 25 Jahren hat heute schon ein Tattoo oder ein Piercing, bei amerikanischen College-Studenten ist es sogar fast jeder zweite (vgl. Spiegel 25/2003). Auch Brähler et al. (2004) kommen in einer Studie zu dem Ergebnis, dass Tattoos und Piercings bei jungen Leuten inzwischen zu einem Massenphäno-

1. Beliebtester Spruch bei englischen jungen Männern.

men geworden sind und keineswegs nur von einer extremen Minderheit als Körperschmuck getragen werden, sondern sich mittlerweile zur Norm jugendlicher Lebenswelt entwickelt haben.

Piercings und Tattoos, die heute neben extremen und subkulturellen Gruppen vorbehaltenen Formen wie Skarifikationen (Ziernarben), Brandings (Brandnarben), Zungenspaltungen, Implantaten und Cuttings, die am weitesten verbreitete Version der Körperkunst sind, gelten als Körperschmuck, darauf angelegt, eine dauerhafte Modifikation des Körpers herbeizuführen. Was Piercings, Tattoos, Brandings und Skarifikationen jedoch von allen anderen Formen der Körperkunst (wie Make-up oder Körperbemalung) unterscheidet, ist der invasive und die Körperhülle dauerhaft beschädigende Charakter. Auch wenn dies von Betroffenen standhaft gelegnet wird, so geht es doch immer um eine Verletzung natürlicher Körpergrenzen und um Schmerzen, die unweigerlich mit diesem Akt verbunden sind und die es zu überwinden, meist jedoch heroisch und stoisch zu ertragen gilt.

Nicht nur von Kritikern dieser Kunst, sondern auch von höchst offizieller Seite, von Mediziner*innen wie Gesundheitsämtern, wird deshalb immer wieder darauf hingewiesen, dass diese Form der Körperkunst durchweg mit gesundheitlichen Risiken verbunden ist (vgl. Stirn 2003). Es kann, beim Tätowieren, ohne Beachtung strenger Hygienevorschriften, zu HIV-, Hepatitis- und diversen anderen Infektionen kommen. Es ist erwiesen, dass »30 Prozent der von einem Profi gemachten Piercings und Tattoos [...] zu Komplikationen wie Entzündungen oder Allergien [führen]. Werden die Eingriffe selbst zu Hause vorgenommen, liegt die Rate sogar bei 70 Prozent« (vgl. Spiegel 25/2003). Wenig bekannt ist außerdem, dass der Wunsch nach immer mehr Piercings und Tattoos zu einer regelrechten Sucht ausarten kann, wobei mit immer schmerzhafteren Prozeduren besonders sensible Körperteile, wie Genitalbereich oder Brustwarzen durchlöchert und dann mit Ringen und Ketten geschmückt werden. Dies gilt als besonderer sexueller Kick und erotisch stimulierend und zwar behaupten dies durchaus nicht nur Personen, die sich der sadomasochistischen Subkultur zugehörig fühlen (vgl. Spiegel 25/2003).

Was also treibt heute vor allem Jugendliche immer öfter in die Piercing Studios, um sich einer doch relativ schmerzhaften Prozedur zu unterziehen und Zunge, Lippen, Nase, Augenbrauen, Bauchnabel, Brustwarzen und nicht selten Genitalien durchbohren und ausgefallene, ethnische Symbole über das Steißbein, das Schulterblatt, Oberarme und Fußknöchel eingravieren zu lassen? Angesichts der »nur mäßigen floralen Designs« (Hein 2003, 72) der auf die Haut kopierten Motive, der prinzipiell mit der Prozedur verbundenen Schmerzen und des Wissens um die Dauerhaftigkeit dieser Körperkunst, die immer auch Narben hinterlässt, scheint es

nicht nur um Körperkunst zu gehen, wie vielfach kolportiert wird, sondern um viel mehr. Was ist also die Nachricht, die hinter Zungen-, Bauchnabel- und Brustwarzenpiercings und Steißbeintattoos verborgen ist? Was sagen diese Körperkünste aus über den Seelenzustand heutiger Jugendlicher, über ihre verborgenen Sehnsüchte, unerfüllten Wünsche, ganz allgemein über die Konflikte und Krisen der modernen Jugend und ihre Art der Bewältigung?

Piercings und Tattoos in der Geschichte der Menschheit

Zunächst lässt sich feststellen, dass Piercings und Tattoos keine Modeerscheinung des 20. oder 21. Jahrhunderts sind. Menschen waren immer schon, zu allen Zeiten und in allen Kulturen, darum bemüht, ihren Körper zu schmücken und ihn entsprechend der jeweils vorherrschenden und kulturbedingten Schönheitsvorstellungen zu gestalten und durch mechanisches Einwirken zu formen (vgl. Adatto 1993, Stirn 2003). Erinnert sei hier an die Schädelverformungen im alten Ägypten, an die Ohrläppchen-, Nasen- und Lippendurchbohrungen bei vielen indianischen Völkern Lateinamerikas, Papua-Neuguineas und Afrikas, an die eingeschnürten Taillen des 18. und 19. Jahrhunderts in Westeuropa, an die Ganzkörper tätowierungen in Japan und in Polynesien und an die Lotusfüße der Chinesinnen (vgl. Museum der Weltkulturen 2006).

Früheste Zeugnisse dieser Körperkünste, hier vor allem der Tattoos, fanden sich übrigens in der südfranzösischen Grotte von Arcy-sur-Cure. Die Funde sind schätzungsweise 35.000 Jahre alt (vgl. Adatto 1993, 19). Weitere Belege sind Höhlenmalereien in der Sahara aus dem fünften Jahrtausend vor Christus. Auch die Tätowierungen von »Ötzi«, der Mumie vom Hauslabjoch, bezeugen eine Körperkunst, die schon in der Bronzezeit, d.h. vor 5000 Jahren in diesen Regionen der Welt existierte (vgl. Cavelius/Wuillemet 1999, 13). Und im archäologischen Museum von Kairo lassen sich Tätowiernadeln bewundern, mit denen die alten Ägypter ihre Haut verschönerten und die den heute verwandten Tätowierinstrumenten verblüffend ähnlich sind.

Tätowierungen aber entfalten ihre farbliche Wirkung ausschließlich auf heller Haut, deshalb sind sie vor allem in Europa und in Asien, hier besonders in Japan, in Polynesien und unter den Maori auf Neuseeland verbreitet gewesen. In Afrika und auch in Papua Neuguinea wurden hingegen Piercings, Körperbemalungen und vor allem Skarifizierungen bevorzugt. Hierbei handelt es sich um Hautritzungen, die die natürliche Tendenz schwarzer Haut zur Bildung hypertropher Narben ausnutzen, um

plastische Muster zu erzeugen. In vielen Völkern Afrikas und in Papua Neuguinea wurden Skarifizierungen hauptsächlich genutzt, um die Volksgruppenzugehörigkeit auch äußerlich sichtbar zu machen.

Abbildung 1: Scarifizierung



Das Wort Tätowieren kommt übrigens von dem tahitianischen Wort »tatau« (oder tatatau) und meint »schlagen«, bzw. »eine Zeichnung in der Haut«. Der Begriff wurde erstmals von Captain James Cook, dem britischen Eroberer und Weltumsegler, 1769 erwähnt und in die englische Sprache als »tattoo« eingeführt (Adatto 1993,15).

Abbildung 2: Gesäß-Beintattoo



In den frühen Zeiten der Menschheitsgeschichte waren diese Körperkünste immer eingebettet in einen sakralen, rituellen und sozialen Kontext und dienten dabei u.a. der Markierung zentraler Lebensphasen, der Initiation, d.h. dem Abschied von der Kindheit und der Integration in die Erwachsenenwelt, der Geburt des ersten Kindes, der Tötung des ersten Tieres während der Jagd, aber auch dem siegreichen Kampf in der kriegerischen Auseinandersetzung. Hierzu schreibt Reichel-Dolmatoff: »Die Botschaften der geschmückten Haut kennzeichnen Phasen des persönlichen Lebenszyklus eines Menschen, seine soziale und politische Stellung und seinen beruflichen oder wirtschaftlichen Erfolg [...].« (1997, 12) Als wichtiger Bestandteil eines Rituals halfen körperinvasive Praktiken nicht nur Umbruchsituationen, insbesondere lebenszyklische Veränderungen und damit verbundene Krisen in der Erinnerung festzuhalten und für alle Zukunft auf der Haut zu bewahren, sondern sie halfen auch, diese Statuspassagen psychisch

zu bewältigen. Denn dem Schmücken der Haut kam eine besondere und nicht nur rein ästhetische Bedeutung zu, schließlich ist die Haut »die letzte, dünne Schicht zwischen dem Ich und der Welt« (Benthien 1999, 7). Sie ist damit in einem Grenze und Kontaktfläche, Ort von Identitätsbildung und Identitätszuschreibung. Deshalb ist die Tätowierung ebenso wie das Piercing eine Form der nichtsprachlichen Kommunikation. Diese Körperzeichen weisen demonstrativ darauf hin, dass sie als ein unverbrüchliches Zeichen der Zugehörigkeit und der Solidarität zu einer Gruppe zu deuten sind.

Die für alle sichtbare Kennzeichnung des Körpers versinnbildlichte mithin die Vergesellschaftung des Einzelnen und seine soziale Einbindung in die Gemeinschaft. Piercings und Tattoos übernahmen dabei wichtige zivilisatorische Funktionen. Denn diese Vergesellschaftungspraxis hinterließ dauerhafte Spuren auf dem Körper, die zunächst als Wunden und später als ewige Narben die Erinnerung an diese bedeutsamen Ereignisse einer kollektiven Sozialisierung wach hielten (vgl. Zbinden 1998, 20). Diese Körpermarkierungen wie auch die damit verbundenen rituellen Zeremonien waren immer mit Schmerzen verbunden. Denn Statuspassagen galten als eine Art von symbolischer Geburt und diese war ohne Blut und Schmerzen nicht denkbar.

Tätowierungen und Piercings lassen sich deshalb auch als symbolischer Ausdruck eines kulturellen Gedächtnisses deuten, eines Gedächtnisses, das an sozial überwundene Krisen- und Konflikterfahrungen erinnert. In diesem Zusammenhang weist Aleida Assmann (1999, 246) darauf hin, dass das Körpergedächtnis der Wunden und Narben zuverlässiger ist als das mentale Gedächtnis. Symbole auf der Haut dienten deshalb nicht nur der Initiation des Einzelnen, sondern zugleich der ethnischen Abgrenzung und verkörperten damit – und zwar im wahrsten Sinne des Wortes – die eindeutige und auf Dauer angelegte und deshalb unauflösbare, ethnische Zugehörigkeit zu einem Kollektiv (vgl. Cavelius/Wuillemet 1999, 13). Damit wird deutlich, dass die vielfach vorgenommenen körperlichen Markierungen den Einzelnen immer mehr seiner »Individualität« beraubten, während sie ihn zunehmend und im gleichen Akte in ein Gemeinschaftswesen verwandelten und ihn für seinen Verzicht mit sozialer Anerkennung, mit Status und Prestige belohnten. Der Schmerz war aus diesem Grunde nicht nur ein körperlicher Schmerz. Das erkannte schon Nietzsche, als er davon sprach, dass Körperveränderungen mnemotechnische (also gedächtnisstützende) Hilfsmittel sind, mit denen zentrale Wahrheiten in der Überlieferung unterstrichen werden, denn nur was nicht aufhört weh zu tun, bleibt im Gedächtnis (vgl. Streck 2000). D.h. Hautinschriften erinnerten unablässig an das Bündnis zwischen dem Einzelnen und seiner ethnischen Gemeinschaft und daran, dass dieses Bünd-

nis sowohl Gratifikationen versprach, nämlich Teilhabe an den sozialen Ressourcen wie auch einen schmerzhaften Verzicht auf individuelle Freiheiten verlangte. In der traditionellen Gesellschaft wurde dieser Verzicht unbewusst gemacht und transformiert in den Triumph, Schmerz ertragen und überwunden und die Herausforderung, d.h. Prüfung und Reifung, bestanden zu haben. Stolz und soziale Anerkennung waren mithin die Trophäen, die den Schmerz vergessen ließen und die Vergesellschaftungspraxis zu einem affektiv ersehnten und höchst befriedigenden Ereignis stilisierten.

Mit dem Aufkommen der Schrift verloren dann jedoch die Tätowierungen ihre soziale Bedeutung. Denn das Gesetz der Gruppe wurde nicht mehr auf dem Körper des Einzelnen dargestellt, sondern von da an auf Pergament, auf toter und anonymer Haut (vgl. Adatto 1993, 23). Die Vergesellschaftung des Menschen hatte eine abstraktere Dimension erreicht, sie war nicht mehr unmittelbar auf die Haut jedes Einzelnen angewiesen, sondern vertraute von nun an auf einen entkörperlichten Zustand, der mit Hilfe des Pergaments Legitimität und darüber hinaus eine über den Tod eines einzelnen Menschen hinausreichende, allgemeinere Bedeutung beanspruchte. Damit setzte ein radikaler Wandel aller rituellen und sakralen Formen der Initiation und der damit verbundenen körperlichen Markierungen ein.

Ab diesem Zeitpunkt wurden nur diejenigen, die das Gesetz brachen, bzw. von Geburt an und qua Status nicht zur Gemeinschaft gehörten, tätowiert. D.h. die Tätowierung wandelte sich von einer Praxis, die soziale und ethnische, bzw. auf das Geschlecht bezogene Zugehörigkeit symbolisierte, zu einem Akt, der radikalen, gesellschaftlichen Ausschluss bedeutete (vgl. Zbinden 1998, 24). So haben die alten Ägypter und später in der Antike auch die Römer ihre Sklaven und Kriegsgefangenen gebrandmarkt und Verbrechern wurden in vielen Teilen der Welt ihre Vergehen auf die Stirn tätowiert, so dass sie für das ganze Leben gezeichnet und aus der Gesellschaft ausgeschlossen waren (vgl. Stirn 2003, 8). Diese Praxis der Brandmarkung von Verbrechern und auch Prostituierten wurde in Russland erst 1832 abgeschafft (vgl. Adatto 1993, 38). Etwas mehr als 100 Jahre später haben allerdings die Nationalsozialisten wieder auf diese Praxis zurückgegriffen, als sie Juden in den Konzentrationslagern Buchstaben- und Nummerncodes auf die Unterarme brannten, um sie zu demütigen, noch bevor man sie ermordete. Der Buchstabe stand dabei für den Transportzug, der die Deportierten in das Lager brachte und die Zahl für die Verwaltungsnummer im Lager.

Historisch gab es jedoch immer einzelne Gruppen, z.B. Anhänger von Glaubensgemeinschaften, Seeleute, Soldaten und Fremdenlegionäre, die Tattoos nutzten, um ihren sozialen Sonderstatus zu verdeutlichen. Zwar

verbot die katholische Kirche ihren Mitgliedern 787 auf dem Konzil von Nizäa das Tätowieren, nur um es einige Jahrhunderte später wieder zu erlauben und zwar insbesondere den Kreuzfahrern. Denn nur wer von ihnen das Zeichen des Kreuzes auf der Haut trug, konnte sicher sein, im Falle seines Todes eine christliche Ruhestätte zu finden (vgl. Adatto 1993, 25). Und die Nationalsozialisten tätowierten SS-Soldaten mit einem »SS« und ihrer Blutgruppe unter der linken Achsel, so dass sie im Falle ihrer Verwundung, so die Ideologie, bevorzugt behandelt werden sollten. Die Tätowierung diente aber darüber hinaus dazu, potentielle Deserteure abzuschrecken oder aufzuspüren (vgl. Adatto 1993, 39).

Neben diesen sozialen Gruppen waren es vor allem angesehene Berufsgruppen wie Handwerker und Übersetzer (die einen Papagei als Symbol wählten), die sich mit Tattoos schmückten, um bei ihrer Wanderschaft ihre Berufs- und Gildenzugehörigkeit als sicheres Erkennungszeichen vorweisen zu können.

Durch die europäischen Eroberungen ab dem 15., vor allem dem 17. und 18. Jahrhundert und die Begegnung mit kunstvoll tätowierten Menschen in Neuseeland und in Japan wurden Tätowierungen in Europa auch außerhalb der traditionell tätowierten Gruppen gesellschaftsfähig und erfreuten sich besonders in Adelskreisen großer Beliebtheit. So hatten sich der Prinz von Wales, Eduard VII, ebenso wie sein Sohn und später auch Zar Nikolaus von Russland und Prinz Heinrich von Preußen von einem japanischen Großmeister seiner Zeit in Yokohama tätowieren lassen. Und später waren es Staatsoberhäupter, die sich der Faszination dieser neuen Mode nicht entziehen konnten. Als gesichert gilt z.B., dass die drei Protagonisten der Konferenz von Jalta, Churchill, Stalin und Roosevelt jeweils ein Tattoo trugen: Churchill einen Anker auf dem linken Arm, Stalin einen Totenkopf auf der Brust und Roosevelt ein Familienwappen (vgl. Adatto 1993, 33).

Trotz ihrer weitverbreiteten Akzeptanz in den Handwerkerständen, in der Aristokratie und später auch in der bürgerlichen Oberschicht, haftete und haftet jedoch Tätowierungen und Piercings ein Stigma an, nämlich das Stigma von Schande, von Verbrechen und sozialem Außenseitertum (vgl. Adatto 1993, 38).

Piercings und Tattoos von den Punks bis heute

Nicht von ungefähr waren es deshalb in den 1970er Jahren in den westlichen Industrienationen die Punk-Bewegung und später exzentrische Musikbands wie die »Sex Pistols« und Performance Künstler, die als sog. »modern Primitives« Tätowierungen und Piercings wieder nutzten, sie allerdings modifizierten (vgl. Zbinden 1998, 59).

Diesen Gruppen galt die neu entdeckte Körperkunst als Ausdruck von Rebellion, Protest, Anklage und Wut angesichts einer zunehmend als dekadent und repressiv erlebten Gesellschaft. Mit Sicherheitsnadeln und dem Müll, der sie umgab, schmückten sich die Punks und viele Künstler und Musiker, um auf diese Art ihre Ablehnung und Verachtung auszudrücken und der Gesellschaft einen Spiegel ihrer Verderbtheit vor Augen zu halten (vgl. Heudorf/Kutzke/Seng 2000, 219). Für andere subkulturelle und im kriminellen, bzw. mafiösen Milieu angesiedelte Gruppierungen, wie die »Hells Angels« oder heute die »maras« (Jugendbanden) in Zentralamerika, sind hingegen Mitgliedstätowierungen, die im Rahmen eines Aufnahme-rituals angebracht werden, obligatorisches Zeichen der Integration in die neue soziale Gruppe, wobei zumindest im Falle der »maras« diese ritualisierte Aufnahme oftmals zusätzlich verbunden ist mit besonders brutalen und zum Teil mörderischen Praktiken (vgl. Finke 1996, *Demoscopia* 2007).

Doch die ursprünglich von den Punks ausgehende Provokation von damals hat seither einen bemerkenswerten Wandel erfahren: Piercings und Tattoos haben sich in den unterschiedlichsten Milieus der Gesellschaft ausgebreitet. So beispielsweise in Teilen der Schwulen- wie auch der sadomasochistischen und der »body-modification-Subkultur«, wobei Skarifikationen und Zungenspaltungen und selbst Aufhängungen nach dem Vorbild von Initiationsriten nordamerikanischer Indianer, z.B. dem Sonnentanz der Mandan, bei blutigen »life-performances« in Theatern aufgeführt werden, um einem gebannten Publikum einen besonderen emotionalen Kick (vgl. Benecke 2000, 298) und quasi sakrale Heilungsprozeduren zu vermitteln (vgl. Stirn 2003, 8).

Einzelne Aspekte der Punk- wie der »body-modification-Subkultur« wurden zudem begierig von französischen und italienischen Modemachern aufgegriffen, sozial veredelt und trivialisiert, um sie dann entfremdet als besonderes Markenzeichen einer kaufkräftigen Kundschaft nahe zu bringen (vgl. Zbinden 1998). Piercings und Tattoos galten nun als exotischer Körperschmuck, als Ausdruck von Individualität und Erotik und gehörten zu den Merkmalen einer modebewussten Generation und zum Styling »of the rich and the beautiful«. D.h. die ehemals provokativen Piercings und Tattoos der Punks sind zum Modedesign verkommen, sie dienen dazu, den Körper durch Verzierung und Schmuck zu verwandeln, die eigene Individualität zu unterstreichen, sich von der Masse abzuheben, Unverwechselbarkeit und Einmaligkeit demonstrativ vor Augen zu führen und ein bestimmtes hedonistisch und narzisstisch aufgeladenes Lebensgefühl auszudrücken. So oder ähnlich formulieren es heute auch Jugendliche, wenn sie nach ihren Motiven für Piercings und Tattoos befragt werden: »Ich finde es schick und witzig«, »ich möchte mich auch optisch vom

Otto-Normalverbraucher unterscheiden«, »ich wollte damit auffallen und meine Eltern ärgern«, »ich wollte unbedingt ein Unikat«.² Diese Selbstdeutungen spiegeln nicht nur den unverblümt zum Ausdruck gebrachten hedonistischen Charakter, der hinter diesen Aktionen verborgen ist, sondern gleichzeitig das allzu offensichtliche Bemühen zu relativieren und zu banalisieren: Es ist ein bisschen Provokation, ein bisschen Rebellion, ein bisschen Spaß, ein bisschen narzisstische Selbstgefälligkeit. Mehr definitiv nicht! Offensichtlich ist jedoch, dass Piercings und Tattoos ihren einstigen sakralen, rituellen wie sozialen Kontext – bis auf wenige Ausnahmen in devianten und subkulturellen Milieus – verloren haben und deshalb auch keine vergleichbaren Vergesellschaftungsfunktionen wie in traditionellen Gemeinschaften wahrnehmen. Stattdessen sind sie in den Dienst einer vorschreitenden Individualisierung getreten und übernehmen dabei ganz neue Aufgaben, vordergründig auch identitätsstiftende und möglicherweise sogar identitätsstabilisierende Funktionen.

In den folgenden Überlegungen soll deshalb die Frage nach der verborgenen und unbewussten Bedeutung von Piercings und Tattoos verknüpft werden mit der Frage, was diese Praktiken mit der modernen Ausprägung und Bewältigung von Adoleszenz und adoleszenter Identität zu tun haben und welche Rolle hierbei der Körper spielt.

Zur psychischen Relevanz des Körpers in der Adoleszenz

In allen modernisierungstheoretischen Abhandlungen wird seit Beck (1986), Giddens (1993), Bauman (1997) und Hall (2000) darauf hingewiesen, dass im Zuge einer fortschreitenden gesellschaftlichen Transformation der Körper immer mehr an Bedeutung verliert. Die Entzauberung der Welt, Rationalisierung und Säkularisierung schreiten voran, körperliche Kraft und Geschicklichkeit sind in der ökonomischen Produktion durch Maschinen ersetzt worden, moderne Medien schaffen virtuelle Welten, in denen Raum, Zeit und körperliche Präsenz bedeutungslos werden, die moderne Reproduktionsmedizin macht selbst den Zeugungsakt überflüssig, allseits verfügbare pharmakologische Substanzen verändern, beeinflussen und manipulieren körperliche und mentale Wahrnehmungsweisen, und die Medizin ermöglicht es, dass der körperliche Schmerz mehr und mehr aus dem Leben der Menschen schwindet (vgl. Brähler 1995, 4). Angesichts dieser Entwicklungen scheint es plausibel, wenn in einer modernen Gesellschaft zunehmend Handlungen auf die Symbolebene verlagert werden

2. Aus Interviews eines Forschungsprojektes Rohr/Estor (2006).

und der Körper scheinbar immer überflüssiger wird (vgl. Hein 2003, 66). Dieser gesellschaftliche Bedeutungsverfall des Körpers erzeugt jedoch auch Gegenbewegungen und regt Individuen dazu an, ein neues Verhältnis zu ihrem Körper zu entwickeln, diesen deutlicher als bisher wahrzunehmen, ihn durch ausgewogene Ernährung, Sport, Training, Diäten und Wellness gesund und fit zu halten und ihn insgesamt als ein besonders kostbares Gut zu betrachten, das beständiger Pflege und Fürsorge bedarf. Das neu erwachte Interesse am Körper, das natürlich auch von einer boomenden Life-Style-, Diät- und Schönheitsindustrie entsprechend bedient wird, geht einher mit der Phantasie, dem Individuum verbliebe in einer globalisierten Welt nur noch der eigene Körper als Objekt der Kontrolle, der Selbstvergewisserung und der performativen Ausgestaltung der eigenen Identität (vgl. Hein 2003, 71). Hein bringt diese schon fast zur Manie ausgeartete Haltung treffend auf den Punkt, wenn er schreibt: »Als Sünder gilt bezeichnenderweise, wer die Cholesterin-Margen nicht einhält.« (A.a.O.)

In der Adoleszenz, insbesondere in der weiblichen Adoleszenz, werden diese Körpererfahrungen nun besonders evident, denn hier rückt und drängt der Körper auf eine besonders irritierende Art und Weise in den Vordergrund des Erlebens. Dieser allseits sprießende adoleszente Körper setzt sich damit in einen eklatanten Widerspruch zu dem allgemein erlebbaren, gesellschaftlichen Bedeutungsverfall des Körpers wie auch zum modernen Körperkult, denn weder Wellness, Fitness, Trainings noch Extremsportarten vermögen regulierend und kontrollierend auf die sich ausweitenden Körpergrenzen und die noch unbekanntem sexuellen Erregungszustände der Jugendlichen einzuwirken. Diese befinden sich dadurch nicht nur in einem adoleszenzbedingten, innerpsychischen, sondern auch in einem besonderen und gesellschaftlich verursachten Spannungszustand, der unauflöslich ist und mit dessen Bewältigung sie heute teilweise alleine gelassen und häufig genug auch überfordert sind. Das Koma-Saufen und das hoch riskante sowie lebensgefährliche U-Bahn-Surfen vieler männlicher Jugendliche sind u.a. auch als ein autoaggressiv gewendeter Ausdruck dieser Überforderung und ihres Bewältigungsversuchs zu verstehen.

Die Adoleszenz zwingt also Jugendliche unablässig zu einer Auseinandersetzung mit dem Körper und seinen dem eigenen Willen entzogenen körperlichen Veränderungsprozessen. Dabei konfrontieren die weitreichenden psychischen und physischen Veränderungen des Körpers die Adoleszenten mit einem neu entstehenden Körperbild und neuen Körpergrenzen, wie auch mit neuen und erregenden Empfindungen, die sowohl Gefühle diffuser Angst vor Kontrollverlust und Dissoziation, wie auch einen gesteigerten Wunsch nach Selbstvergewisserung, Selbstermächti-

gung, Kohärenz und Kontingenz erzeugen (vgl. Laufer und Laufer 1989, King 2004).

Piercings und Tattoos scheinen diesem Wunsch nach Selbstvergewisserung, Selbstermächtigung, Kohärenz und Kontingenz durch eine kultartig, rituell zelebrierte, symbolträchtige Ausgestaltung des Körpers Ausdruck zu verleihen, wobei es unbewusst darum geht, das Gefühl von Kontrollverlust und Dekompensation durch die freiwillige und bewusst herbeigeführte Verletzung von Körpergrenzen und Körperhülle zu relativieren und damit die Integration neuer Körpergrenzen und Körpererfahrungen zu erleichtern und zu ermöglichen (vgl. Rohr 2008). Piercings und Tattoos bieten damit eine Möglichkeit, unerträgliche körperliche Spannungszustände und damit verbundene Dissoziationserfahrungen, die aufgrund von physischen und psychischen Veränderungsprozessen während der Adoleszenz auftreten, zu reduzieren. Durch diesen autoaggressiv anmutenden Akt der eigenmächtig vorgenommenen Verwundung der Körperhülle wird diesen Gefühlen eine andere, kontrollierte Erfahrung entgegengesetzt und damit die Angst vor der Dissoziation begrenzt.

Piercings und Tattoos wären dann eine Rettungsstrategie, das aus den Fugen geratene adoleszente Körperbild und Körper selbst mitsamt seiner beängstigenden Triebhaftigkeit und Ausdehnung erneut zu fokussieren und ein diffus gewordenes Körpererleben zu konsolidieren (vgl. Rohr 2008).

Diese Fokussierungs- und Konsolidierungsfunktion ist auch dann hilfreich, wenn es um die psychische Bewältigung adoleszenter Krisen- und Konflikterfahrungen geht, die sich aus der Modifikation des Eltern-Kind-Verhältnisses, aus den ersten hetero- oder homosexuellen Erfahrungen und aus den Entscheidungszwängen schulischer und beruflicher Übergangssituationen ergeben. In diesen Fällen werden Piercings und Tattoos wie in Urzeiten genutzt als eine Art mnemotechnisches Hilfsmittel, das die Erinnerung an das oft genug schmerzhaft und überaus konfliktreiche Ereignis wach hält und gleichzeitig die Überwindung dieses Ereignisses symbolisiert. Jugendliche rekurrieren nämlich auffallend häufig dann zum ersten Tattoo oder zum ersten Piercing, wenn der erste Liebeskummer oder ein besonders heftiger Konflikt mit den Eltern die eigene Zuversicht zu erschüttern droht oder die bislang positive schulische Leistungsbilanz einen dramatischen Einbruch erfährt (vgl. Rohr/Estor 2006). In diesem Fall hilft es offensichtlich, dem Körper bewusst Schmerzen zuzufügen und ihn gleichzeitig mit kreativen Mustern zu gestalten und mit glitzernden Ringen und Ketten zu verschönern und somit den Schmerz zu transformieren und gleichzeitig zu fokussieren. So verwandelt sich der gepiercte oder tätowierte Körper in ein stummes Gedächtnis seelischer Wunden, wobei diese seelischen Wunden nicht mehr einer weiteren psychischen Verarbeitung

und Reflexion zugänglich sind, sondern durch das Piercing und Tattoo transformiert und als körperliche Symbole auf die Haut gebannt werden und sich damit einer diskursiven Auseinandersetzung widersetzen. Auf diese Weise werden sie scheinbar zum Verschwinden gebracht, d.h. konkret ins Unbewusste verbannt. Eine der jungen Frauen brachte dies treffend auf den Punkt als sie sagte: »Es ist leichter, körperlichen Schmerz statt seelischen Schmerz zu ertragen.« (Rohr/Estor 2006)

Piercings und Tattoos sind damit eine durchaus marktgängige und zweifelsohne kreative und vom Anspruch her auch protektive Form psychosozialer Kompromissbildung in der Adoleszenz. Denn seelisch unerträgliche Schmerzen werden im Akt des Piercings und Tattoos auf die Haut und d.h., nach Außen gelenkt und fokussiert in einer körperlichen Wunde, die aufgrund der Selbstheilungskräfte des Körpers alleine und ohne Zutun heilt und als bunte Zeichnung auf der Haut oder als Narbe zwar die Erinnerung an den Schmerz wie die Erinnerung an die aktiv gestaltete Überwindung des Schmerzes bewahrt, aber quasi in ihrer abgewehrten Form. Diese Praktiken schließen deshalb sowohl ein autoaggressives wie auch ein regressives Verhalten ein, die dann in der Folge andere Formen einer subjektiv adäquaten Krisen- und Konfliktbewältigung ausschließen und die Erprobung alternativer Formen der Konfliktverarbeitung, zunächst und eventuell sogar auf Dauer, verhindern.

Auch wenn Piercings und Tattoos sich somit als Versuch klassifizieren lassen, körperliche Entgrenzungs- und Kohärenzerfahrungen neu zu justieren, um vorherrschende Dekompensationsängste zu minimieren, und dies insgesamt darauf zielt, adoleszenztypische Krisen- und Konflikt erfahrungen nicht nur passiv zu erleiden, so ist doch dieser Versuch einer aktiveren Bewältigung kritisch zu betrachten. Denn Jugendliche rekurren dabei auf eine Mischung aus autoaggressiven wie zugleich regressiven, und protektiven Bewältigungsmustern, die sich eventuell auch einem Mangel an gesellschaftlich angebotenen Alternativen und Orientierungen verdanken und von daher auf eine problematische gesellschaftliche Situation verweisen, die hier symptomatisch zum Ausdruck kommt.

Piercings und Tattoos als Ausdruck adoleszenter Identitätssuche

Piercings und Tattoos lassen sich bislang verstehen als Versuch einer in Eigenregie vorgenommenen Strukturierung körperlicher und psychischer Adoleszenz- und d.h. Entgrenzungserfahrungen. Diese Strukturierungsfunktion ist jedoch nicht nur auf die Transformation und Rekonstruktion der bereits erwähnten und verloren gegangenen körperlichen wie psy-

chischen Kohärenzerfahrungen während der Adoleszenz ausgerichtet, sondern auch auf die Modifikation und Rekonstruktion einer im Wandel begriffenen adoleszenten Identität. Die in der Adoleszenz zur Debatte stehende Integration in die Welt der Erwachsenen gestaltet sich jedoch heute ungleich schwieriger als in den Generationen zuvor, denn diese Welt zeichnet sich aus durch »Überkomplexität« (Herlyn 2002) und durch immer komplexer werdende Identitätsanforderungen. Die umfangreiche Umstrukturierung der westlichen Gesellschaften hat einen »historische[n] Kontinuitätsbruch« (Tillmann 1999, 256) eingeleitet. Aufgrund der besonders ausgeprägten Sensibilität in der Adoleszenzphase und angesichts der neu formulierten und zugleich entwicklungspsychologisch komplexer anmutenden Identitätsanforderungen, wird dieser »Kontinuitätsbruch« von Jugendlichen als in hohem Maße bedrohlich erlebt. Schließlich wird von Adoleszenten heute, anders als in den Generationen zuvor, gefordert, sich die entsprechenden Kompetenzen eines postmodernen Menschen individuell, umfassend, schnell und möglichst mühelos anzueignen. Ansonsten droht ein dramatisches Scheitern in der Welt – so die angsterfüllte Vision einer um ihre Zukunft bangenden Jugend. Diese Kompetenzen umfassen etwa die Einsicht, dass kollektive Regeln zwar existieren, jedoch lediglich als Rahmenbestimmungen für eine Vielzahl an individualisierten Selbstformationen, die wiederum in eigenverantwortlicher Auseinandersetzung mit sozialer und subjektiver Welt generiert werden müssen. Pluralität von Lebensstilen bei gleichzeitiger Einheit des Selbst wird als positive Möglichkeit einer individualisierten Lebensgestaltung und -praxis begriffen. Favorisiert werden außerdem Verhaltens- und Gemeinschaftsmuster im Sinne der Vielfalt gegenüber jenen der Eindeutigkeit. Das postmoderne Subjekt kann darüber hinaus trotz Pluralität und Differenz diagonal verlaufende und gleichwohl verbindende Brückenschläge perspektivisch realisieren und zwar ohne vorhandene Differenzen einebnen zu müssen (vgl. Reiss 2003, 20). Das Individuum ist spätestens in der Adoleszenz angehalten, sein eigenes Leben ohne verlässliche (traditionelle) Anweisung und Anleitung selbst, d.h. eigenständig, zu bewältigen. Es muss vor allem in der Lage sein, posttraditionelle Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungsprozesse selbsttätig zu wählen, herzustellen und zu managen und sich zumindest temporär in spezifischen Interessensgruppierungen einzubinden (vgl. Raihel 2005).

Wie bereits vielfach betont, beinhaltet diese Entwicklung zwar viele neue Freiheiten, aber auch viel an Risiken und Verunsicherungen – wie Beck (1986) u.a. eindringlich beschrieben haben. Denn die entstrukturierete Statuspassage Jugend und die individualisierte Jugendbiographie bieten zwar Optionsvielfalt und neuartige Maßstäbe und Möglichkeiten erfolgreicher Entfaltung – aber genauso viele Chancen des Scheiterns. Aufgrund

der hohen Komplexität gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse sind deshalb Jugendliche kaum oder nur schwer in der Lage, selbstständig entsprechend konstruktiv-schöpferische Kompetenzen aufzubringen, um die notwendigen Entscheidungen fundiert zu treffen. Es entstehen massive Verhaltensunsicherheiten, die sich in aggressiver, autoaggressiver, regressiver oder kreativer Prägung in den unterschiedlichen Identitätswürfen niederschlagen.

Diffuse persönliche und gesellschaftliche Zukunftsperspektiven, Pluralisierung und Relativierung von Werten und Wahrheiten – kurz unsichere Zeiten und ein Mangel an gesellschaftlicher Orientierung und Anleitung – lösen dabei ein verstärktes Bedürfnis nach unveränderlichen Zeichen einer Identitätsvergewisserung aus. So zeigen die Suchbewegungen vieler Jugendlicher, dass eindeutige und einfache Gewissheiten, Ordnung und Orientierung zunehmend gefragt sind (vgl. Reiss 2003, 20). Für Jugendliche steht deshalb zur Debatte, wie und auf welchem Wege angesichts gesellschaftlicher Überkomplexität Selbstverortung und Selbstzuordnung eigenständig herzustellen sind.

Piercings und Tattoos bieten sich nun als einer von vielen anderen Wegen an, um einerseits eine temporäre und sehr vage definierte Sub-Gruppenzugehörigkeit sicherzustellen und andererseits dem Wunsch Ausdruck zu verleihen, inmitten einer hoch individualisierten Welt eine eigene, unverwechselbare Identität (ein Unikat) zu besitzen und damit in einer immer komplexer und unübersichtlich gewordenen Gesellschaft einen sicheren Platz zu erwerben. Eine lebenslängliche Zeichnung oder Narbe auf der Haut bringt dabei sowohl den Wunsch nach Zugehörigkeit wie auch die gleichzeitige Sehnsucht nach Einzigartigkeit, Unverwechselbarkeit und individueller Abgrenzung zum Ausdruck. Entgegen der Flüchtigkeit und Beliebigkeit unserer postmodernen Zeit, sogar entgegen der Flüchtigkeit unserer äußeren körperlichen Gestalt, wird damit die Permanenz und Untilgbarkeit des in die Haut eingebrannten Zeichens oder die Narbe der durchlöcherten Haut ständig beschworen und damit all das, was sie symbolisieren (vgl. Hahn 2000, 381). Piercings und Tattoos erlauben somit nicht nur die eigene Geschichte am Leib zu tragen und sie dort auch mnemotechnisch auf Dauer zu fixieren, sondern angesichts der unkontrollierten und immer weiter und schneller voranschreitenden inneren wie äußeren Veränderungsprozesse zumindest ein winziges Zeichen von Konstanz, Kontinuität und Selbstvergewisserung zu konservieren. Diese Zeichen sind somit ein Kontrapunkt gegenüber allen Formen postmoderner Vergänglichkeit und Beliebigkeit (vgl. Hertrampf/Söthe/Stieber 2003, 116), vielleicht sogar ein Zeichen eines hoch individualisierten und verdeckten Protestes, angesichts der als Zumutung erlebten Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen. Sie sind damit eine Form der »Autoinitiation« (Decker

2003), von daher identitätsstabilisierend, vielleicht sogar identitätsstiftend, da sie in einer von Überkomplexität gekennzeichneten Gesellschaft Erinnerung und damit auch Bindung bewahren und verteidigen. Damit übernehmen sie die Funktion eines entwicklungspsychologisch bedeutsamen Übergangsobjektes, das sowohl regressive wie auch progressive Elemente enthält und notwendig ist, um subjektive wie objektive Umbrüche zu bewältigen und diese individuell und kreativ zu gestalten. Piercings und Tattoos bieten damit temporären Halt in einer orientierungslos gewordenen Welt. Sie werden jedoch dann obsolet und kontraproduktiv, wenn sie auf Dauer als Übergangsobjekte funktionalisiert und psychisch benötigt werden. Denn die Erinnerung wird als totes Zeichen auf die Haut gebannt, der Affekt nach außen gelenkt und somit wird verhindert, dass Erinnerung mitsamt den daran geknüpften Affekten und Konflikten in der Debatte bleibt (vgl. Lorenzer 1981). Erinnerung wird auf diese Weise aufgespalten. Damit aber verschwindet die Irritation, der Konflikt ist stillgelegt und eine selbstreflexive Entwicklung nur als zeichenhaftes Klischee, durch Anbringung immer neuer Piercings und Tattoos, möglich. Konflikte aber werden auf diese Weise weder symbolisiert, noch mentalisiert, sondern gerinnen letztendlich zum ästhetisierten, aber leeren Zeichen auf der Haut.

Mit dieser Praxis versuchen Jugendliche den normativen Vorstellungen einer gesellschaftlichen Moderne entgegentzukommen, die zunehmend körperliche Schmerzen wie auch seelische Konflikte tabuisiert, weil nur noch Perfektion, Leistung und Flexibilität zu zählen scheinen. Körperliche Schmerzen aber, die zum einen an die Vergänglichkeit, die Verwundbarkeit und Endlichkeit des Körpers gemahnen, der fern davon ist, immer und zu allen Zeiten perfekt gestylt, allseits fit und ewig gesund zu sein, und seelische Konflikte, die trotz aller Anstrengungen nicht aus der Welt zu schaffen sind, erinnern jedoch daran, dass der Mensch auch schwach, unvollkommen und abhängig und nach wie vor und trotz aller Bemühungen nicht Herr oder Herrin im eigenen Hause ist. Diese Kränkung war immer schon existent, doch wird sie in einer Zeit besonders virulent, die Hedonismus, Narzissmus und Perfektion zum Leitideal einer Gesellschaft erkoren hat und geradezu gnadenlos Schwache, Kranke und Arme marginalisiert und sanktioniert, so als sei jeder und jede allein an dem eigenen Schicksal schuld.

Jugendliche, sensibilisiert durch die mannigfaltigen körperlichen und seelischen Veränderungsprozesse in der Adoleszenz, reagieren mit ihrem Körperkult auch auf diese Schattenseiten der gesellschaftlichen Moderne und verweisen mit ihrem teils autoaggressiven wie zugleich regressiven Verhalten auf die Defizite einer Entwicklung, die das Individuum vor immer größere Herausforderungen stellt, um es dann mit den Überforderungen und deren Folgen alleine zu lassen.

Literatur

- Adatto, Maurice (1993): *Lebendige Haut. Schmucktätowierungen und Dermatologie*. Basel/Schweiz (Editiones Roche).
- Assmann, Aleida (1999): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München (C.H. Beck).
- Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu post-modernen Lebensformen*. Hamburg (Hamburger Edition).
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Becker, Hans (1995): *Körpererleben und Entfremdung – Psychoanalytisch orientierte Konzentrierte Bewegungstherapie als Therapieeinstieg für psychosomatische Patienten*. In: Elmar Brähler (Hg.): *Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Körper und Seele*. Gießen (Psychosozial), 77-89.
- Benecke, Mark (2000): *First report of non-psychotic self-cannibalism (autophagy), tongue splicing and scar patterns (scarification) as an extreme form of cultural body modification in a Western civilisation*. In: *American Journal of Forensic Medicine and Pathology*, 20, 3, 281-285.
- Benthien, Claudia (1999): *Haut. Literaturgeschichte, Körperbilder, Grenzdiskurse*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Borkenhagen, Ada (2001): *Gemachte Körper. Körper- und Selbsterleben von Frauen, die sich zu einer Schönheitsoperation entschieden haben*. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaften* 3, 307-316.
- Brähler, Elmar (1995): *Körpererleben – ein vernachlässigter Aspekt der Medizin*. In: Elmar Brähler (Hg.): *Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Körper und Seele. Beiträge zur psychosomatischen Medizin*. Gießen (Psychosozial), 3-19.
- Brähler, Elmar, Burkhard Brosig, Andreas Hinz, Aglaja Stirn (2004): *Verbreitung von Körperschmuck und Inanspruchnahme von Lifestyle-Medizin in Deutschland*. In: *Forum Sexuaufklärung und Familienplanung* 1, 7-11.
- Cavelius, Alexandra, Sascha Wuillemet (1999): *Bodypainting. Henna, Tattoos, Piercing & Co*. Augsburg (Weltbild).
- Decker, Oliver (2003): *Vergötterte Körper*. In: *Psychosozial* 94, 13-24.
- Demoscopia, S.A. (2007): *Maras y Pandillas, Comunidad y Policía en Centroamerica. Hallazgos de un estudio integral*. Costa Rica/Guatemala (F & G Editores).
- Finke, Frank-P. (1996): *Tätowierungen in modernen Gesellschaften*. Osnabrück (Universitäts-Verlag Rasch) (Osnabrücker sozialwissenschaftliche Schriften Bd. 1).

- Flaake, Karin, Vera King (1992): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt (Fischer).
- Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Hall, Stuart (2000): Cultural Studies. Ausgewählte Schriften 1, 2, 3, Hamburg (Argument).
- Hein, Peter Ulrich (2003): Kunstkörper und Körperkunst – Identifikationsstrategien im säkularisierten Alltag. In: Psychosozial 94, 65-72.
- Herlyn, Gerrit (2002): Ritual und Übergangsritual in komplexen Gesellschaften. Sinn und Bedeutungszuschreibungen zu Begriff und Theorie. Hamburg (LIT).
- Hertrampf, Ruth, Anke Söthe, Susanne Stieber (2003): Körpergrenzen und Körperzeichen: Tattoo und Piercing. In: Elke Gaugele, Kristina Reiss (Hg.): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt a.M., New York (Campus), 113-124.
- Heudorf, Ursel, Gudrun Kutzke, Ursula Seng (2000): Tätowierungen und Piercing. Erfahrungen aus der infektionshygienischen Überwachung eines Gesundheitsamtes. In: Gesundheitswesen 62, 219-224.
- Hirsch, Mathias (Hg.) (2000): Der eigene Körper als Objekt. Zur Psychodynamik selbstdestruktiven Körpergerierens. Gießen (Psychosozial).
- King, Vera (2004): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden (VS).
- Laufer, Moses, Eglé M. Laufer (1989): Adoleszenz und Entwicklungskrise. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Lorenzer, Alfred (1981): Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. Frankfurt a.M. (Europäische Verlagsanstalt).
- Museum der Weltkulturen (2006): Schön, schöner, am schönsten. Menschen von Kopf bis Fuß. Ausstellungskatalog. Frankfurt a.M.
- Raithel, Jürgen (2005): Die Stilisierung des Geschlechts. Jugendliche Lebensstile, Risikoverhalten und Konstruktion von Geschlechtlichkeit. Weinheim, München (Juventa).
- Reichel-Dolmatoff, Elisabeth (1997): Vorwort. In: Karl Gröning, Ferdinand Anton: Geschmückte Haut. Eine Kulturgeschichte der Körperkunst. München (Frederking und Thaler), 12-15.
- Reiss, Kristina (2003): Heute bin ich so, morgen bin ich anders: Postmoderne Lebensstile als Medium jugendlicher Identitätsbildung. In: Elke Gaugele, Kristina Reiss (Hg.): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Insze-

- nierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt a.M., New York (Campus), 16-33.
- Rohr, Elisabeth, Mechtild M. Jansen (Hg.) (2004): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus (Ulrike Helmer).
- Rohr, Elisabeth (2008): Körpermanipulationen in der weiblichen Adoleszenz am Beispiel von Piercings und Tattoos. In: Psychosozial 112, 13-23.
- Rohr, Elisabeth, Julia Estor (2006): Unveröffentlichter Forschungsbericht: Die Schattenseiten der Moderne. Eine Untersuchung weiblicher Selbstschädigungsphänomene. Marburg.
- Roth, Marcus (2003): Das Körperbild im Jugendalter – Ein Literaturüberblick. In: Psychosozial 94, 91-101.
- Spiegel (2003): Nr. 25 vom 16. Juni 2003. Druckversion-Medizin: »Mehr als ein Modetrend« – Wissenschaft-SPIEGEL (www.spiegel.de/spiegel/0,1518,druck-253107,00.html).
- Stirn, Aglaja. (2001): Vom Initiationsritual zur geschmückten Haut. Tätowierung im Spiegel von Stammestraktionen und neuem Kunstverständnis. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 3, 284-306.
- Stirn, Aglaja (2003): Körperkunst und Körpermodifikation: Interkulturelle Zusammenhänge eines weltweiten Phänomens. In: Psychosozial 94, 7-11.
- Stockinger, Günther (2000): Körperkult: Freiwillig ins Folterstudio. In: Spiegel Nr. 13, 298-300.
- Streck, Bernhard (Hg.) (2000): Wörterbuch der Ethnologie. Köln (Hammer).
- Tillmann, Klaus-Jürgen (1999): Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Reinbek (Rowohlt).
- Zbinden, Véronique (1998): Piercing. Archaische Riten und modernes Leben. Engerda (Arun).

Abbildungsnachweise

Abb. 1: www.jmclajot.net/Scarification.html

Abb. 2: Museum der Weltkulturen 2006: Schön, schöner am schönsten. Menschen von Kopf bis Fuss. Frankfurt a.M., S. 33

Körper-Schmerz und der nicht fühlbare psychische Schmerz. Psychoanalytische Konzeptforschung zu somatischen Affekt-Äquivalenten¹

GERHARD BOLM

1. Einleitung

Wie quälende, lang andauernde Schmerzen ohne körperliche Ursache zustande kommen können, ist im Einzelfall immer wieder ein Rätsel. Oft suchen die Betroffenen einen Arzt nach dem anderen vergeblich auf und lassen ungeachtet des Aufwands und der oft schädigenden Folgen eine nicht endende Reihe von medikamentösen Behandlungen sowie häufig invasiven und wiederum schmerzhaften Untersuchungen oder gar Operationen über sich ergehen. Obwohl keine somatische Ursache gefunden und keine nennenswerte Schmerzlinderung erreicht wird, bleiben sie felsenfest vom Vorhandensein einer körperlichen Krankheit oder Schmerzursache überzeugt.

Die Betroffenen wirken oft wie vom Schicksal schwer geschlagen. In ihren chronischen Schmerzen scheint eine Tragik unveränderbar verkörpert. Ihre Klage bezieht sich auf ihren Körper – allerdings kann der latente, im Schmerz verborgene Affekt durch eine Reihe von indirekten Hinweisen erschließbar sein. Gelingt so in einer Anamneseerhebung eine Annäherung oder, darauf aufbauend, eine längere psychotherapeutische Begegnung, dann kann man in oft erschütternder Weise etwas von ihren

1. Der Tagungsvortrag wird hier in einer deutlich erweiterten Fassung wiedergegeben.

Belastungen und Traumata erfahren und die körperlichen Schmerzen als seelische zur Sprache bringen.

Schmerzen können (manchmal in Interaktion mit somatischen Faktoren) psychogen sein – sonst werden körperliche Verletzungen, Schädigungen von Nerven, bei Kopfschmerzen auch ein zu langer Gebrauch von Schmerzmitteln als Ursachen genannt. Schmerzen, die nicht auf körperlichen Ursachen beruhen und deren Entstehung stattdessen auf psychosoziale Belastungen zurückgeführt werden kann, bezeichnet man heute als *somatoforme Schmerzstörung* (ICD-10-Diagnose F45.4), früher wurden sie zu den funktionellen Störungen gerechnet. Um im Einzelfall festzustellen, ob chronische Schmerzen als somatoforme Schmerzstörung gesehen werden sollten, bedarf es der interdisziplinären Zusammenarbeit.

2. Rahmenbedingungen

In der Interdisziplinären Schmerzkonferenz² des Marburger Fachbereichs Humanmedizin treffen sich regelmäßig Schmerz-Spezialisten verschiedener Disziplinen zu Fallbesprechungen und zur Fortbildung. Dieser Kreis hat im Studiengang Humanmedizin ein klinisches Wahlpflichtseminar ›Schmerz‹ etabliert³, das dazu dienen soll, Studenten mit einer interdisziplinären Sicht von Schmerz vertraut zu machen. In je einem Teilseminar stellt jeder der beteiligten Fachvertreter⁴ seine Perspektive dar – so auch ich in einer Veranstaltung, in der es um die somatoforme Schmerzstörung geht.

Neben der Interdisziplinären Schmerzkonferenz gibt es in Marburg die Interdisziplinäre Schmerzambulanz (ISA)⁵ des Klinikums, in der sich Neurologen, Orthopäden, Neurochirurgen, Anästhesisten und Psychologen gemeinsam um Schmerzpatienten mit einem komplexeren Störungsbild bemühen. Mein Aufgabenfeld in dieser Ambulanz besteht darin, Patienten mit psychogenen Schmerzen zu beraten; einigen davon versuche ich mittels tiefenpsychologisch fundierter Psychotherapie zu helfen – so

2. Leiter: Dr. M. Teepker, Zentrum für Neurologie im Marburger Universitätsklinikum

3. unter Federführung von Prof. H.-D. Basler, Institut für Medizinische Psychologie

4. Beteiligt sind, z.T. mit auswärtigen Referenten, bisher die Disziplinen Anatomie, Anästhesie und Intensivmedizin, Neurologie, Neurochirurgie, Onkologie und Medizinische Psychologie.

5. Zentrum für Schmerztherapie im Klinikum (Geschäftsführender ärztlicher Leiter: Dr. G. Dinges, Klinik für Anästhesie und Intensivmedizin)

fern sie nicht anderer Hilfe, z.B. einer Unterstützung bei der Schmerzbewältigung oder stationärer Psychotherapie, bedürfen.

3. Konzeptforschung

Bei meinen Bemühungen, in den o.g. klinischen Wahlpflicht-Seminaren den Stand des Wissens über die somatoforme Schmerzstörung und meine Erfahrungen mit den davon betroffenen Patienten weiterzugeben, bin ich regelmäßig auf folgende Schwierigkeit gestoßen: Studenten können sich einen körperlich nicht begründeten Schmerz oft nur schwer vorstellen, solange sie keine *Konzepte* kennen, die ihn denkbar werden lassen. Vielmehr gehen sie ohne Kenntnis solcher Konzepte leicht davon aus, diese Schmerzen seien eingebildet, hypochondrisch übersteigert oder würden simuliert, um eine Rente oder ärztliche bzw. anderweitige Zuwendung zu erhalten. Es fehlen ihnen also zunächst Konzepte, die erschließen, dass somatoforme Schmerzen im Erleben der Patienten unzweifelhaft real und körperlich empfunden werden und dass diese aufgrund besonderer intrapsychischer und oft auch besonderer sozialer Umstände, aber ohne organische Ursache entstehen können.

Aufgrund dieser Unterrichtserfahrungen habe ich vor einigen Jahren damit angefangen, ein *Glossar*⁶ zum konzeptuellen Umfeld der somatoformen Schmerzstörung zu schreiben: ein Begriffswörterbuch, in dem die Konzepte, die ich in der psychoanalytisch-psychosomatischen Literatur zu den verschiedenen Aspekten dieses Themas gefundenen habe, unter theoretischen Gesichtspunkten zusammenstellt sind. Im Wahlpflichtseminar verwende ich das Glossar, indem ich anhand einzelner Konzepte die spezifischen Merkmale der somatoformen Schmerzstörung darstelle.

Leuzinger-Bohleber & Fischmann (2006) weisen darauf hin, dass – dem Freud'schen Junktum von Therapie und Forschung entsprechend – die psychoanalytisch-klinische Forschung in einem Prozess der zyklischen und wechselseitigen Bezugnahme von Theorie und Therapie bestehe. Dreher (1998) macht deutlich, dass Konzepte zum einen zwischen klinischer Praxis und empirischer Forschung zu vermitteln hätten und dass sie andererseits von Theorien, Begriffen und empirischen Befunden zu unterscheiden seien. Als Aufgabe von *Konzeptforschung* definiert sie die Untersuchung der historischen und/oder aktuellen Verwendung eines Konzepts in Klinik und/oder Forschung. Programmatisch gewendet:

6. Eine frühe und noch recht kurze Fassung dieses Glossars ist als Institutsbericht erschienen (Bolm 2000).

»Psychoanalytische Wahrnehmung ohne geeignete psychoanalytische Konzepte ist blind, psychoanalytische Konzepte ohne Beachtung psychoanalytisch relevanter Phänomene sind leer. Deshalb will Konzeptforschung mit ihren beiden miteinander verschränkten Dimensionen, der konzeptuellen und der empirischen, sowohl eine Ausdifferenzierung psychoanalytischer Konzepte, als auch eine Erweiterung der an der klinischen Erfahrung orientierten empirischen Indizienbasis anstreben.« (A.a.O., 74)

Konzepte sind in unserem Zusammenhang also das begriffliche Gerüst, das uns erlaubt, die funktionellen (vs. psychosomatischen⁷ vs. körperlich bedingten) Phänomene zu denken, die zusammenfassend als somatoforme Schmerzstörung bezeichnet werden. Eine Grundannahme meiner Arbeit ist so die im linguistic turn der Kulturwissenschaften verbreitete Auffassung, dass wir nur das diagnostizieren und folglich auch in der Therapie berücksichtigen können, was wir benennen können.

4. Konzepte, die die Entstehung von Schmerzen als körperliche Affekt-Äquivalente denkbar werden lassen

Die Entstehung von körperlichen Beschwerden, hier: Schmerzen, ohne zugrunde liegende somatische Ursache nennt man *Somatisierung*⁸. In der Literatur werden im Wesentlichen zwei Modi von Somatisierung unterschieden:

- die Konversion (die körpersprachliche Darstellung eines inneren unbewussten Konflikts – hier nicht weiter berücksichtigt) und
- die Bildung von körperlichen Affekt-Äquivalenten (anstelle eines unerträglichen und nicht fühlbaren Affekts treten Schmerzen oder andere körperliche Symptome auf).

Im Folgenden möchte ich mich ganz auf die Bildung von körperlichen Affekt-Äquivalenten konzentrieren und, z.T. anhand von Fall-Vignetten und annähernd so wie im oben genannten Glossar, darstellen, wie man sich einem Verständnis dieses Somatisierungsmodus konzeptuell annähern kann.

7. Bei psychosomatischen Erkrankungen geht man auch von einer Psychogenese, allerdings im Gegensatz zu den somatoformen Störungen, von einem körperlichen Befund aus. Aus körperlichen Affekt-Äquivalenten können auch schwere, sogar lebensgefährliche psychosomatische Erkrankungen werden.

8. Details zur Somatisierung folgen in den Abschnitten 4.1 und 4.2.

4.1 DIE BILDUNG KÖRPERLICHER AFFEKT-ÄQUIVALENTE ALS TRAUMAFOLGE

In den letzten Jahren wird als Ursache von Somatisierungen, speziell der Bildung körperlicher Affekt-Äquivalente, insbesondere eine *Traumatisierung* thematisiert, d.h. die Konfrontation mit einer psychisch nicht verarbeitbaren Erfahrung. Diese Sichtweise möchte ich durch ein längeres Zitat aus der sehr anschaulichen Darstellung von Kütemeyer (2008) darstellen:

»Die entscheidende Bedingung der Entstehung des psychogenen Schmerzes ist eine durch biographische Traumen entstandene *Schmerzneigung*. Engel (1959) spricht von den ›pain prone patient‹, die in der Kindheit Deprivation, Gewalt oder sexuelle Übergriffe erlitten haben und dabei unter Drohungen der Täter dem Druck zur Geheimhaltung ausgesetzt waren. Zum Selbstschutz schaffen es die Betroffenen, diese Kränkungen klaglos durch frühes Erwachsenwerden, Leistung, Durchhalten, Aushalten lange zu kompensieren. Latent, im Körpergedächtnis, bleibt aber eine Erinnerung an die erlittenen Schmerzen bestehen – und eine sehnsüchtige Bindung an die früheren Aggressoren (›Identifikation mit dem Aggressor‹) mit der Folge introjizierter Schuldgefühle und Strafbedürfnisse (›ich bin so schlecht, dass man mich misshandeln musste‹). Es wird eine Verbindung von Schuld, Strafe und Schmerz gebahnt (poena⁹ und pain sind sprachverwandt). Auch die Schmerzneigung ist zu erkennen: Kopf, Unterbauch – oder Rückenschmerzen, Migräne und Dysmenorrhoe¹⁰ lassen sich bis in die Kindheit und Jugend zurückverfolgen: Die latente Schmerzerinnerung macht sich schon früh bemerkbar. Nach einer erneuten *Enttäuschungs- oder Verlustsituation*, für die es wiederum (da sie zum Strafbedürfnis passt) keine angemessene Klage, Anklage oder Gegenwehr gibt, wird ein zunächst harmloser Körperschmerz, oft nach einem Sturz, aufgegriffen, um dem seelischen Leiden Ausdruck zu geben. Der Körperschmerz wird abgespalten, dissoziiert und in den Dienst des ›Verschmerzens‹, der Traumaverarbeitung gestellt: Er ist zum Erinnerungsschmerz geworden.« (Kütemeyer 2008, 74f.; Hervorhebungen G.B.)

Als wesentlicher unbewusster intrapsychischer Prozess, der zur Somatisierung beiträgt, wird hier die *Dissoziation* genannt: Mit traumatischen Erlebnissen verbundenes psychisches ›Material‹, das noch nicht zur Sprache gebracht und verstanden werden konnte, wird vom ›normalen Erleben‹ abgespalten. So dient die Dissoziation dem psychischen Überleben. Die im Zusammenhang mit der Traumatisierung entstandenen somatoformen Schmerzen werden verstehbar als »[...] Reaktivierung der traumabezoge-

9. Poena, lat.: Strafe

10. Dysmenorrhoe: schmerzhaftes Regelblutung.

nen Erinnerung, und sie sind körperlich oft dort lokalisiert, wo Verletzungen oder andere traumatisierende Einwirkungen stattgefunden hatten« (Howell 2005, 142; Übersetzung G.B.).

So hilfreich der beschriebene Zugang zum Verständnis der somatoformen Schmerzstörung in vielen Fällen ist – er bedarf, wie unten gezeigt wird, der Ergänzung durch andere Sichtweisen. Die Konzepte, die ich im Folgenden heranziehe, stammen aus der Klein-Bion-Schule der Psychoanalyse. Melanie Klein und ihre Schüler/-innen Bion, Segal und andere haben in London seit den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch ihre Erkundungen des Seelenlebens von psychisch schwer gestörten, z.T. auch psychotischen Kindern und Erwachsenen Perspektiven entwickelt, die weit reichenden, aktuell gebliebenen Einfluss auf die psychoanalytische Theorie hatten und auch die psychoanalytische Psychosomatik revolutioniert haben (vgl. Beland 1997).

4.2 DIE BILDUNG KÖRPERLICHER AFFEKT-ÄQUIVALENTE AUFGRUND UNZUREICHENDER SYMBOLISIERUNGS-KOMPETENZ¹¹

Fall-Vignette 1¹²: Im Alter von 55 Jahren entwickelt die Ehefrau eines Großbauern (vier Kinder) einen kribbelnden, stechenden, neurologisch nicht nachvollziehbaren Schmerz in der rechten Gesichtshälfte, der chronifiziert. Die Vorgeschichte zeigt eine Reihe von Operationen sowie eine Reihe von Unfällen und z.T. ebenfalls chronischen körperlichen Erkrankungen, die von den behandelnden Ärzten nicht mit den Schmerzen in Zusammenhang gebracht werden können. Darüber hinaus stehen der Verlust einer näheren Verwandten durch Unfall sowie der Auszug des Sohnes im zeitlichen Zusammenhang mit der Schmerzentstehung. Während der tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie dieser Patientin stirbt ihr Mann unerwartet, woraufhin seine Frau zunächst fast psychotisch reagiert. Im Verlaufe der Psychotherapie wird an verschiedenen Stellen deutlich, dass sich diese Patientin, als Jüngste sehr vieler Geschwister, in ihrer Kindheit durch die hart arbeitenden Eltern (ebenfalls in der Landwirtschaft tätig) sehr verlassen gefühlt hat. Zeitlebens hat sie die hieraus resultierende latente Depression hinter einer Fassade von tätigem Optimismus verborgen, die schließlich mit der Schmerzentwicklung zusammenbrach und sie in die Psychotherapie brachte. In der Psychotherapie ist die Patientin nicht dazu in der Lage, ihre latent kommunizierten Affekte als zu sich gehörig

11. Symbolisierung: nach Bion (1990) mentale ›Verdauung‹ von Erfahrungen, wie im Folgenden erläutert

12. Alle Falldarstellungen sind zum Schutze der Anonymität der Patienten verfremdet.

zu betrachten und wehrt sie ab mit Äußerungen wie z.B.: Alles sei nicht so schlimm, und es sei eine Lüge, ihr eine Depression »anzuhängen«. Offenbar hat sie keine Möglichkeit entwickeln können, sich ihrer Affekte anzunehmen; der innere Raum, der eine Symbolisierung hätte ermöglichen können, fehlt weitgehend.

Wie dieser innere Raum entstehen kann, hat Bion (1990) in seinem *Modell der frühkindlichen Kommunikation* formuliert, das Gutwinski-Jeggle (1997) wie folgt zusammengefasst hat:

»Unerträgliche Sorgen und Schmerzen suchen einen Container. Dieser wird – wenn es gut geht – vom Primärobjekt [der Mutter, G.B.] zur Verfügung gestellt. Die auf das Kind bezogene Mutter nimmt in ihrer »rêverie« über das Kind dessen Zustände von unaushaltbarem, roh körperlich und seelisch empfundenem Mißbehagen auf; hält also die Not des Kindes aus, ja »verdaut« sie mit Hilfe des »Verdauungsfermentes« Verständnis und kann so die schlimme Befindlichkeit ihres Kindes immer wieder neu in Erträgliches und daher psychisch Repräsentierbares transformieren. Eine einfühlsame Mutter wird ihr schreiendes Kind nicht nur hören und sich ihm zuwenden, sondern auch versuchen, an der Art seines Schreiens dessen Botschaft zu verstehen und so die Ursachen und Gründe für sein Unglück zu erspüren und zu beheben trachten [...]. Die Beruhigung von außen wirkt beruhigend nach innen und besänftigt sozusagen die inneren Verfolger, die, auf der somato-psychischen Grenze liegend, in Form von körperlichem Mißbehagen bis hin zu Vernichtungsängsten angreifen und das Selbst in seiner Kohärenz bedrohen.« (Gutwinski-Jeggle a.a.O., 145f.)

Wird der hier beschriebene Prozess immer wieder erlebt, kann das Kind das mütterliche Verstehen verinnerlichen und zunehmend selbst seine Erfahrungen mental verarbeiten.

Ausgangspunkt der Bildung körperlicher Affekt-Äquivalente ist in diesem Modell – zusammenfassend formuliert – ein unerträglicher Affekt. Dieser Affekt kann primär unerträglich dadurch sein, dass er ursprünglich nicht auf eine Bezugsperson stieß, die ihn verstehen konnte. Dies führt dazu, dass er psychisch, d.h. durch *Symbolisierung*, nicht verarbeitet werden kann – er kann mental nicht »verdaut« werden. Sekundär (später im Leben) wird der Affekt unerträglich, weil er bei einer gegebenen psychischen Struktur¹³ nicht symbolisierbar ist. Der unerträgliche Affekt kann, weil psychisch nicht verarbeitbar, nicht zu einer fühlbaren Emotion (z.B. psychischer Schmerz) werden und wird stattdessen in den Körper projiziert.

13. Psychische Struktur: Ausmaß, in dem das unbewusste Netzwerk von affektiven, kognitiven und somatischen Repräsentationen von Selbst, Objekten und Interaktionsmustern integriert vs. fusioniert oder gespalten ist.

ziert. Er erscheint dann beispielsweise als körperlicher Schmerz im Rahmen einer somatoformen Störung und stellt in Belands etwas monströser Formulierung eine »körperreaktive Beurteilung der nichtverstehenden Zurückweisung von Unerträglichkeit« dar (Beland 1997, 57).

Als zentraler unbewusster intrapsychischer Prozess, der der *Somatisierung*, hier: der Bildung der körperlichen Affekt-Äquivalente zugrunde liegt, wird in diesem Modell die Projektion gesehen: die Ausstoßung von »Unverdaulichem«, die Bion zufolge »den Körper bis zu einem Punkt bombardiert, an dem ein Teil von ihm verrückt wird« (Bion 1963, 218; zit.n. Trempler 2002, 121; Übersetzung G.B.). Der *Körper* wird so als ein Behälter konzipiert, der auf äußerst konkrete Weise angefüllt wird; die körperlichen Beschwerden haben für die Betroffenen subjektiv einen konkreten, rein faktischen Charakter (»körperliche Krankheit«) und keine anderweitige Bedeutung.

4.3 SCHMERZ ALS INNERES OBJEKT¹⁴

Die unerträglichen und psychisch kaum verarbeitbaren Lebenserfahrungen, die zur Entwicklung einer somatoformen Schmerzstörung führen können, können Schmerzen einen spezifischen intrapsychischen Stellenwert verleihen:

4.3.1 Schmerz als Täter – der Patient als Opfer

Viele Patienten mit somatoformer Schmerzstörung haben zeitweise Gewalt erfahren. In der psychoanalytischen *Objektbeziehungstheorie* wird angenommen, dass das Selbst die Erfahrungen mit Anderen »auf einem neuen, intrapsychischen Schauplatz« wiederholt (Boszormenyi-Nagy 1975, 55). Der Schmerz wird so oft zu einem *inneren Objekt*, quasi zu einem Täter, und die Betroffenen fühlen sich dann im Erleben ihrer Schmerzen so als Opfer, wie sie sich in ihrem Leben auch zeitweise als Opfer erlebt haben. Heftiger chronischer Schmerz schafft ein oft »höllisches« inneres Milieu, das einem äußeren Milieu von Gewalt und Lieblosigkeit entspricht:

»Es ist offensichtlich, daß die im innersten Beziehungsdrama des Ich [genauer: im Verhältnis von Selbst und innerem Objekt, G.B.] gespielten Rollen die Erfahrungsweisen äußerer Objektbeziehungen duplizieren: Anerkennung, Haß, Liebe, Gleichgültigkeit usw. Hier liegt eine von Freuds nachhaltigsten Leistungen vor: Er hat das Prinzip der begebnungsartigen Beschaffenheit der Existenz auf die inneren Bereiche der Psyche ausgelehnt« (a.a.O., 55f.) – und ermöglicht uns heute dadurch in vielen Fällen ein Verständnis der besonderen Beziehung, die Patienten zu ihren Schmerzen

14. Das Konzept der inneren Objekte wird im folgenden Abschnitt erläutert.

haben, wie auch der besonderen Beziehungen, zu der sie leider manchmal ihre Behandler verführen bzw. zu der sich Behandler verführen lassen: Auch in der Behandler-Patient-Beziehung finden sich manchmal Beziehungsmuster, die sich als Reinszenierungen von Gewalterfahrungen verstanden lassen.

4.3.2 Schmerz als Verweis auf Abwesendes

Einen anderen Zugang zur Frage nach dem intrapsychischen Stellenwert von körperlichen Schmerzen ermöglicht die folgende Theorie von Bion (1990): Schmerzen, also etwas Unangenehmes, das man hat und loswerden möchte, können im Unbewussten für etwas stehen, das fehlt, z.B. für Liebe. »Hunger haben« heißt im Französischen »manger de la vache enragée« (»eine wütende Kuh essen« [Segal 1996, 35]), und in unserem Sprachraum kennen wir beispielsweise den »nagenden Hunger«: »Hunger wird als Verfolgung empfunden. [...] Körperliche Erfahrungen werden als phantasierte Objektbeziehungen erlebt, wodurch sie emotionale Bedeutungen erhalten.« (Segal a.a.O.)

Bion (a.a.O.) drückt diesen Gedanken wie folgt aus: Wenn ein Säugling ein »Bedürfnis nach der Brust« (d.h. Hunger) hat, dann macht er eine unangenehme emotionale Erfahrung in Form der Empfindung, dass er »eine böse Brust in sich« hat. »Das Kind empfindet nicht, daß es sich eine gute Brust wünscht, sondern es fühlt, daß es wünscht, eine schlechte auszuschneiden.« (A.a.O., 81, 84, 162) Patienten mit einer somatoformen (Schmerz-)Störung wünschen in der Regel nichts so sehr, wie ihre Beschwerden los zu werden. Einen Wunsch nach Verständnis können sie noch nicht empfinden. Meine Annahme ist – Bions Gedanken entsprechend –, dass in bestimmten Fällen (insbesondere solchen mit psychotischer oder Borderline-Struktur) psychogener Schmerz oder Symptome einer anderen somatoformen Störung als präsymbolische Äußerungsformen von emotionalen Mangelzuständen verstanden werden können. Schmerzen stehen hier also für ein »böses inneres Objekt«.

Dass viele Patienten mit einer somatoformen Schmerzstörung ihren Behandlern gegenüber enormen Druck ausüben, damit ihr Schmerz (das, was sie *haben*) »weg gemacht« wird, wird so verstehbar – denn das abwesende gute Objekt ist für sie das anwesende »böse«. Wenn Behandler wissen, dass der Druck des Patienten auf den Mangel an einer verständnisvollen Bezugsperson (Container) verweist (was ihnen *fehlte*), kann es ihnen leichter fallen, dem Handlungsdruck des Patienten zu widerstehen.

4.4 SCHMERZ UND DIE SYMBOLISCHE GLEICHSETZUNG

Fall-Vignette 2⁵: Ein ca. 50-jähriger Mann sucht mich aufgrund einer ärztlichen Empfehlung wegen chronischer Ganzkörper-Schmerzen auf (Kopf, Nacken, Rücken, alle wesentlichen Gelenke). In der nur sehr kurz und unter großem inneren Druck des Patienten erhobenen Anamnese wird deutlich, dass ihn z.Zt. neben den Schmerzen vor allem ein Umstand akut belastet und unter großen psychischen Druck setzt: dass er sich von seiner im selben Haus wohnenden Schwiegermutter dauernd beobachtet fühlt. Diese solle daher dringend in ein Altersheim.

Als ich ihn frage, ob er sich denn auch sonst manchmal beobachtet fühle, berichtet er davon, dass eine Frau, an der er früher einmal Interesse gehabt habe, ihn manchmal dann, wenn er an ihrem Hause vorbei gehe, hinter den Gardinen beobachte.

Die Erhebung der Anamnese ergibt weiter, dass der Patient viele Geschwister hatte und sich von seiner Mutter sehr wenig geliebt fühlte; sie habe ihn und seine Geschwister mehrfach in drastischen Worten wegge wünscht (sinngemäß: »Hätt' ich euch doch in den Fluss geschissen!«).

Segal (1999) hat in ihren Untersuchungen psychotischer Denkstörungen ein Konzept entwickelt, das uns helfen kann, die erstaunlichen kognitiven Prozesse des gerade vorgestellten Patienten zu verstehen. Ich möchte folgende, hier nur holzschnittartig ausführbare Hypothese vorschlagen:

Die störend beobachtende Schwiegermutter lässt sich – vor dem Hintergrund der im vorangegangenen Abschnitt dargestellten Theorie Bions – semiotisch verstehen: als Zeichen, das der Patient für etwas verwendet, das ihm in seiner Kindheit an seiner Mutter vermutlich fehlte (ihre Präsenz: dass sie sorgfältig nach ihm schaute). In ähnlicher Weise kann angenommen werden, dass der störende vorhandene Schmerz (ein Ganzkörperschmerz!) für das steht, was ihm an seiner Mutter fehlte. Die Art, in der hier jeweils ein Zeichen (Schwiegermutter, Schmerz) auf etwas Bezeichnetes verweist (die abwesende, eben nicht sorgsam beobachtende Mutter der Kindheit des Patienten), ist eine besondere – das zeigt der imperativische und unhinterfragbare psychische Druck, dem zufolge die Schwiegermutter ins Heim soll. Segals Konzept der symbolischen Gleichsetzung beschreibt, wie in Fällen wie dem unsrigen eine potenziell symbolische Verweisstruktur (die Relation Zeichen-Bezeichnetes ist flexibel und

15. Der Patient gehört zu den Fällen, die ärztlich gut untersucht sind und bei denen kein körperlicher Befund die auftretenden Schmerzen erklären kann. Leider habe ich den Patienten in einer Art von Krisenintervention nur kurz kennen gelernt. Daher muss ich mich hier auf einen engen Ausschnitt von Informationen über ihn beschränken.

vieldeutig) in quasi psychotischer Weise zusammenbricht und zu einer 1:1-Beziehung regrediert: »Schwiegermutter ist die unerträglich abwesende Mutter«, »Schmerz ist die unerträglich abwesende Mutter«. Die Schwiegermutter erinnert den Patienten an etwas, was früher für ihn unerträglich war. Dass diese Schwiegermutter jetzt imperativisch »weg« soll, ergibt sich nach Segal aus dem Zusammenbruch seines Denkens an dieser Stelle.

Das Konzept der symbolischen Gleichsetzung erlaubt in vielen Fällen ein Verständnis des oft sehr am *Konkreten* hängenden Denkens von Patienten mit somatoformer (Schmerz-)Störung: Die körperlichen Beschwerden sitzen so unmittelbar »unter der Haut«, sind so abstandslos konkret störend da, dass sie unbedingt möglichst sofort »weg gemacht« werden sollen – »es ist, wie es ist«, und jeder Versuch, eine Meta-Perspektive einzunehmen und mögliche psychische und/oder soziale Determinanten der Störung in den Blick zu nehmen, wird als feindlich gesonnene und grob missverstehende Psychologisierung brüsk zurückgewiesen.

5. Therapeutische Konsequenzen

Wenn ein längerer therapeutischer Dialog mit Patienten mit einer somatoformen Schmerzstörung gelingt, treten die Schmerzen allmählich in den Hintergrund. In Gegenwart eines hinreichend verständnisvollen Gegenübers lässt der Druck, etwas (»weg«) zu machen, nach, und das Gespräch gewinnt an Bedeutung. Die Schmerzen können langsam klarer als körperliche Äquivalente von meist extremen Affekten gesehen werden, die zunächst unfassbar, unverdaulich und unfühlbar waren. In der Therapie kann es dann darum gehen, die emotionale Erfahrung zu entdecken, die der Patient noch nicht fühlen und »verdauen« kann und dieses Fühlen und »Verdauen« zunächst für ihn zu übernehmen – damit er dieses allmählich selber kann (Meltzer 1986, 37).

Literatur

- Beland, Hermann (1997): Die schwere soziale Geburt des psychosomatischen Menschen oder das unbewusste Menschenbild in der psychosomatischen Medizin. In: Reinhard Herold, Jürgen Keim, Hartmuth König, Christoph Walker (Hg.): »Ich bin doch krank und nicht verrückt«. Moderne Leiden – Das verleugnerte und unbewusste Subjekt in der Medizin. Tübingen (Attempo Verlag), 47-59.
- Bion, Wilfred R. (1990): Lernen durch Erfahrung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

- Bolm, Gerhard (2000): Funktionelle bzw. somatoforme Schmerz-Störungen – ein Glossar. Arbeitspapier 2000-1 aus dem Institut für Medizinische Psychologie Marburg.
- Boszormenyi-Nagy, Imre (1975): Eine Theorie der Beziehungen: Erfahrung und Transaktion. In: Imre Boszormenyi-Nagy, James L. Framo (Hg.): Familientherapie. Bd. I, Reinbek (Rowohlt), 51-109.
- Dreher, Anna Ursula (1998): Empirie ohne Konzept? Einführung in die psychoanalytische Konzeptforschung. Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse).
- Gutwinski-Jeggle, Jutta (1997): Wenn der Körper – nicht – spricht. In: Reinhard Herold, Jürgen Keim, Hartmuth König, Christoph Walker (Hg.): »Ich bin doch krank und nicht verrückt«. Moderne Leiden – das verleugnete und unbewußte Subjekt in der Medizin. Tübingen (Attempto Verlag), 136-155.
- Howell, Elizabeth F. (2005): The dissociative mind. New York, London (Routledge).
- Kütemeyer, Mechthilde (2008): Erinnerungsschmerz und Schmerzerinnerung. Erstbegegnung mit Schmerzpatienten. ZPPM, Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin, Jg. 6, Heft 4, 73-85.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne, Tamara Fischmann (2006): What is conceptual research in psychoanalysis? International Journal of Psychoanalysis 87, 1355-1386.
- Meltzer, Donald (1986): Studies in extended metapsychology. Clinical applications of Bion's ideas. O.O. (Clunie Press).
- Segal, Hanna (1996): Traum, Phantasie und Kunst. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Segal, Hanna (1999): Ödipuskomplex und Symbolisierung. In: Heinz Weiß (Hg.): Ödipuskomplex und Symbolbildung. Tübingen (edition diskord), 48-61.
- Trempler, Volker (2002): Arbeiten mit Bion: Körpersymptome und die Umkehrung der Alpha-Funktion. In: Mathias Hirsch (Hg.): Der eigene Körper als Symbol? Gießen (Psychosozial-Verlag), 115-146.

Körperliche Aktivität und Rückenschmerz

CORINNA LEONHARDT

Zum Forschungshintergrund

»Körpererleben« wird hier innerhalb eines wissenschaftlichen Paradigmas behandelt, welches von einer bio-psycho-sozialen Sichtweise auf den (schmerzenden) Körper ausgeht und die körperliche Aktivität wie auch den Schmerz über quantitative Messinstrumente (hier über Fragebögen) an Stichproben untersucht. Forschungsmethodisch geht es demnach um einen naturwissenschaftlichen Zugang, Hypothesen mithilfe von Statistiken im Rahmen von klinischen Studien zu prüfen.

Es treffen sich hier zwei Forschungsstränge aus dem Bereich der Medizin- und Gesundheitspsychologie: zum einen Erkenntnisse aus der klinisch-psychologischen Forschung zur Entstehung und Chronifizierung des Rückenschmerzes, zum anderen aus den Präventions- und Gesundheitswissenschaften das Wissen über die Notwendigkeit eines körperlich-aktiven Lebensstils und sportlicher Betätigung, um Gesundheit und Lebensqualität zu erhalten, und damit auch Schmerz zu verhindern.

Der angenommene Zusammenhang zwischen körperlicher Ertüchtigung und Rückenschmerz wird in dem markanten Satz einer Fitnesskette deutlich: »Ein starker Rücken kennt keinen Schmerz«.

Hierbei drängen sich folgende Forschungsfragen auf:

- Ist eine geringe körperliche Aktivität ein Risikofaktor für (chronischen) Rückenschmerz?
- Ist ein »trainierter Rücken« ein Schutzfaktor gegenüber Rückenschmerzen?
- Welchen Stellenwert hat körperliche Aktivierung (»Exercise«) in der Therapie bei Rückenschmerzen?
- Gibt es Hinweise zu Wirkungspfaden und Dosis-Wirkungs-Beziehungen?

Körperliche Aktivität wird hier in dem Sinne verstanden, dass es um jede körperliche Bewegung geht, die durch die Skelettmuskulatur produziert wird und den Grundumsatz anhebt, dabei meist eine positive Korrelation mit körperlicher Fitness aufweist (vgl. Biddle/Mutrie 2001, 7; Abu-Omar/Rütten 2006). Aus gesundheitspsychologischer Sicht bedeutsam ist hier vor allem die sog. »Health enhancing physical activity« (HEPA), die einen körperlichen Nutzen verspricht und kein übermäßiges gesundheitliches Risiko beinhaltet. Dieser Beitrag widmet sich demnach nicht den Wirkungen und Risiken des Leistungssports, sondern blickt eher auf die Arten von körperlicher Aktivität, die helfen, gesundheitsbezogene Lebensqualität zu erhalten. Zur Beschreibung ist es dabei wichtig, Intensität, Dauer, Häufigkeit und Art der Aktivität zu erheben – gesundheitsförderlich sind vor allem moderate aber regelmäßig ausgeführte Aktivitäten. Das American College of Sports Medicine (vgl. Haskell et al. 2007) empfiehlt z.B. fünf mal pro Woche mindestens 30 Minuten moderater Aktivität oder drei mal die Woche mindestens 20 Minuten intensiver körperlicher Aktivität, um ein Minimum für die Gesunderhaltung zu tun.

(Die Intensität wird dabei häufig in sog. metabolischen Einheiten dargestellt, d.h. als Energieumsatz in metabolischen Äquivalenten im Verhältnis zum Grundumsatz im Sitzen: MET-Stunden/Woche. *Moderate Aktivität* wäre demnach ein normaler Spaziergang, *intensive Aktivität* z.B. Joggen oder zügiges Radfahren.)

Bei den Rückenschmerzen soll in diesem Beitrag vor allem auf die große Gruppe »unspezifischer Kreuzschmerzen« eingegangen werden. Hier von wird gesprochen, wenn sich bei Kreuzschmerzen unterhalb der 12. Rippe bis zum Kreuzbein für die Beschwerden kein somatischer Auslöser findet und sich kein zentraler Pathomechanismus erkennen lässt.

Rückenschmerzen gehören zu den häufigsten Schmerzbeschwerden (vgl. Kröner-Herwig 2000). Die Prävalenzraten sind in fast allen Industrienationen vergleichbar und liegen bei einer Lebenszeitprävalenz von 65-85 Prozent (vgl. Schmidt et al. 2007, Raspe et al. 2004).

Sozialmedizinisch bedeutsam ist, dass Rückenerkrankungen zu den teuersten Gesundheitsstörungen gehören und dies vor allem durch die etwa 10 Prozent Patienten mit chronischen Verläufen (vgl. Hildebrandt et al. 2005). Nach neueren Schätzungen heilen mindestens 50 Prozent der Erkrankungen spontan innerhalb von vier bis sechs Wochen, dennoch ist es bisher schwierig, langfristig wirksame Therapieansätze für chronifizierte Rückenschmerzen zu finden.

Psychosoziale Risikofaktoren sind im Chronifizierungsprozess bedeutsam – hierzu gehören z.B. bestimmte Einstellungen und Kognitionen des Betroffenen (wie auch der Behandler), Ängste und Depressivität, Stresserleben privat und im Beruf. Nicht mechanische Arbeitsbelastung, sondern

Arbeitsunzufriedenheit ist einer der stärksten Prädiktoren für eine Chronifizierung (vgl. Linton 2001).

Der Zusammenhang zwischen körperlicher Aktivität und Rückenschmerz aus psychologischer Sicht

Bedeutsam sind in der psychologischen Schmerzforschung vor allem zwei Modelle, die von unterschiedlichen Bewältigungsmöglichkeiten bei Patienten mit Rückenschmerzen ausgehen.

Das eine ist das sog. »Fear Avoidance Modell« (*Angst-Vermeidungs-Modell*, vgl. Leeuw et al. 2007; Vlaeyen/Linton 2000), welches davon ausgeht, dass es bestimmte Patienten mit Rückenschmerzen gibt, die katastrophisierende Gedanken und Schmerzängste entwickeln. Dies führe zu einem Vermeidungsverhalten und damit auch zu einer Reduzierung der körperlichen Aktivität. Langfristig würde es dadurch zu einem Verlust an Fitness und Muskelkraft kommen, was die Chronifizierung begünstige.

Ein anderes Modell, das sog. »Fear Avoidance Endurance Modell« einer Bochumer Arbeitsgruppe (vgl. z.B. Hasenbring et al. 2006) beschreibt eine weitere Gruppe von Schmerzpatienten, die anders mit ihrem Schmerz umgehen: Hiernach gäbe es Patienten, die ihren Schmerz und entsprechende Gedanken eher unterdrücken, dabei »Durchhaltestrategien« entwickeln, was zu einer Überbeanspruchung und Hyperaktivität der Muskulatur und damit zu Schmerz führe. Querschnittlich wären hier im ganzen höhere Aktivitätslevel zu erwarten, obwohl der Umgangsstil nach einem »Alles-oder-Nichts-Gesetz« wohl auch sehr stark fluktuierende Aktivitätsniveaus erwarten ließe.

Kritisch hinterfragt wird seit kurzem im Rahmen des Angst-Vermeidungs-Modells die Entstehung des sog. »Disuse-Syndroms«, welches die physiologischen und psychologischen Konsequenzen langer Inaktivität beschreibt. Länger anhaltendes Vermeidungsverhalten und körperliche Inaktivität hätten Auswirkungen auf die Muskulatur und das Herz-Kreislaufsystem, so dass es nach dem Modell zu einer Dekonditionierung der Muskulatur kommen solle.

Vor kurzem wurde diese Kritik in einem Editorial der Fachzeitschrift *Pain* von Smeets und Wittink (2007) zusammengefasst unter der Überschrift »The deconditioning paradigm for chronic low back pain unmasked?«. Anlass bot eine sehr gut durchgeführte Studie von Bousema et al. (2007), die längsschnittlich nicht zeigen konnte, dass es bei einer größeren Gruppe von subakuten Rückenschmerzpatienten zu einer bedeutsamen Abnahme des Aktivitätsniveaus oder auch zu Dekonditionierungszeichen

kam. Ängstliche Überzeugungen waren kein bedeutsamer Vorhersagefaktor für ein reduziertes Aktivitätsniveau ein halbes Jahr später.

Hinsichtlich der *Entstehung und Chronifizierung des Rückenschmerzes* ist die Rolle körperlicher Aktivität uneindeutig. Mehrere große Längsschnittstudien konnten in jüngster Zeit den protektiven Effekt ausreichender körperlicher Aktivität oder guter körperlicher Fitness zeigen (vgl. z.B. Enthoven et al. 2006; Hartvigsen/Christensen 2007). Geringe körperliche Aktivität konnte jedoch nicht durchgängig als Risikofaktor nachgewiesen werden.

Querschnittlich finden sich ähnlich unterschiedliche Studien: Manche zeigen bei Patienten ein geringeres Niveau körperlicher Aktivität als bei Gesunden (vgl. Spenkeli et al. 2002; Nielsens/Plaghki 2001), andere wiederum sehen das quantitative Ausmaß körperlicher Aktivität von Rückenschmerzpatienten ähnlich wie bei Gesunden (vgl. Verbunt et al. 2001; Wittink et al. 2000). Verbunt und Kollegen beschrieben 2005 (vgl. Verbunt et al. 2005), dass vor allem die Abnahme der gängigen Alltagsaktivität Auswirkungen auf die Funktionsfähigkeit der Schmerzpatienten hatte. Berücksichtigt werden muss auch, dass in den Studien körperliche Aktivität mit unterschiedlichen Messmethoden erhoben wurde (Selbstbericht im Fragebogen, ambulante Assessmentverfahren oder Accelerometer, d.h. transportable Beschleunigungssensoren, die z.B. an der Hüfte befestigt werden). Eine wichtige beeinflussende Variable scheint der Beschäftigungsstatus zu sein, häufig finden sich auch Geschlechtseinflüsse.

Körperliche Aktivität hatte sich in den letzten Jahrzehnten als *wichtiges therapeutisches Konzept* bei Rückenschmerzen durchgesetzt. Viele Leitlinien zur Behandlung des Rückenschmerzes empfehlen ein schnelles Wieder-Aufnehmen der Alltagsaktivitäten wie auch regelmäßige körperliche Aktivität zur Prävention chronischer Rückenschmerzen (vgl. z.B. DEGAM-Leitlinie Kreuzschmerzen, Becker et al. 2003). Die europäische Arbeitsgruppe zur Leitlinienerstellung COST B13 (vgl. Airaksinen et al. 2006) kommt in ihrer evidenzbasierten Leitlinie zum chronischen Rückenschmerz jedoch zu recht vorsichtigen Schlüssen: Es gäbe moderate Evidenz, dass »Exercise-Therapie« (körperliche Übungstherapie) effektiver sei zur Reduktion von Schmerz oder Funktionseinschränkung als passive Behandlungsmaßnahmen. Starke Evidenz spräche dafür, dass sie mittelfristig besser sei als eine reine Allgemeinarztversorgung. Es gäbe jedoch auch starke Evidenz, dass Rekonditionierung und Kräftigungs-Übungen nicht besser seien als andere körperliche Aktivitäten. Ebenso viele gute Studien würden belegen, dass die erzielten Veränderungen in Schmerz und Funktionsfähigkeit sich nicht direkt durch verbesserte körperliche Leistungsfähigkeit erklären lassen.

Van Tulder und Kollegen (2007) merken selbstkritisch an, dass viele der in einem früheren Review verwendeten Studien zur »Exercise-Therapie«

zwar statistische Signifikanzen berichtet hätten, die klinische Relevanz der Veränderungen aber gering sei. Nur 6 von 43 Studien zur »Exercise-Therapie« konnten sowohl statistisch als auch klinisch relevante Ergebnisse bezüglich einer Funktionsverbesserung für Rückenschmerzpatienten aufweisen.

Insgesamt scheinen die Wirkmechanismen, die über die körperliche Aktivierung Rückenschmerzpatienten helfen, relativ unklar zu sein. Hurwitz, Morgenstern und Chiao (2005) gehen davon aus, dass eher unspezifische, womöglich über Neurotransmitter vermittelte, Effekte eine Rolle spielen.

Nach Linton und van Tulder (2001) sind die angenommenen Wirkmechanismen folgende:

- Eine Kräftigung von Rückenmuskulatur und Rumpfbeweglichkeit;
- eine Verbesserung der Durchblutung der Wirbelsäulenmuskulatur, -gelenke und Bandscheiben sowie damit verbunden eine Reduktion von Traumen und eine Verbesserung von Reparations-/Regenerationsvorgängen;
- eine Verbesserung der Stimmung und eine damit verbundene Veränderung der Schmerz Wahrnehmung.

Bisher ist insgesamt unklar, welche Formen körperlicher Aktivität in der Therapie besonders geeignet sind und wie die Dosis-Wirkungs-Beziehungen aussehen.

Eigene Untersuchungen

Innerhalb einer großen bizenrischen Studie, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) von 2002-2005 gefördert wurde (FKZ: 01 EM 0113), konnten wir einige der aufgeworfenen Fragen untersuchen.

Das Gesamtprojekt hatte als primäres Ziel, die Einführung einer Behandlungsleitlinie und ein Beratungskonzept zur Förderung körperlicher Aktivität bei Rückenschmerzpatienten zu untersuchen.

An dem großen Datensatz von 1378 Patienten konnten jedoch auch weitere Sekundärfragestellungen überprüft werden, die sich u.a. mit der Veränderung und möglichen Einflussvariablen auf die körperliche Aktivität der Rückenschmerzpatienten beschäftigt haben. Hierfür konnte z.T. die gesamte Kohorte genutzt werden, da es bedauerlicherweise kaum nachweisbare Effekte der Interventionen gab (vgl. unten sowie Leonhardt et al. 2008 und Becker et al. 2008).

Die körperliche Aktivität wurde über einen differenzierten Selbstberichtsfragebogen erhoben, den »Freiburger Fragebogen für körperliche Aktivi-

tät« (Frey et al. 1999). Der Fragebogen ermittelt über ursprünglich zwölf Fragen zu verschiedenen Aktivitäten in Beruf, Freizeit und Sport die Art, Häufigkeit, Dauer und Intensität jeder körperlichen Aktivität. Die Items des Fragebogens umfassen unterschiedliche Antwortformate. Alle Angaben werden zu mehreren Aktivitätsindices umgerechnet: zu Indices für Basisaktivitäten, Freizeit- und sportliche Aktivität sowie zu einem Index für den Gesamtaktivitätsumsatz pro Woche. Möglich ist die Berechnung von Summenwerten sowohl in MET-Werten (metabolische Einheiten; Berechnung in Anlehnung an Ainsworth et al. 2000) als auch in kcal/Woche unter Berücksichtigung des Körpergewichts. Jeder aktivitätsspezifische MET-Wert wird zuerst mit der persönlichen Durchführungszeit in der Woche (Häufigkeit und Dauer) multipliziert und damit zu einem individuellen Aktivitätsumsatz umgerechnet. Danach kann eine Multiplikation mit dem Körpergewicht zu einem Kcal-Umsatz/Woche erfolgen. Die Messgenauigkeit wird von den Autoren als ausreichend beschrieben; wir fanden in der eigenen Untersuchung Wiederholungszuverlässigkeiten der Messung, die im mittleren Bereich liegen, im Rahmen einer Interventionsstudie aber nur schwer zu beurteilen sind.

Beispiel-Frage aus dem Freiburger Fragebogen zu körperlicher Aktivität:

Waren Sie in der letzten Woche zu Fuß unterwegs

a) auf dem Weg zur Arbeit oder zum Einkaufen usw.?

Wenn ja, wie lange sind Sie dabei gegangen? *Insgesamt* Minuten pro Woche

Wie würden Sie Ihr »Gehtempo« beschreiben?

Gemächlich [] normal [] zügig []

b) zum Spaziergehen?

Wenn ja, wie lange waren Sie letzte Woche spazieren? *Insgesamt* Minuten pro Woche

Wie würden Sie Ihr »Gehtempo« beschreiben?

Gemächlich [] normal [] zügig []

Für die *Angst-Vermeidungsüberzeugungen* wurde die deutsche Version eines ursprünglich englischen Fragebogens verwandt, der erfasst, in welchem Ausmaß Patienten der Überzeugung sind, dass körperliche Aktivität oder Arbeit ihrem Rücken schade (vgl. Pflugstein et al. 1997). Für die hier vorgestellten Analysen wurde nur eine Skala mit 5 Items verwendet, die Kognitionen bezüglich Bewegung und Aktivität bei Rückenschmerz erfragt. Ein

Beispielitem dieser Skala wäre: »Körperliche Aktivitäten könnten meinem Rücken schaden«. Diese Skala zeigte in unserer Stichprobe eine befriedigende Messgenauigkeit (interne Konsistenz Cronbach's $\alpha = .73$).

In die Auswertung gingen Daten von 1378 Patienten aus 118 Hausarztpraxen aus den Regionen Göttingen und Marburg ein. Durchschnittlich handelte es sich hierbei um 47 bis 50jährige Kreuzschmerzpatienten mit einem etwas größeren weiblichen Anteil (58 Prozent). Die meisten Patienten hatten akute Kreuzschmerzen (60 Prozent), ein Drittel jedoch litt bereits zu Beginn der Studie unter chronischen Schmerzen. Die wichtigsten Daten zu Beginn der Studie zeigt die folgende Tabelle:

Tabelle 1

	Patientengruppe mit Leitlinienimplementierung	Patientengruppe mit Leitlinienimplementierung + Motivierender Beratung	Kontrollgruppe
Alter (Jahre)	49 (13)	47 (14)	50 (14)
Frauen (%)	59%	61%	53%
BMI (Body-Mass-Index)	26,9	26,5	27
Funktionsfähigkeit (FFbH-R)	67.5 (21.4)	68.7 (21.0)	65.8 (21.9)
Körperliche Aktivität (MET-h/Woche)	33.2 (31.7)	34.9 (32.3)	37.2 (34.2)
Selbstwirksamkeit bzgl. Aktivität (NRS 1-5)	3.0 (0.7)	3.1(0.7)	3.0 (0.7)
Angst-Vermeidungs-Überzeugungen (FABQphys – 5 Items, NRS jeweils 0-6)	17.5 (6.8)	16.8 (6.7)	18.8 (6.7)
Depressivität (CES-D)	15.0 (9.3)	15.8 (9.5)	15.2 (9.3)

FFbH-R = Funktionsfragebogen Hannover - Rückenschmerzversion,

MET-h/Woche = metabolische Einheiten (Energieumsatz),

NRS = numerische Ratingskala,

FABQphys = Skala zur körperlichen Aktivität des dt. Fear Avoidance Beliefs Questionnaire,

CES-D = dt. Version der Center for Epidemiologic Depression Scale

Quelle: Eigene Zusammenstellung aus Daten des BMBF-Rückenschmerz-projektes C1,

Förderkennzeichen: 01 EM 0113. Angegeben sind Mittelwert mit Standardabweichung in Klammern oder Häufigkeit in Prozent.

In einer ersten Untersuchung der Daten zeigte sich, dass alle Patienten über die Zeit eines Jahres ihre körperliche Aktivität steigerten, unabhängig von den unterschiedlichen Behandlungsbedingungen. Die Leitlinieneinführung wie auch die Beratung zu einer Steigerung der körperlichen Aktivität durch Arzthelferinnen hatten keinen Einfluss auf die Gesamtaktivität. Bei den unterschiedlichen Aktivitätsarten zeigte sich allein in der alltagsnahen Basisaktivität (z.B. Gehen zum Einkaufen, Treppensteigen) zu Beginn ein Rückgang. Es deutete sich hier bereits an, dass es viele Subgruppen von Rückenschmerzpatienten in dieser Stichprobe gab mit z.T. sehr unterschiedlichem Beratungs- und Therapiebedarf. Die Steigerung aller Patienten im Gesamtaktivitätsmaß ist wahrscheinlich auf eine Sensibilisierung für das Thema durch wiederholte Messung zurückzuführen wie auch durch einen Ausfall der eher beeinträchtigten Studienteilnehmer.

Die erwartungswidrigen Ergebnisse mehrerer Regressionsanalysen zeigten, dass in dieser Stichprobe Depressivität und Angst-Vermeidungsüberzeugungen für die Bereitschaft zur Steigerung der körperlichen Aktivität und auch zur Vorhersage von Aktivität oder Rückfall in Inaktivität nur eine untergeordnete Rolle spielten.

Ähnlich wie bei Gesunden scheinen »Selbstwirksamkeit« und »wahrgenommene Vorteile von Bewegung« auch bei Rückenschmerzpatienten stärker im Zusammenhang mit körperlicher Aktivität zu stehen. Bei der Interpretation muss berücksichtigt werden, dass es sich um eine Stichprobe überwiegend akuter Rückenschmerzpatienten handelte, die z.T. zu den Follow-up-Zeitpunkten keine Schmerzsymptomatik mehr verspürte.

An einem Subdatensatz der Kohortenstichprobe mit vollständigen Daten (Stichprobengröße $n=787$) zu drei Zeitpunkten, haben wir als dritte Analyse (gesamt und getrennt für akute und chronische Rückenschmerzpatienten) die Assoziationen von Angst-Vermeidungsüberzeugungen zu körperlicher Aktivität sowie die Veränderung der Aktivität mithilfe von Strukturgleichungsmodellen untersucht:

Das Gesamtmodell konnte nicht bestätigen, dass körperliche Aktivität nach einem Jahr aus der Höhe der initialen Angst-Vermeidungsüberzeugungen bezüglich körperlicher Aktivität vorhergesagt werden könnte oder umgekehrte Zusammenhänge bei Rückenschmerzpatienten bestehen. Diese Ergebnisse zeigten sich ähnlich bei akuten und chronischen Rückenschmerzpatienten.

Hiermit werden ähnliche Befunde unterstützt, dass keine generelle Dekonditionierung bei Rückenschmerzpatienten zu finden ist. Die Skala zu den Angst-Vermeidungsüberzeugungen bezüglich körperlicher Aktivität misst wahrscheinlich eher ein kognitives Schema, was sich auf Angst vor *umschriebenen Bewegungen* bezieht.

Explorativ haben wir in den Freitextangaben des Freiburger Fragebo-

gens geschaut, welche Sportarten die Patienten unserer Stichprobe bevorzugten: Gymnastik, Nordic Walking und Jogging rangieren an den ersten drei Stellen.

Insgesamt muss methodisch einschränkend beachtet werden, dass alle Variablen im Selbstbericht erhoben wurden und dies insbesondere bei der körperlichen Aktivität zu Reliabilitätseinschränkungen (Messungenauigkeiten) führen kann.

Schlussfolgerungen und Ausblick

Rückenschmerzpatienten aus Hausarztpraxen zeigten hier nicht generell ein niedrigeres Niveau körperlicher Aktivität als die übrige Bevölkerung. (Wobei zu beachten ist, dass im Durchschnitt ein Großteil der Bevölkerung ein zu geringes Ausmaß gesundheitsförderlicher Aktivität zeigt!)

Annahmen aus bekannten psychologischen Modellen zur Schmerzchronifizierung, die bei angstbesetzten Einstellungen und entsprechenden Verhaltensweisen von einer generellen Dekonditionierung ausgehen, scheinen fragwürdig. Womöglich vermeiden Kreuzschmerzpatienten vor allem bestimmte Bewegungen oder zeigen Einschränkungen in der *Qualität* ihrer Bewegungsausführung. Dies deckt sich mit neueren Überlegungen, die z.T. von neurowissenschaftlichen Erkenntnissen beeinflusst werden. Simmonds, Moseley und Vlaeyen (2008) betonen in der Einführung eines Themenheftes des »Clinical Journal of Pain«, dass »Pain, Mind and Movement« im Zusammenhang gesehen werden müssten. Wand und O'Connell (2008) überlegen, ob Angst-Vermeidungsüberzeugungen durch Veränderungen kortikaler Repräsentationen des Rückens, »sensorisch-motorische Inkongruenz« und ein (durch Schmerzerfahrung) verändertes Körperschema entstehen könnten. Körperliche Übungen müssten demnach vor allem auf das Ziel ausgerichtet sein, zentrale Prozesse zu verändern.

Die positiven Wirkungen von Aktivitätsprogrammen bei Rückenschmerz-Patienten lassen sich vielleicht eher durch generelle Aktivierung, einen besseren eigenen Umgang der Rückenschmerz-Patienten mit ihrem Schmerzproblem, Stressreduzierung und eine Erhöhung des Beta-Endorphin-Levels (körpereigenes Opioid) erklären, wie dies auch Hurwitz, Morgenstern und Chiao (2005) anführen. Bisherige Therapieprogramme betonen häufig zu stark den muskulär-konditionierenden Aspekt von Aktivität und vernachlässigen dabei die Wohlbefindenssteigerung und Verbesserung des Körpergefühls durch Bewegung.

Deutlich wird insgesamt jedoch auch, dass »Körperliche Aktivität« ein schwer messbares mehrdimensionales Konstrukt ist, das im Selbstbericht Einflüssen sozialer Erwünschtheit und Erinnerungsverzerrungen ausge-

setzt sein kann. Empfehlenswert für zukünftige Forschung erscheint eine Kombination von mehrdimensionalen Fragebögen mit sog. Accelerometer-Messungen (dreidimensionale Bewegungsmesser, die am Körper getragen werden). Um die *Qualität* von Bewegungen zu erfassen, wird es günstig sein, Befragungsmethoden mit Beobachtungsverfahren zu kombinieren.

Ein interdisziplinärer Austausch aus psychologischer, medizinischer und bewegungstherapeutischer Sicht scheint für die weitere Aufdeckung der Zusammenhänge zwischen Rückenschmerz-Erleben und Veränderungen in körperlichen Bewegungen für die Forschung wie auch die Versorgung der Betroffenen wünschenswert.

Literatur

- Abu-Omar, Karim, Alfred Rütten (2006): Sport oder körperliche Aktivität im Alltag? Zur Evidenzbasierung von Bewegung in der Gesundheitsförderung. In: Bundesgesundheitsblatt-Gesundheitsforschung-Gesundheitsschutz, 49, 1162-1168.
- Ainsworth, Barbara E., William L. Haskell, Melicia C. Whitt, Melinda L. Irwin, Ann M. Swartz, Scott J. Strath, William L. O'Brien, David R. Bassett, Jr., Kathryn H. Schmitz, Patricia O. Emplaincourt, David R. Jacobs, Jr., Arthur S. Leon (2000): Compendium of physical activities: an update of activity codes and MET intensities. In: Medicine and Science in Sports and Exercises, 32 (9 Suppl), 498-504.
- Airaksinen, Olavi, Jens I. Brox, Christine Cedraschi, Jan Hildebrandt, Jennifer Klaber-Moffett, Francisco Kovacs, Anne F. Mannion, Shmuel Reiss, Bart Staal, Holger Ursin., Gustavo Zanolini (2006): On behalf of the COST B13 Working Group on Guidelines for Chronic Low Back Pain. Chapter 4. European guidelines for the management of chronic non-specific low back pain. In: European Spine Journal, 15, 192-300.
- Becker, Annette, Jean-François Chenot, Wilhelm Niebling, Michael M. Kochen (2003): DEGAM Leitlinie Kreuzschmerz. Düsseldorf (Omikron Publishing).
- Becker, Annette, Corinna Leonhardt, Michael M. Kochen, Stefan Keller, Karl Wegscheider, Erika Baum, Norbert Donner-Banzhoff, Michael Pfingsten, Jan Hildebrandt, Heinz-Dieter Basler, Jean-François Chenot (2008): Effects of two guideline implementation strategies on patient outcomes in primary care – a cluster randomized controlled trial. In: Spine, 33, 5, 473-480.
- Biddle, Stuart J. H., Nanette Mutrie (2001): Psychology of physical activity. Determinants, well-being and interventions. London, UK (Routledge).

- Bousema, Eric J., Jeanine A. Verbunt, Henk A. M. Seelen, Johan W. S. Vlaeyen, J. André Knottnerus, (2007): Disuse and physical deconditioning in the first year after the onset of back pain. In: *Pain*, 130, 279-286.
- Enthoven, Paul, Elisabeth Skargren, John Carstensen, Birgitta Oberg (2006): Predictive factors for 1-year and 5-year outcome for disability in a working population of patients with low back pain treated in primary care. In: *Pain*, 122, 1-2, 137-144.
- Frey, Ingrid, Aloys Berg, Dominik Grathwohl, Joseph Keul. (1999): Freiburger Fragebogen zur körperlichen Aktivität – Entwicklung, Prüfung und Anwendung. *Sozial- und Präventivmedizin*, 44, 55-64.
- Hasenbring, Monika I., Heike Plaas, Benjamin Fischbein, Roland Willburger (2006): The relationship between activity and pain in patients 6 months after lumbar disc surgery: Do pain-related coping modes act as moderator variables? In: *European Journal of Pain*, 10, 701-709.
- Hartvigsen, Jan, Kaare Christensen (2007): Active lifestyle protects against incident low back pain in seniors: a population-based 2-year prospective study of 1387 Danish twins aged 70-100 years. In: *Spine*, 32, 1, 76-81.
- Haskell, William L., I.-Min Lee, Russell R. Pate, Kenneth E. Powell, Steven N. Blair, Barry A. Franklin, Caroline A. Macera, Gregory W. Heath, Paul D. Thompson, Adrian Bauman (2007): Physical Activity and Public Health: Updated Recommendation for Adults from the American College of Sports Medicine and the American Heart Association. In: *Medicine and Science in Sports and Exercise*, 39, 8, 1423-1434.
- Hildebrandt, Jan, Gerd Müller, Michael Pfungsten (2005): Einleitung. In: Jan Hildebrandt, Gerd Müller, Michael Pfungsten (Eds.): *Lendenwirbelsäule: Ursachen, Diagnostik und Therapie von Rückenschmerzen*. München (Urban & Fischer).
- Hurwitz, Eric L., Hal Morgenstern, Chi Chiao (2005): Effects of recreational physical activity and back exercises on low back pain and psychological distress: findings from the UCLA Low Back Pain Study. In: *American Journal of Public Health*, 95, 1817-1824.
- Kröner-Herwig, Birgit (2000): *Rückenschmerz*. Göttingen (Hogrefe).
- Leeuw, Maaïke, Mariëlle E.J.B. Goossens, Steven J. Linton, Geert Crombez, Katja Boersma, Johan W. S. Vlaeyen (2007): The Fear-Avoidance Model of Musculoskeletal Pain: Current State of Scientific Evidence. In: *Journal of Behavioral Medicine*, 30, 77-94.
- Leonhardt, Corinna, Stefan Keller, Jean-François Chenot, Judith Luckmann, Heinz-Dieter Basler, Karl Wegscheider, Erika Baum, Norbert Donner-Banzhoff, Michael Pfungsten, Jan Hildebrandt, Michael M. Kochen, Annette Becker (2008): TTM-based motivational counselling does not increase physical activity of low back pain patients in a primary

- care setting – a cluster-randomized controlled trial. In: *Patient Education and Counseling*, 70, 1, 50-60.
- Linton, Steven J., Maurits W. van Tulder (2001): Preventive Interventions for Back and Neck Pain Problems. In: *Spine*, 26, 7, 778-787.
- Nielens, Henri, Léon Plaghki (2001): Cardiorespiratory fitness, physical activity level and chronic pain: are men more affected than women? In: *Clinical Journal of Pain*, 17, 2, 129-137.
- Pfingsten, Michael, Eric Leibing, Carmen Franz, Dorothea Bansemer, Olivia Busch, Jan Hildebrandt (1997): Erfassung der »Fear-avoidance-beliefs« bei Patienten mit Rückenschmerzen. In: *Schmerz*, 6, 387-395.
- Raspe, Heiner, Christine Matthis, Peter Croft, Terry O'Neill & the European Vertebral Osteoporosis Study Group (2004): Variation in back pain between countries. The example of Britain and Germany. In: *Spine*, 29, 9, 1017-1021.
- Schmidt, Carsten O., Heiner Raspe, Michael Pfingsten, Monika I. Hasenbring, Heinz-Dieter Basler, Wolfgang Eich, Thomas Kohlmann (2007): Back pain in the German adult population: prevalence, severity and sociodemographic correlates in a multiregional survey. In: *Spine*, 32, 18, 2005-2011.
- Simmonds, Maureen J., G. Lorimer Moseley, Johan W.S. Vlaeyen (2008): Pain, Mind and movement. An expanded, updated and integrated conceptualisation. In: *Clinical Journal of Pain*, 24, 4, 279-280.
- Smeets, Rob J. E. M., Harriët Wittink (2007): The deconditioning paradigm for chronic low back pain unmasked? In: *Pain*, 130, 3, 201-202.
- Spenkeliink, C. D., Miriam MR Hutten, Hermie J. Hermens (2002): Assessment of activities of daily living with an ambulatory monitoring system: a comparative study in patients with chronic low back pain and nonsymptomatic controls. In: *Clinical Rehabilitation*, 16, 16-26.
- Van Tulder, Maurits W., Antti Malmivaara, Jill Hayden, Bart Koes (2007): Statistical Significance Versus Clinical Importance: trials on exercise therapy for chronic low back pain as example. In: *Spine*, 32, 16, 1785-1790.
- Verbunt, Jeanine A., Klaas R. Westerterp, Geert J. van der Heijden, Henk A. Seelen, Johan W. Vlaeyen, J. André Knottnerus (2001): Physical activity in daily life in patients with chronic low back pain. In: *Archives of Physical Medicine and Rehabilitation*, 82, 6, 726-730.
- Verbunt, Jeanine A., Judith M. Sieben, Henk A. M. Seelen, Johan W.S. Vlaeyen, Eric J. Bousema, Geert J. van der Heijden, J. André Knottnerus (2005): Decline in physical activity, disability and pain-related fear in sub-acute low back pain. In: *European Journal of Pain*, 9, 4, 417-425.

- Vlaeyen, Johan W.S., Steven J. Linton (2000): Fear-avoidance and its consequences in chronic musculoskeletal pain: a state of the art. In: *Pain*, 85, 3, 317-332.
- Wand, Benedict M., Neil E. O'Connell (2008): Chronic non-specific low back pain – sub-groups or a single mechanism? In: *BMC Musculoskeletal Disorders*, 9, 11, doi: 10.1186/1471-2474-9-11.
- Wittink Harriët, Theresa Hoskins Michel, Anita Wagner, Andrew Sukienik, William Rogers (2000): Deconditioning in patients with chronic low back pain: fact or fiction? In: *Spine*, 25, 2221-2228.

Performativ-kommunikative KörperRäume

CHRISTA M. HEILMANN

1. KörperRaumKonzepte in der Sprechwissenschaft

Seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts etwa entwickelte sich ein neues Interesse für den Körper in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Mit der »kommunikativ-pragmatischen Wende« begann sich der Fokus vom Sprachlichen als Produkt, als Gesetztes zum Prozess des Sprechens zu verschieben. Der menschliche Körper in seiner funktionalen Pluralität für Prozesse der mündlichen Kommunikation findet nur langsam Eingang in den Wissenschaftsdiskurs. Zunächst gewinnt der Körper als Ort der Entstehung an Bedeutung, weniger der performative Prozess selbst. Es interessiert der Körper als Medium der Hervorbringung und der Selbstentäußerung bzw. des Selbstverweises. Immer im Kontext von gesprochener Sprache gesehen bestimmen unter dem Einfluss der synthetischen Sprachproduktion und Spracherkennung physiologische und akustische Fragestellungen die Diskussion, auch im Sinne von stimmlichen und körperlichen Figurationsmustern für Emotionalität.

Mit der Ausprägung feministisch orientierter Wissenschaftszugänge stellte sich die Frage nach der möglichen Dichotomie von Leib und Körper, die im philosophischen Diskurs schon lange verankert ist, erneut: »Die Unterscheidung in einen kulturell geprägten Körper und einen erfahrenen Leib folgt dem bekannten Schema der Repräsentation durch Trennung in Objekt und Subjekt und erscheint uns vielleicht deswegen so plausibel und eingängig.« (Rohr 2004, 35) Der Körper in der Sichtweise kultureller Einschreibungen eröffnete die Möglichkeit zur Trennung zwischen Vorbefindlichkeit und soziokulturellen Attribuierungen. Er gewann somit im

Prozess kommunikativer Gestaltungen einen performativen Charakter. Die Begrifflichkeit des »doing gender« verweist auf eben diese situationale Performanz, reduziert jedoch im ausschließlichen Gender-Bezug die komplexe Vielfalt möglicher figurativer Konstruktionen.

Vom »Ort der Unverfügbarkeit« (Mersch 2000, 77) zur Negierung einer vorgängigen Identität, da diese erst im »Akt der Aneignung« (Stephan 1999, 38) erworben werde, oszilliert der Diskurs über Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit. Der Ansatz verbleibt jedoch immer noch im Blickwinkel der Hervorbringung. »In dem Moment, in dem wir uns die Frage stellen, in welchem Verhältnis Körper, Leib und Identität zueinander stehen, beginnen wir mit einem Subjektivierungsprozess [...].« (Rohr 2004, 39) Wenn unser Körper selbst durch unterschiedlichste Aushandlungsprozesse geprägt ist und »Bedeutungsknotenpunkte [generiert], die wir als Identität bezeichnen können und an dessen Konstitution auch unser leibliches Empfinden und unsere gesellschaftliche, technische und historische Situierung beteiligt ist« (a.a.O., 43), dann ist eine solche Identität eine »brüchige Identität« (Haraway 1995, 40), etwas Fragiles, Veränderbares, nichts Festgewordenes.

Der gedankliche Ansatz der Aushandlungsprozesse, die zu einer »brüchigen Identität«, also einer veränderbaren Fragilität führen, verschiebt den Fokus von der einseitigen Hervorbringung und der primären Körperlichkeit zur sekundären wechselbezüglichen Konstituierung und damit zur wechselseitigen Performance und zum Verstehensparadigma.

Kühn (2002) meint mit primärer Körperlichkeit die Voraussetzungen, die gegeben sein müssen, um den Körper zum Zeigenden werden lassen zu können: Körper als materielles Substrat für Wahrnehmungs- und Verarbeitungsleistungen gleichermaßen wie für Produktionsleistungen. Die sekundäre Körperlichkeit dagegen versteht den Körper als Erkenntnisobjekt, als Ort des Verstehens. Die Körper, aus denen heraus und mit denen wir kommunizieren, sind die Vermittlerinstanz von inneren Prozessen nach außen, sie sind das Medium, das Konzeptualisierungsprozesse für andere wahrnehmbar macht, sie konstituieren aber auch gleichzeitig die Grenze zum Außen.

Die Vorstellung, dass die Haut eine Begrenzung des eigenen Körpers sei, als »[...] Sensor für das Ich und das außerhalb des Ichs Existierende, [...] als] Ort, an dem die Welt beginnt und zugleich das Selbst endet« (Benthien 1999, 174), stellt eine beruhigende Ordnung dar. Als kommunikativer Ausgangspunkt ist eine konfigurative Trennung zwischen Selbst und Nicht-Selbst auch hilfreich, sie verstellt jedoch den Blick auf die performative Sinnkonstituierung aller Beteiligten im Miteinander. Kommunikative Prozesse stellen raum-zeitliche intersubjektive Vorgänge dar, in denen in vorfindlichen Räumen kommunikative Räume geschaffen werden, in der

Präsenz persönlicher Räume. »[...] [I]n der ökologischen Textilindustrie spricht man von Kleidern als der zweiten, in der Baubiologie von Häusern als der dritten Haut des Menschen. [...] Die Grenzen unserer Identität nach außen sind also nicht durch den Leib gegeben, sondern vermischen sich und bilden Grauzonen gegenseitiger Beeinflussung mit den sozialen, kulturellen und technischen Bereichen unserer Umwelten.« (Rohr 2004, 37) Für kommunikative Prozesse mindestens ebenso bedeutsam ist die »Vermischung der Grenzen« durch das Wirken des Körpers über seine äußeren Konturen der »ersten Haut« des Menschen hinaus in den kommunikativen Raum: Körperwärme, »Ausstrahlung«, »Aura«, Körpergeruch, Spannung und Präsenz sind Begrifflichkeiten, die diese »Grenzüberschreitungen« markieren.

Körper in der Kommunikation, die Vermittler von Botschaften, sind demnach nicht zu reduzieren auf materiell nachvollziehbare Konturen. Indem sich »Grauzonen gegenseitiger Beeinflussung mit sozialen, kulturellen und technischen Bereichen« ergeben, wird gleichzeitig auch deutlich, dass in kommunikativen Prozessen Sinn nicht von einem hervorgebracht und zum anderen transportiert und dort verstanden wird, sondern dass Sinnkonstituierung in eben diesen »Grauzonen« in performativen Vorgängen konstituiert wird. Die Performanz der Verstehensprozesse bedarf dieser un abgeschlossenen Räume, des »In-between« (Heilmann 2007, 44), dieser »Grauzonen«, um sich entfalten zu können, um der Wechselseitigkeit den erforderlichen Spielraum zu ermöglichen.

»Die dialektische Kategorie des Zwischen lässt sich weder erlisten noch pädagogisch inszenieren und erlernen. Und doch hängt von diesem Zwischen in den unaufhebbaren Differenzen alles ab. Das jeweils Ganze entsteht nur und vergeht im Prozess. Dieser interpersonale Prozess ist auf ausgezeichnete Weise dialogisch. Dialogisch sein heißt, es wagen hindurchzugehen in das gemeinsam gebildete Zwischen.« (Geißner 2000, 71)

2. Das »theatrale Modell des Sprechens«

Der Philosoph Dieter Mersch mahnt an, dass es sich beim Sprechen nicht lediglich um einen performativen Prozess handle, sondern um ein theatrales Modell, das wesentlich vielschichtiger sei:

»Der Zugriff führt auf ein theatrales Modell des Sprechens. Es kann überdies nicht auf Kommunikation verpflichtet werden – die Beschränkung privilegierte notwendig die Dimension des Sinns, des Austauschs oder des Verstehens. Denn nicht zwangsläufig beruhen sprachliche Szenen auf einem Gespräch, auf Verstän-

digungen [...], denn zur Szene gehört das Schweigen wie der Lärm der Geschwätzigkeit. Entsprechend bezeichnet Sprache auch kein isolierbares Phänomen, das auf die Reziprozität eines Paares Sprecher/Hörer zurückgeführt werden kann, sowenig wie auf eine Sammlung von Lauten oder ein System von Äußerungen.« (Mersch 2004, 510f.)

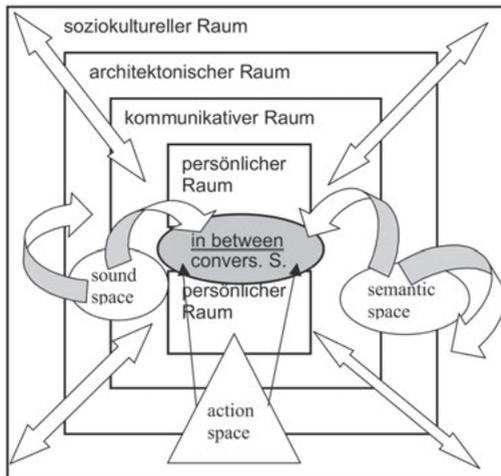
Das Bild eines theatralen Modells, eines Verständigungsraumes, in dem Körper agieren, sprechen, improvisieren, gestalten – also performen –, trifft auch die räumliche Vielschichtigkeit: Im architektonischen Raum entwickelt sich der amorphe kommunikative Raum, innerhalb dessen die Agierenden ihre persönlichen Räume gestalten und das In-between entsteht. Man stelle sich beleuchtende Hände von sonst unsichtbaren Kommunizierenden vor, die sich in das In-between hinein- und aus diesem herausbewegen, sich annähern und entfernen. Allein diese Bewegung verändert wahrnehmbar die Beziehung der Agierenden. Die Räume sind – den architektonischen ausgenommen – nach allen Seiten offen, die Grenzen fließend und unterliegen epistemologischen, kulturellen, politischen und religiösen Durchdringungen. Gleichzeitig ist diese sinngestaltende Performanz zum Betrachter hin offen, so dass das Geschehen in und zwischen den Räumen gleichwohl einer Mehrfachadressierung in Außenräume gleichkommt: Einerseits geschieht die Performanz zwischen den Agierenden, andererseits ist dieser kommunikative Prozess in weitere kommunikative Prozesse größeren Umfangs eingebettet. So gilt die Verständigungsebene zunächst den direkt Beteiligten, im Weiteren jedoch auch den umgebenden kommunikativen Räumen und den dort Kommunizierenden. Die Bezeichnung »theatrales Modell« in seiner Bedeutungsstruktur aufzunehmen heißt zugleich, sich multimedialer Verknüpfungen bewusst zu sein. In Abschnitt drei wird noch zu klären sein, in welcher Weise diese Verknüpfungen und die damit verbundenen Mehrfachadressierungen wirken.

Das kommunikative Geschehen auf der Raum-Bühne, den »conversational space«, wie es Werner Nothdurft (2008, 43) bezeichnet, präzisiert dieser für die mündliche Kommunikation, indem er diesen Raum in einen »sound space«, einen »semantic space«, einen »action space« und »stage« (vgl. a.a.O., 47) differenziert. So verstanden wird Raum zur Wort-Klang-Handlungs-Performance, oder wie er selbst formuliert, zur »interaction as space we are creating«. Dass nicht nur mit »action space« dieser konversationell zu konstituierende Raum gemeint ist, sondern auch der »sound space« und der »semantic space« in situationaler und wechselbezüglicher Figuration ihre Gestalt gewinnen, ist aus dem konstitutiven Prozess ableitbar. In mündlichen face-to-face Situationen ist die Verwobenheit vom »semantic space« mit dem »sound space« und dem (hinzuzufügenden, aber von Nothdurft nicht mitbenannten) »body space« unauflösbar. Die Be-

gegnung im »action space«, die gemeinsame Sinnkonstituierung, bedarf dieser Voraussetzungen. Es sind die Übergänge von der »Unverfügbarkeit« zum »Akt der Aneignung«, die das Spannungsfeld erzeugen.

Die dargestellten unterschiedlichen Ansätze, die konsequenterweise auch zu differenter Terminologie führen, verbindet ein gemeinsamer Gedanke: Sprech-sprachliche Kommunikation findet in konkreten Räumen statt und gleichzeitig gestalten sich während der performativen Sinnkonstituierung kommunikative bzw. konversationelle Räume, die nochmals spezifiziert werden können. So entsteht ein vielschichtiges Raumkonzept, wobei »Raum« in immer wieder unterschiedlichen Bedeutungen und Kontexten verstanden wird, was präzise Beschreibungen notwendig macht, weil die Raumbezüge verschiedenen kategorialen Zuordnungen entspringen. Die nachfolgende Abbildung stellt einen Versuch dar, einerseits räumliche Abgrenzungen und Fixierungen, andererseits amorphe Gestalt, Durchlässigkeit und Prozessualität transparent zu machen. Ein von der Autorin entwickeltes Raum-Modell für mündliche Kommunikation (Heilmann 2007, 45) wurde hier erweitert um die Kategorien nach Nothdurft. Gleichzeitig wurde über die Pfeile der Versuch unternommen, die Dynamik der Prozesse nachzugestalten.

Abbildung 1



Die doppelseitigen Pfeile sind aus den Ecken auf die Mitte bezogen zu lesen. Sie repräsentieren die Beeinflussung der jeweils weiter außen liegenden Räume auf die inneren. Die Doppelspitze zeigt gleichzeitig an, dass natürlich langfristig gesehen auch Veränderungsprozesse in der gesell-

schaftlichen Ummantelung durch konkrete Kommunikationsereignisse initiiert werden.

»Sound space« und »semantic space« sind als umschließende Räume zu lesen, die nicht konkret verortet werden können, grenzüberschreitend wirken und sowohl im »In-between« entstehen als auch auf dieses einwirken. Der »semantic space« ist zusätzlich auf den soziokulturellen Raum gerichtet, während der »sound space« sich eher in den architektonischen Raum ergießt. Der »action space« bezieht sich auf alle Ebenen und wirkt konstituierend auf das »In between« bzw. den »conversational space«. Günstigstenfalls stellt man sich dieses Modell räumlich vor, so dass die einzelnen Spaces kreisen könnten und erst über diese prozessuale Veränderbarkeit die Komplexität der Zusammenhänge annähernd nachvollziehbar abgebildet wäre. Die Verknüpfung vom Körper als Träger von Sinn, als Vermittler einer Botschaft und als soziokulturell gestaltbare Form mit festen und fließenden und virtuellen Räumen stellt eine Verbindung der Ebene der Materialität und der Ebene der Sinnlichkeit dar, die als Spezifikum mündlicher Kommunikation verstanden werden kann und über verifizierbare Bedeutungen hinausweist (Heilmann 2004, 244).

3. Multimediale Verknüpfung

Die bisher beschriebenen Zusammenhänge bezogen sich immer auf mündliche Kommunikation im direkten Kontakt der Sprechenden zueinander, in Raum- und Zeitgleichheit. Die komplexe Vielschichtigkeit dieser kommunikativen Prozesse verdichtet sich, sobald weitere Medien in diese Sprechprozesse eingebunden werden. Die Mehrfachadressierung bezieht sich in diesem Falle nicht nur auf die Sprechenden, sondern auch auf alle Medien. Konnte im ursprünglichen Fall davon ausgegangen werden, dass die Bezogenheit sowohl der Körper als auch der Texte als »adressierte Aufforderung« (Waldenfels 2003, 23) in den Dialograum gerichtet war, besteht nun eine Interdependenz zu allen medialen Formen. Individuelles und gesellschaftliches Gedächtnis werden aktiviert, um die Sprache dieser sich überschneidenden Räume entzifferbar zu machen (Braun/Heilmann 2006, 165). Das Raumkonzept potenziert sich, indem im »action space« nicht nur sprech-sprachliche Hervorbringungen konkret-individueller Körper die Performanz konstituieren, sondern der »sound space« auch von anderen Klängen und Geräuschen besetzt wird, sich verbindend mit dem Gesprochenen, dieses überlagernd oder kontradizierend. In gleicher Weise verhält es sich mit Bild-Räumen. So kann davon ausgegangen werden, dass unterschiedliche Raumkonzepte aufeinander treffen, sich vermischen, differente Adressierungen anstreben und somit die Aussage verdichten,

das Raum-Erleben verstärken oder bei zu geringen Überlagerungen die Adressierung verlieren. Multimediale Performance heißt, die Frage der Grenzen, des Prozesses von innen nach außen in den jeweiligen medialen Besonderheiten in ihrem Aufeinanderbezogensein neu stellen zu müssen. Die je spezifische Antwort erlangt im intermedialen Prozess eine komplexe neue Qualität, die in keinem dekonstruktiven Prozess je verifizierbar wäre. Es entsteht eine andere Qualität als nur die Summe der Wirkungen der Einzelmedien.

Die gemeinsame Sinnkonstituierung bleibt erklärtes Ziel, die synergetischen Effekte jedoch sind weniger vorhersehbar, weniger planbar und wesentlich mehrdimensionaler als in monomedialen Kommunikationsprozessen. Multimediale Performance bedarf einer hohen Ko-Orientierung aller Beteiligten, um die gemeinsame Adressierung zu erreichen. KörperRäume, Bild-Räume und Klang-Räume verdichten sich im bzw. zum »action space« zu einer mehrdimensionalen Performance. Die Differenz von realem Körper und seiner medialen Repräsentation (z.B. im Film, Video etc.) wird aufgehoben, eine wechselseitige Durchdringung entsteht, der Körper selbst wird zum Medium. Das Erlebte und die »Wirklichkeit aus zweiter Hand« fließen ineinander über, es entstehen Grenzverschiebungen, das Mediale erlangt den »Status des selbst Erlebten« (Missomelius 2008, 12).

Die realen Körper dienen als Projektionsfläche für mediale Bilder und verlieren dadurch einerseits ihre Eigenständigkeit, andererseits entsteht in der Überlagerung dieser Ebenen eine verdichtete neue eigenständige Realität. Der Körper verändert die Medialität, aber auch diese wiederum verändert den realen Körper. Mit dem medialen Körper »betritt« ein abwesender Körper den kommunikativen Raum und den »action space«. Das mediale Bild täuscht eine konkrete Körperlichkeit vor, die jedoch vergangen ist. Allerdings ist im Gegensatz zum flüchtigen Eindruck der Performance der mediale Körper im Bild verstetigt und kann jederzeit in beliebig viele weitere kommunikative Räume Eingang finden. Indem die Gestaltbarkeit abhanden gekommen ist, wird Wiederholbarkeit kreiert. Die weiter oben beschriebene Wechselseitigkeit, die gegenseitige Bezüglichkeit der Körper im kommunikativen Prozess, findet zwar auch mit dem medialen Körper statt, die gemeinsame Sinnkonstituierung, das Miteinander-Verstehen-entwickeln, kann jedoch nicht verwirklicht werden. Die Körperlichkeit der Figuration verharrt in Einseitigkeit. Die Wiederholbarkeit dagegen schafft Kreation, indem durch immer veränderte Konstellationen des gleichen medialen Körpers mit anderen realen Körpern neue kommunikative Räume und neue »action spaces« geschaffen werden.

Für eine multimediale Performance erwachsen daraus zentrale Konsequenzen: Angleichung, Abstimmung und Vergewisserung sind nur ein-

seitig möglich, also muss der agierende Körper auf die medial »vorproduzierte« Körper-Handlung reagieren. Für die Zuschauenden entsteht in diesem Synchronisationsprozess ein Gleichzeitigkeitseindruck, der über zwei Ebenen konstituiert wird: durch die Körperlichkeit eines abwesenden Körpers (Kolesch 2003, 268) und die Performance eines anwesenden Körpers mit dem medialen Bild des abwesenden Körpers. Diese Mehrfachschichtung verschmilzt im visuellen Eindruck. Die zeitliche und räumliche Differenz zwischen Gegenwärtigkeit und Vor-Gegenwärtigkeit wäre mitzudenken und mitzusehen. Der Körper als »Signum der Anwesenheit« (Weigel 2004, 58) und der mediale Körper als »Signum der Abwesenheit« befinden sich nur in virtueller zeitlicher und räumlicher Gleichzeitigkeit und werden doch als Gleichzeitigkeitserleben wahrgenommen.

In der Korrespondenz des realen Körpers mit dem medialen konstituiert sich ein kommunikativer Raum, in dem die Schärfe und Grenzen der Differenz sich verlieren. Optisch verschwimmen die Ungleichheiten und die temporären Brüche heben sich auf. Die originäre Intentionalität der sekundär medial gewordenen Körper treten in den Hintergrund, indem die intermediale Intentionalität des Augenblicks zur Realität wird. Der anwesend agierende Körper gewinnt an Situationsmächtigkeit und auch Deutungshoheit.

Gleichzeitig entsteht in der aktuellen Performance nicht nur eine ungewöhnliche Dialogizität zwischen anwesendem Körper und real abwesendem, aber medial vorhandenem Körper, sondern durch die Überlagerung des Bildes auf den performenden Körper bzw. die »Einarbeitung« der performenden Körperschatten in das mediale Bild, entstehen neue Sehweisen und damit neue Erlebniseindrücke, die nicht wiederholbar sind.

Die Verknüpfung konkret agierender Körper mit medialen Sequenzen, oftmals noch von Tonmedien überlagert, führt zu einer Vielschichtigkeit performativ-kommunikativer KörperRäume, die durch einfache Modelle nicht abbildbar ist. Zur interagierenden Körperperformance fügt sich die Bildperformance nicht in gleicher Weise als weiteres Agens ein, sondern diese Mehrebenen-Komplexität ist unter philosophischen, wirkungsästhetischen, medientheoretischen und sprechwissenschaftlichen Fokussierungen interdisziplinär neu in den Blick zu nehmen.

Literatur

- Benthien, Claudia (1999): Die Haut. Literaturgeschichte, Körperbilder, Grenzdiskurse. Reinbek (Rowohlt).
- Braun, Angelika, Christa M. Heilmann (2006): Fremde Stimmen und fremde Körper. Zum Ausdruck von Emotionen im synchronisierten

- Film. In: Andrea Bogner (Hg.): Die Stimme. Konkretisation ihrer Fremdheit. Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 31/2005. München (Iudicium), 164-189.
- Geißner, Hellmut K. (2000): Kommunikationspädagogik. Transformationen der ›Sprech-‹Erziehung. Sprechen und Verstehen Bd. 17. St. Ingbert (Röhrig).
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Heilmann, Christa M. (2004): Das Konzept ›Körper‹ in der Gesprächsforschung. In: Elisabeth Rohr (Hg.): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus (Helmer), 236-248.
- Heilmann, Christa M. (2007): Raum und Rede. Ein Text zum Text. In: Edith Slembek (Hg.): Transzensionen: angeregt – weiterdenken. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Hellmut K. Geißner. Sprechen und Verstehen Bd. 26. St. Ingbert (Röhrig), 39-48.
- Kolesch, Doris (2003): Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik. In: Cornelia Epping-Jäger, Erika Linz (Hg.): Medien/Stimmen. Köln (Du Mont), 267-281.
- Kühn, Christine (2002): Körper-Sprache. Elemente einer sprachwissenschaftlichen Explikation nonverbaler Kommunikation. Frankfurt a.M. (Lang).
- Mersch, Dieter (2000): Körper zeigen. In: Erika Fischer-Lichte, Christian Horn, Matthias Warstat (Hg.): Verkörperung. Theatralität 2. Tübingen/Basel (Francke), 75-91.
- Mersch, Dieter (2004): Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzeptes der Sprache. In: Jürgen Fohrmann (Hg.): Rhetorik. Figuration und Performanz. Stuttgart/Weimar (Metzler), 502-535.
- Missomelius, Petra (2008): KörperRäume. Die Rolle der Medien. Text im Tagungsprogramm der interdisziplinären Tagung »Körperdiskurse« an der Philipps-Universität Marburg, 12.-14.12.2008, 11-12.
- Nothdurft, Werner (2008): The Conversational Space. In: Elizabeth C. Fine, Berndt Schwandt (Hg.): Applied Communication in Organizational and International Contexts. Sprechen und Verstehen Bd. 27. St. Ingbert (Röhrig), 43-50.
- Rohr, Jascha (2004): Netzwerke und Gestaltenwandler. Zur Situierung von Körper und Identität. In: Elisabeth Rohr (Hg.): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus (Helmer), 32-46.
- Stephan, Inge (1999): »Frau und Körper gehören untrennbar zusammen.« Zur Bedeutung des Körpers in aktuellen Gender-Debatten und bei Elfriede Jelinek. In: Figurationen, 0, 36-49.

- Waldenfels, Bernhard (2003): Stimme am Leitfaden des Leibes. In: Cornelia Epping-Jäger, Erika Linz (Hg.): Medien/Stimmen. Köln (Du Mont), 19-35.
- Weigel, Sigrid (2004): Echo und Phantom – die Stimme der Figur des Nachlebens. In: Brigitte Felderer (Hg.): Phonorama. Eine Kulturgeschichte der STIMME als Medium. Berlin (Matthes & Seitz), 56-70.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Eigene Darstellung

Repräsentationen und Resonanzen – Der Körper als Ausdrucks- und Erfahrungsfeld am Beispiel einer multimedialen Tanzperformance

BRIGITTE HEUSINGER VON WALDEGGE

Einlass

Sich durch eine winzige Tür zwängend, die eigentlich eine Lüftungsfunktion hat; stehend in einem Raum, dessen Struktur nicht eindeutig in Bühne und Zuschauerraum unterscheidbar ist; gefordert, sich von einem Ort zum anderen zu bewegen – die Zuschauer wissen nicht, was wann wo geschieht und optimal einsehbar ist. Sie werden schon beim Einlass veranlasst, mit dem Gewohnten zu brechen und werden so zu Akteuren, die sich ständig neu orientieren müssen. Die Anwesenheit ihrer Körper ist herausgefordert.

1. Der Körper als Ausdrucks- und Erfahrungsfeld

Dieser Artikel fragt nach der Bedeutung des Körpers für Ausdruck und Erfahrung. In der Literatur wird häufig auf die enge Verknüpfung von Körper und Wahrnehmung hingewiesen (vgl. Franke 2005, Laging 2005, Meyer-Drawe 2008). Leiblich-sinnliche Erfahrungen in die Bildungstheorie einzubeziehen, ist nach Laging als Erweiterung des allgemeinen Bildungsverständnisses dringend geboten (Laging 2005, 301).

Mit dem hier dargestellten Performanceprojekt war die Absicht verbunden, sowohl für Akteure als auch für Rezipienten wesentliche Bildungspro-

zesse zu realisieren. Deshalb wird im Folgenden versucht, den Zusammenhang von Wahrnehmung, ästhetischem Handeln und Bildungsprozessen anhand von drei zentralen Merkmalen (Sich-Bewegen, Intensivierung und Widerständigkeit, körperliche Reflexivität) darzustellen. Davon ausgehend, dass Wahrnehmung immer körperliches Erleben beinhaltet, zeige ich Möglichkeiten auf, die in der Auseinandersetzung mit Tanz und Medien in der ästhetischen Bildung eröffnet werden können und die in dem hier beschriebenen Projekt realisiert wurden.

1.1 KÖRPERERFAHRUNG UND TANZAUSDRUCK IN ÄSTHETISCHEN BILDUNGSPROZESSEN

Sich-Bewegen als Grundlage

Sich-Bewegen ist eine der Formen, in denen sich die Urverbundenheit von Mensch und Welt manifestiert. In der Begegnung mit der Welt und der Auseinandersetzung mit ihr entstehen als Antworten Bewegungen und neue Bewegungsformen. Dieses Formen geschieht im *aktiven Tun*. »Nicht das bloße Betrachten, sondern das Tun bildet den Mittelpunkt, an dem für den Menschen die geistige Organisation der Wirklichkeit ihren Ausgangspunkt nimmt.« (Cassirer 1994, 187, zit.n. Franke 2003, 27)

Im Tanz ist Improvisation die Möglichkeit, um zu individuellen und neuen Bewegungsformen zu gelangen. In der Improvisation lässt sich der Tanzende auf den Moment ein, seine augenblickliche Befindlichkeit und gegebenenfalls auch die situative Begegnung mit einem Partner (vgl. auch Rosenberg 1996, 206f.). In ihr formt sich der Ausdruck im Moment des Sich-Bewegens. Von daher war Improvisation das Medium zur Erarbeitung der Performancestücke.

Intensivierung und Widerständigkeit als wesentliche Aspekte

Die Möglichkeit sich zu bilden liegt im Wahrnehmungs- und Erfahrungsprozess selbst. Dabei wird vom Einzelnen gefordert, sich verunsichern zu lassen und sich von Vertrautem zu lösen, um neue Ordnungen hervorbringen und sinnvolle Bewegungsgestalten formen zu können. Das bedeutet, sich auf sich und die Situation einzulassen, zu empfinden, was der Körper einem sagt und sich vom Körper etwas sagen zu lassen (vgl. Heusinger von Waldegge 2009, 187). Fritsch formuliert ganz konkrete Aspekte, mit denen sich derlei ästhetische Bildungsprozesse anstoßen lassen: Durch *Intensivierung* des körperlichen Spürens Urformen der Bewegung oder sozial geprägte Gewohnheiten wahrzunehmen und durch die *Widerständigkeit* des Körpers oder des verwendeten Materials zu neuen Bewegungsformen herausgefordert zu werden und damit den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern (vgl. Fritsch 2007, 40f.). Durch die Verknüpfung von Tanzen

mit Film und anderen symbolischen Ausdrucksformen beinhaltet dieses Projekt ganz spezifische Widerständigkeiten, die später exemplarisch dargestellt werden (siehe 2.2).

Körperliche Reflexivität als Bedingung

»Nur unter der Bedingung von reflexiver Distanz – so die allgemeine bildungstheoretische Annahme – können persönliche Handlungsspielräume gewonnen werden und persönliche Erlebnisse nachhaltige Auswirkungen auf die Person und ihren Weltzugang insgesamt haben.« (Bietz 2005, 107) Das Besondere dieser Reflexion ist, dass sie nicht verbal und nicht im Nachhinein erfolgt, sondern dass sie bereits im Prozess des Tanzens selbst stattfindet (vgl. Franke 2003, 31): Während des Tanzens nimmt man sich als Tanzenden wahr, als jemanden, der eigene Empfindungen zum Ausdruck bringt, dabei an körperliche Grenzen stößt und sich als unvermöglicher wahrnimmt als andere oder auch Befriedigung empfindet, wenn eine Drehung endlich gelingt. D.h., körperliche Reflexivität ist die Bedingung, um in der Auseinandersetzung mit dem Körper, dem Raum, den Mittänzerinnen und dem Einsatz von Film und Sound bewusst zu sinnvollen Formungen zu finden.

Auf der Grundlage dieser drei Merkmale ästhetischer Bildungsprozesse wird im 2. Kapitel untersucht, mit welchen Mitteln und Kriterien Formungsprozesse stattgefunden haben und sowohl Tänzerinnen als auch Rezipienten/-innen neue Perspektiven auf den Körper und sein Verhältnis zum Raum als einem Aspekt von Welt eröffnet haben.

Zunächst aber wird im Folgenden das vielschichtige Verhältnis von Tanz und Medien seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts dargestellt, um deutlich zu machen, in welchem historischen Kontext die im Projekt angewandte Verknüpfung von Tanz und Film zu sehen und von daher zu verstehen ist.

1.2 ZUR VERKNÜPFUNG VON TANZ UND MEDIEN – PROBLEME UND CHANCEN

»Medien, verstanden im weiteren Sinne des Begriffs als kommunikative Mittel, waren schon immer ein wesentlicher Bestandteil tänzerischer Inszenierung.« (Klein 2000, 11) Doch haben sich die Formen der Medien stark verändert und damit auch die Möglichkeiten, wie der Tanz mit anderen Medien verknüpft werden kann.

Zentrales Anliegen der Modernen Tänzer – in starker Abgrenzung zum Klassischen Ballett – waren der Ausdruck und die Bildung des Menschen durch eine seiner »körperlichen Natur« entsprechende Bewegungssprache. Hintergrund dafür war die Kulturkrise seit den 1920er Jahren mit

der Suche nach einem adäquaten »neuen Menschentyp«. Sowohl im Ausdruckstanz (Deutschland) als auch im Modern Dance (USA) wurden die ganzheitliche Bildung des Menschen und die Entwicklung der menschlichen Kultur als Retterinnen gegen eine zunehmende Technisierung der Welt und Maschinisierung des Alltags ins Feld geführt. Die Ausdruckskraft und Gestaltungsfähigkeit des Körpers wurden als Gegenpol verstanden zur Technisierung, Medialisierung und Vermassung. Dabei wurde der Körper als das naturhafte Relikt gesehen in einer entfremdeten Gesellschaft und galt als das zentrale kommunikative Mittel ästhetischer Inszenierungen. Dazu gehörte auch, dass der Körper der Zuschauer zum zentralen Medium der Wahrnehmung avancierte. Die Rezeption von Tanz sollte über das Sich-Einfühlen erfolgen. So war eine Polarisierung hergestellt: Natürlicher Körper versus technische Medien. Photographie oder Film hatten darin vorerst lediglich Repräsentations- und Archivierungsfunktionen, also die Aufgabe, den flüchtigen Tanz zu dokumentieren. Requisiten, Kostüme, Bühnenbild waren Medien, mit deren Hilfe eine bestimmte tänzerische Ästhetik hervorgebracht werden konnte. Ihre Verwendung hat durchaus andere Körperbilder (Triadisches Ballett von Oskar Schlemmer), andere räumliche Verhältnisse (Lichttänze von Loie Fuller) und andere Erzählweisen (»Materialschlachten« im Tanztheater von Pina Bausch) hervorgebracht. Sie wurden aber nicht als wesentliche Bestandteile des künstlerischen Auseinandersetzungsprozesses anerkannt.

Ab den 1960er Jahren wurde Videotanz ein eigenes Genre, das explizit die Verbindung von Tanz und Medien zum Gegenstand hat und die Filmkamera als eigenständiges künstlerisches Medium begreift. Auch wurden digitale Medien als Lernprogramm für Tanztechniken entwickelt wie beispielsweise von Forsythe. Zunehmend sind jedoch Medientechnologien als ästhetisches Prinzip integrierter Bestandteil von multimedialen Tanzperformances. Spätestens seit Ende der 1990er Jahre wird der Körper in seiner medialen Vernetzung und Virtualität thematisiert (vgl. Rosiny 2007a, 12). Hierbei verschwinden die ehemals klaren Grenzen zwischen Medienkörper und Tanzkörper, bislang Synonyme von »virtuellen« und »natürlichen« Körpern (vgl. Klein 2000, 14). So wird bei Merce Cunningham der virtuelle Körper zum Vorbild tänzerischer Bewegungsabläufe oder bei Stelarc der Computer zur Körperprothese, die den Körper durch computeranimierte Maschinen in virtuelle Räume hinein verlängert. Die Spiele mit der Virtualität lösen bisherige Gewissheiten über das Humane auf: Was ist Wirklichkeit, was bloßes Abbild?

In diesem Kontext der vielen verschiedenen Verknüpfungsformen von Tanz und Medien ist zu fragen, welche Absichten das multimediale Tanzprojekt verfolgte und wie hier ästhetische Bildungsprozesse initiiert wurden.

2. Repräsentationen in multimedialen Formungsprozessen

2.1 DAS MULTIMEDIALE TANZPROJEKT »KÖRPERRÄUME«

Mit dem Spiel von präsenten Körpern und medialen Repräsentationen begann das Projekt »KörperRäume«. Das Interesse war hierbei nicht auf die alten Polaritäten von echt – unecht oder natürlich – virtuell gerichtet. Im Gegenteil: Die leitende These lautete, dass gerade durch die Verknüpfung von Tanz und Neuen Medien ästhetische Brechungen entstehen, die neue Wahrnehmungs- und Ausdrucksfelder schaffen. »Durch die Kreuzung der Mittel eröffnen sich neue Sehweisen, die unsere Wahrnehmung, Imagination und Reflexion stimulieren.« (Rosiny 2007b, 87)

Im Rahmen der Tagung »Körperdiskurse« hatten im Herbst 2008 sechzig Studierende aus Medien-, Sprech- und Sportwissenschaft unter der Leitung einer Dozentin aus jedem der Fachbereiche die Aufgabe, eine multimediale Performance zum Thema »KörperRäume« zu erarbeiten. Sie explorierten mit möglichen Verbindungen ihrer Fachgebiete¹. In einem Zeitraum von knapp zwei Monaten entwickelten die Beteiligten künstlerische Formen, in denen sie den Körper mit den Medien Bewegung, Sprechen, Ton, Film, Licht, Objekte in unterschiedlichen Raumsituationen thematisierten und für zwei unterschiedliche Performanceräume innerhalb einer Halle künstlerisch bearbeiteten.

Aus tanzkünstlerischer Perspektive ging es darum, inwiefern der präsente physische Körperausdruck transformiert wird, wenn er durch die Medien Sprache, Licht, Ton und Film durchdrungen wird und inwiefern diese Durchdringung verstärkend wirkt in Hinsicht auf die grundsätzliche Absicht des zeitgenössischen Tanzes, traditionelle Konzepte von Bewegungsentwicklung und -ausdruck sowie das veränderte Rollenverständnis von Künstler und Rezipient neu zu verorten.

Für meine Betrachtungen habe ich zwei Performances ausgewählt, die beide ihren Schwerpunkt der Intermedialität in die Verbindung von Tanz und Film gelegt haben. Beide Stücke nutzten dieselbe Bühne von 3 m Breite und ca. 8 m Tiefe, diagonal im Raum angelegt, hinten begrenzt durch eine 4 x 4 m Projektionswand. Die Zuschauer konnten die Bühne von drei Seiten einsehen.

1. Für den Bereich Sportwissenschaft war dies der zeitgenössische Tanz.

2.2 REPRÄSENTATIONEN IM TANZPROJEKT »KÖRPERRÄUME«

Bedingung des Formungsprozesses innerhalb des Projekts war, dass die Studierenden der drei Wissenschaftsbereiche ihre Performance gemeinschaftlich erarbeiteten, d.h. Filme nicht als zusätzliche Illustration oder Bühnenbild eingeblendet würden, sondern dass sich die Struktur des Stückes aus der Zusammenarbeit entwickelte. Basis der Formungsprozesse war die Improvisation mit Bewegung zum Thema »Körper im Raum« und das wiederholte Experimentieren mit unterschiedlichen medialen Möglichkeiten. Als Grundlage meiner Performancebeschreibungen dienen meine eigenen Wahrnehmungen, Videoaufzeichnungen der Performance sowie Aussagen der Tänzerinnen².

Stück I: »Enge und Weite«

Kurzangaben zum Stück: Dauer: 10.00 Minuten, Mitwirkende: zwei Tänzerinnen, fünf Medienwissenschaftler/-innen.

Das Stück thematisiert den Körper im Raum hinsichtlich der Parameter Enge und Weite. Sie sind sowohl in der Live-Performance als auch in der Videopräsentation aufgenommen. Enge wird vornehmlich im selbst erstellten Video durch verschiedene Fahrstuhl-Sequenzen repräsentiert, Weite hingegen findet sich weniger räumlich verwirklicht als vielmehr imaginativ in unterschiedlichen Traumszenen, die sowohl im Video auftauchen als auch real die tänzerische Bewegung charakterisieren.

Phrasierung – Fragmentarisierung

Grundlage der Formungsprozesse in beiden Stücken ist die Fragmentarisierung³, das heißt die Aufspaltung von Bewegungsabläufen oder auch einzelnen Bewegungen in kleinere Teile, die immer wieder anders und vor allem nicht hierarchisch zusammengesetzt werden können. Diese Umgangsweise spiegelt den Einfluss der Mediengesellschaft – die Möglichkeit, digitalisierte Informationen vielfältig zu vernetzen. Im modernen Tanz war Phrasierung ein elementares Gestaltungsmittel⁴, das aber längst

2. Ich danke den fünf Tänzerinnen Swantje Dietrich, Kirsten Fromme, Janina Nette, Jana Schmidt und Wibke Tillmanns für ihre informellen Prozessbeschreibungen, die sie für diesen Beitrag freundlicherweise zur Verfügung gestellt haben.

3. Rosiny hebt hervor, dass auf struktureller Ebene als einzige gemeinsame Prinzipien des zeitgenössischen Tanzes Fragmentarisierung als Gestaltungsprinzip und aktive Rezeption als Betrachtungsprinzip festgestellt werden können (Rosiny 2007a, 15).

4. Eine Phrase kann als ein Bewegungssatz verstanden werden, der miteinander verbundene Bewegungen, die eine kinästhetische und intuitive Logik

ergänzt und inzwischen auch zunehmend abgelöst wird durch Fragmentarisierung.

Präsenz – Projektion

Ein wesentliches Merkmal von Tanz ist seine unmittelbare physische Präsenz und Flüchtigkeit. Damit ist verbunden, dass wir ihn spüren, hören und bisweilen riechen können. Dazu gehört auch die Präsenz mehrerer Tänzer/-innen, die sich begegnen, berühren, auffangen und wieder abstoßen. Die Projektion von Filmsequenzen ist der grundlegende Gegenpart zum *Live*-Tanz auf der Bühne. Durch sie wird die Intermedialität⁵ in den drei Formen von Ergänzung, Kontrast oder Verschränkung hergestellt (vgl. Rosiny 2007b, 82). In diesem Stück treten Film und Tanz abwechselnd in den Vordergrund: Während des Films verharren die Tänzerinnen im Dunkeln als sitzende Betrachterinnen zur Leinwand ausgerichtet. Damit stellen sie auf struktureller Ebene ein Beziehungsfeld zwischen sich, Leinwand und Boden her (vgl. Jochim 2008, 35), auf inhaltlicher Ebene verfolgen sie so ihren eigenen gedanklichen Ausbruch aus der Enge geistig mit. Die Bilder des Films werden nach jeder Filmszene thematisch in Bewegung umgesetzt, der Film hingegen bleibt in verschiedener Weise präsent während der Tanzabschnitte.

*Abbildung 1: »Enge und Weite«, Kirsten Fromme, Wibke Tillmanns;
Photographie: Michael Friedrich*



haben, innerhalb eines längeren Bewegungsflusses abgrenzt und strukturiert: Anfang – Höhepunkt – Schluss (vgl. Blom/Chaplin 1986, 23).

5. Laut J.E. Müller kann von Intermedialität gesprochen werden, wenn das multi-mediale Nebeneinander in ein konzeptionelles Miteinander überführt wird (vgl. Rosiny 2007b, 76).

Die Performance beginnt mit einer Filmsequenz, in der Nummern von Stockwerken aufleuchten, eine niedrige Fahrstuhldecke erscheint, viele Füße, Beine und Hände eng beieinander sind. Fahrstuhltür schließt. Schnitt. Tänzerin A rauft ihr Gesicht, schreit. Schnitt. Fahrstuhl schließt. Währenddessen hocken die Tänzerinnen A und B von vier anderen Tänzerinnen eng im Quadrat umstellt im Dunkeln. Nach der Schließung der Fahrstuhltür stoßen sie die anderen weg. B tritt horizontal nach außen, zieht A diagonal über die Bühne. B mit stoßenden Bewegungen nach oben – wirkt zielgerichtet und effektiv, A gleichzeitig mit kleinen kurzen Bein- stoßen in die Luft eher hilflos. Beide gehen rückwärts und vergrößern auf diese Weise mehr und mehr den Raum zum Publikum. Die Dynamik wechselt hin und her zwischen plötzlich und andauernd. Die Bewegungen sind begrenzt, präzise abgemessen und vermitteln anhaltende Spannung.

Wiederholung

In der zweiten Filmszene wird mit Wiederholung gearbeitet. A bläst, stupst, fängt schwebende Seifenblasen im Fahrstuhl. Der Ort ist real, die Szene nicht: Sie wirkt unwahrscheinlich und unglaubwürdig. Das Schweben der Seifenblasen wird als Filmschleife pausenlos wiederholt und verstärkt die Absurdität der Situation, während die Tänzerinnen die Bewegungen des Schwebens, Auffangens und Abstoßens in ihren Bewegungen aufnehmen. Dabei kommt es zu mehrfachem Kontakt der Tänzerinnen, die sich gegenseitig Impulse geben und behutsam tragen wie äußerst fragile Objekte. Aus der Spannung zwischen Stillstellung und Wiederholung des Filmabschnitts und der gleichzeitigen realen tänzerischen Bewegung erwächst eine andere Art der Bewegung, die der Imagination (vgl. Jochim 2008, 13). Es entsteht ein harmonisches Bild schwebender Figuren, das durch seine Harmlosigkeit die Absurdität des Ortes und der Situation enorm verstärkt.

Bildsprünge

In der dritten Filmszene verwandelt sich Tänzerin B in verschiedene Wesen: Clown, Katze, Puppe und wieder Clown. Durch viele aufeinander folgende Bildsprünge geht die Verwandlung rasend schnell und hat einen belustigenden Effekt, wenn plötzlich ein Kostümdetail, eine neue Farbe im Gesicht, eine rote Nase dazukommen. Bildsprünge schaffen die Illusion, zeitliche Entwicklungen zu überspringen und Zeit zu beschleunigen (vgl. Jochim 2008, 13). So entstehen mehrfach andere Wesen, die sich zusätzlich als solche auch immer wieder verändern. Die Bildsprünge werden verstärkt durch schnelle Zooms wie beispielsweise die Clownsnase, die die gesamte Leinwand ausfüllt.

Stück II: »Sinnliches Menschsein«

Kurzangaben zum Stück: Dauer: 6.30 Minuten, Mitwirkende: drei Tänzerinnen, fünf Medienwissenschaftler/-innen.

Zusammensein und Isolation in natürlichen oder in technisierten Lebensräumen sind die konträren Themen der Performance. Es wurden sinnlich erlebbare Situationen des Lebens aufgegriffen und in unterschiedlichen Wahrnehmungsebenen verarbeitet. Sinnliches Menschsein ist das Aufeinandertreffen von Menschen, die dabei mal beziehungslos bleiben, mal zueinander finden. Manche Begegnungen haben Bedeutung, andere nicht, manche wiederholen sich, andere werden erzwungen oder auch vermieden.

Präsenz – Projektion

Körperliche Präsenz und Projektion sind in dieser Performance von Anfang bis Ende ineinander verschränkt. Hinzu kommt eine intensive Interferenz mit dem Soundtrack. Er wurde parallel zu Bildern und Tanz entwickelt und enthält sowohl reale Geräusche (Wasserrauschen, Bremsenquietschen, Herztöne) als auch Musikausschnitte. Mit einem hohen Ton, gefolgt von einem erschütternden Knall beginnt die Performance im Dunkeln, dann erscheinen Filmbild und tänzerische Bewegung gleichzeitig. Die folgenden Ausführungen erläutern die unterschiedlichen Formen von Projektion.

Extension

Mit Extension ist die Vervielfachung von Blickrichtungen und Perspektiven gemeint (vgl. Rosiny 2007b, 85). Eine Verdoppelung (präsender Tänzer plus gleichzeitige Sichtbarkeit auf der Leinwand) oder Vergrößerung (z.B. eines Körperteils) sind ergänzende visuelle Angebote und stellen mitunter eine Irritation für den Zuschauer dar. Es sind »dramaturgische Erweiterungen«, die gleichwertig zwischen getanzte Abschnitte gesetzt werden können (a.a.O., 86). Eines der Hauptmerkmale der medialen Verschränkung in diesem Stück sind Vergrößerungen unterschiedlicher Körperteile. Der erste Filmabschnitt zeigt den atmenden Bauch einer der Tänzerinnen, der wegen seines Ausschnitts bei gleichzeitiger Überdimensionalität über die gesamte Leinwand nicht gleich als solcher erkennbar ist. Inhaltlich könnte es der Bauch als Mitte des Körpers und Ursprung von Leben sein, musikalisch sein Atemrhythmus, der im Kontrast zum Rhythmus der Musik steht und von der agierenden Tänzerin C in ihren Armbewegungen aufgenommen wird. So entsteht ein visueller und auditiver Eindruck, der in seiner Vielschichtigkeit Spielraum für unterschiedliche Assoziationen des Zuschauers lässt.

Abbildung 2: »Sinnliches Menschsein«, Swantje Dietrich, Janina Nette, Jana Schmidt; Photographie: Michael Friedrich



Simultaneität und zeitliche Differenz

Im nächsten Filmabschnitt erscheint erst eine Hand von rechts, dann eine zweite von links. Sie nehmen vorweg, was sich dann auch real und für einen kurzen Moment gleichzeitig vollzieht: Das Aufeinander-zu der Finger der sich aufrichtenden Tänzerinnen D und E, das gegenseitige Berühren, Ertasten und schließlich Verschränken beider Hände. Während diese Begegnung im Film fortgesetzt wird, geraten die beiden Tänzerin-

Abbildung 3: »Sinnliches Menschsein«, Swantje Dietrich, Janina Nette, Jana Schmidt; Photographie: Michael Friedrich



nen in kraftvolles Ziehen, mit dem sich D hinter E bringt und beide in ein längeres ganzkörperliches Duett übergehen. Zeitliche Verschiebungen zwischen live-tänzerischen und filmischen Elementen heben die reale Linearität auf. In Verbindung mit der Gleichzeitigkeit voneinander unabhängiger Momente als konträre Variante eröffnen beide Gestaltungsmittel die Möglichkeit zu imaginativen Verbindungen, die sich in der Wahrnehmung immer wieder neu ordnen und schichten können (vgl. Jochim 2008, 11).

Wiederholung

Das Computerspiel Tetris⁶ wird als Analogie zum menschlichem Erleben gesellschaftlicher Zwänge verwendet: Die Formelemente des Verschiebens und Einpassens werden filmisch umgesetzt, indem die Tänzerinnen auf Rollbrettern liegend mehrfach aus dem Bild und in das Bild und passgenau ineinander geschoben werden. Für den Betrachter wird anschaulich, wie sich die drei Frauen in Formen pressen und verschieben lassen. Die Musik enthält schrille Computertöne, verbunden mit einer rhythmisch treibenden und synthetisch klingenden Musik. Die Tänzerinnen auf der Bühne agieren zu den Projektionen in der Wirkung vergleichbar, individuell jedoch sehr unterschiedlich: C sich Ohren zuhaltend und auf einem Bein balancierend, D mit immer wieder zusammenfallendem Oberkörper, E den Körper mit rechtwinkligen Gliedmaßen in großer Spannung auf rechterhaltend.

Resonanzen in multimedialen Formungsprozessen

3.1 ÄSTHETISCHE BILDUNGSPROZESSE ALS RESONANZ

Die Tänzerinnen waren auf vielfältige Weise in den Möglichkeiten der Wahrnehmungs- und Gestaltungsfähigkeit ihres Körpers herausgefordert, so dass vielschichtige Bildungsprozesse angestoßen wurden. Sie haben die Szenen in Improvisationen mit Körper, Partnerinnen und Raum entwickelt, allerdings nicht in rein tänzerischer Auseinandersetzung, sondern die Widerständigkeit lag in der Verknüpfung mit den Medien Film und Musik sowie mit den strukturellen Bedingungen selbst: Beispielsweise musste Bewegung zu Filmsequenzen räumlich und dynamisch erfunden und choreographiert werden, die während der Proben nur winzig auf dem Laptop zu sehen waren.

6. Im Gameboy-Spiel Tetris erzielt man Punkte, indem man Klötze verschiebt und in Lücken setzt, so dass eine vollständige Reihe entsteht.

Das Projekt beinhaltete einen zweifachen Formungsprozess: Im Formen des ästhetischen Ausdrucks formten sich gleichzeitig die Akteure/-innen selbst weiter heraus. Im Überschreiten von bewegungsmäßigen Routinen überschritten sie bisherige individuelle Grenzen und eröffneten sich selbst neue Möglichkeiten des Bewegens und damit ihres Empfindens, Denkens und Handelns. Ihre körperliche Reflexivität ermöglichte es ihnen, die eigene Bewegung der Bewegung der Mittänzerinnen spontan und intuitiv anzugleichen oder dazu in Kontrast zu setzen. Das auf einer vorreflexiven Ebene gewonnene Material konnte dann reflexiv vergegenwärtigt und bewusst zu neuen Formen ausgebaut werden. Um derartige vorreflexive Prozesse anstoßen zu können, wurden in dem multimedialen Projekt verschiedene Spielräume eröffnet: Es war möglich, sich etwas von seinem Körper »sagen« oder darüber hinaus sich von zufällig entstandenen Simultaneitäten oder zeitlichen Differenzen mit den Filmsequenzen inspirieren zu lassen. Der Bereich der Wahrnehmung dehnte sich also über die leiblich-sinnlich empfundene Körper-Bewegung aus in das Mitempfinden mit dem im Film repräsentierten Bewegungsausdruck. Dabei gelang mehr und mehr eine Ausdifferenzierung sowohl der Überlegungen zu unterschiedlichen Wirkungsabsichten als auch der endgültigen Entscheidungen über einzelne Ausdrucksformen.

Das künstlerische Projekt schuf Anlässe, sich über die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper, der Gruppe, den Themen, den unterschiedlichen Medien und den bisherigen Gewissheiten über Tanz selbst zu erweitern und bestehende Strukturen umzuformen.

Für den Zuschauer wurden durch die in der Verknüpfung von Tanz und Film entstandenen neuen Formungsmöglichkeiten des präsenten und abwesenden Körpers, der Extension, Simultaneität und dergleichen (vgl. 2.2) die sinnlichen Wahrnehmungen vielschichtiger, damit zum einen verwirrender, zum anderen aber auch deutungsoffener. So haben sie größere Möglichkeiten erhalten, sich mit ihren Assoziationen, Erinnerungen und Deutungen an dem Bühnengeschehen zu beteiligen und auf diese Weise *ihren* individuellen Formungsprozess weiter zu führen. Insofern haben auch für die Zuschauenden Bildungsprozesse stattgefunden, als sie durch ihre leiblich-sinnliche Anwesenheit – ihre Bewegung im Raum, ihr Schauen aus verschiedenen Blickwinkeln – herausgefordert waren, selbst Sinn aus dem Wahrgenommenen zu schöpfen.

RESONANZEN IN DER AUSBILDUNG VON SPORLEHRENDEN

Auf der Grundlage dieses und früherer Performanceprojekte trete ich dafür ein, leiblich-sinnliche Erfahrungen in die Bildungspraxis einzubeziehen, und zwar sowohl im schulischen Unterrichtskontext als auch in der

universitären Ausbildung. Nach Benner ist das Ästhetische integratives und konstitutives Moment einer in die gesellschaftliche Gesamtpraxis eingebundenen Pädagogik mit dem Ziel der Selbstbestimmung (vgl. Engel 2004, 57f.). Da Selbstbestimmung nichts Bestimmbares ist, sondern sich selbst bestimmen muss und damit etwas Werdendes ist, beinhaltet Bildung vor allem einen Auseinandersetzungsprozess, der insbesondere in ästhetischen Prozessen stattfindet. Dort gemachte Differenzenerfahrungen eröffnen Schüler/-innen Wahlmöglichkeiten, sich unterschiedlich wahrnehmen und vielfältig ausdrücken zu können (vgl. 1.1 und Heusinger von Waldege 2009, 184). Pubertierende Jugendliche, die Lehrende in Schulen bisweilen verzweifelt zu motivieren versuchen, sind in der Regel eher bestrebt, ihre Identität zu bewahren und verschließen sich oft neuen Herausforderungen. Gerade in der Arbeit mit ihnen sind Lehrende gefordert *Möglichkeitenräume* anzubieten, die zum einen für die Schüler/-innen reizvoll und *sinnvoll* sind, weil sie an ihrem Interesse und ihrem Bedürfnis nach Mitteilung anknüpfen, und die zum anderen gleichzeitig genügend Schutz und Halt beinhalten, sich tatsächlich einmal *anders* auszuprobieren.⁷

Die Kompetenz, Unterricht im Sinne dieser ästhetischen Praxis zu initiieren und Schüler/-innen Spielräume zu eröffnen, kann nicht nur theoretisch und in schulpraktischen Anteilen vermittelt werden, sondern, »[...] müsste bereits innerhalb der Ausbildungssituation selbst erprobt und geübt werden« (Engel 2004, 186). In ästhetischen Projekten überprüfen Studierende u.a. auch ihre primär noch von der eigenen Schulerfahrung geprägte subjektive Theorie über Unterricht und entwickeln Beispiele dafür, wie authentisch und *eigensinnig* Ergebnisse schulischer Bildungsprozesse sein können.

Literatur

- Bietz, Jörg (2005): Bewegung und Bildung – Eine anthropologische Betrachtung in pädagogischer Absicht. In: Jörg Bietz, Ralf Laging, Monika Roscher (Hg.): *Bildungstheoretische Grundlagen der Bewegungs- und Sportpädagogik*. Baltmannsweiler (Schneider), 87-122.
- Bloom, Lynne A., L. Tarin Chaplin (1986): *The Intimate Act of Choreography*. London.
- Engel, Birgit (2004): *Spürbare Bildung. Über den Sinn des Ästhetischen im Unterricht*. Münster (Waxmann).

7. Im Rahmen der Sportlehrerbildung werden am Institut für Sportwissenschaft der Philipps-Universität Marburg Tanzprojekte im Sinne ästhetischer Bildung seit 2005 in unterschiedlichen Schulstufen durchgeführt.

- Franke, Elk (2003): Ästhetische Erfahrung im Sport – ein Bildungsprozess?
In: Eva Bannmüller, Elk Franke. (Hg.): Ästhetische Bildung. Butzbach (Afra), 17-37.
- Franke, Elk (2005): Einsicht in die Struktur sinnlicher Wahrnehmung. Zur ästhetischen Reflexion von Körperbildung. In: Ralf Laging, Robert Prohl (Hg.): Bewegungskompetenz als Bildungsdimension. Hamburg (Czwalina), 39-46.
- Fritsch, Ursula (2007): Ästhetische Erziehung. In: Ralf Laging (Hg.): Neues Taschenbuch des Sportunterrichts. Baltmannsweiler (Schneider), 36-46.
- Heusinger von Waldegge, Brigitte (2009): Körperbildung und Tanzgestaltung. In: Ralf Laging (Hg.): Inhalte und Themen des Bewegungs- und Sportunterrichts, Bd.2 der Reihe Grundlagen der Bewegungs- und Sportdidaktik. Baltmannsweiler (Schneider), 179-213.
- Jochim, Annamira (2008): Meg Stuart. Bild in Bewegung und Choreographie. Bielefeld (transcript).
- Klein, Gabriele (2000): Tanz & Medien: Un/Heimliche Allianzen. Eine Einleitung. In: Gabriele Klein (Hg.). tanz-bild-medien. Tanzforschung 10. Hamburg (Lit), 7-17.
- Laging, Ralf (2005): Bildung im Bewegungs- und Sportunterricht. In: Jörg Bietz, Ralf Laging, Monika Roscher (Hg.): Bildungstheoretische Grundlagen der Bewegungs- und Sportpädagogik. Baltmannsweiler (Schneider), 159-179.
- Meyer-Drawe, Käte (2008): Diskurse des Lernens. München (Fink).
- Rosenberg, Christiana (1996): Tanzen als Dialog mit der Welt. In: Gesellschaft für Tanzforschung e. V. (Hg.): Jahrbuch für Tanzforschung, Bd. 7. Wilhelmshaven (Noetzel), 195-209.
- Rosiny, Claudia (2007a): Zeitgenössischer Tanz. In: Reto Clavadetscher, Claudia Rosiny (Hg.). Zeitgenössischer Tanz. Körper – Konzepte – Kulturen. Eine Bestandsaufnahme. Bielefeld (transcript), 9-16.
- Rosiny, Claudia (2007b): Projektion, Extension, Interaktion – Formen und Funktionsweisen des Medieneinsatzes. In: Reto Clavadetscher, Claudia Rosiny (Hg.): Zeitgenössischer Tanz. Körper – Konzepte – Kulturen. Eine Bestandsaufnahme. Bielefeld (transcript), 74-91.

Körpermodelle in zentralen Ansätzen der Motologie

JÜRGEN SEEWALD

Körpermodelle haben in der Motologie spätestens seit den 1990er Jahren eine zentrale Bedeutung. Zuvor war in der Tradition der Psychomotorik vor allem auf den Bewegungs-Begriff fokussiert worden. Seit den letzten 15-20 Jahren hat sich die Motologie in eine Reihe von Ansätzen ausdifferenziert, die alle den Körper in je eigener Weise thematisieren. Im ersten Teil des Beitrags werde ich diese Körpermodelle kurz skizzieren. Danach stelle ich ein metatheoretisches Bezugssystem vor, das die Ansätze in Beziehung zueinander stellt.

1. Die Auswahl der wichtigsten Körpermodelle lässt sich in der Chronologie ihres Auftretens im Fachdiskurs wie folgt kurz charakterisieren:
 - Der Körper als Handlungsträger und Erfahrungsbeschaffer
 - Der Körper als Homunculus und neuronale Bedingung der Möglichkeit
 - Der Leib als Partner
 - Der Körper als Interpretationskonstrukt
 - Der Körper als Habitusträger
- a) *Der Körper als Handlungsträger und Erfahrungsbeschaffer*

Der kompetenztheoretische Ansatz in der Motologie (vgl. Hammer 2004) sieht den Körper vor allem als Träger von Handlungen. Diese sind wiederum an die Verfügung über ein hinreichendes Repertoire an Wahrnehmungs- und Bewegungsmustern geknüpft. Augenfällig wird dies an solchen Handlungssituationen, die besonders stark an Bewegungen geknüpft sind wie etwa das Radfahren. Ich kann nur an einem Radausflug teilnehmen, wenn mir das Radfahren als besondere Weise des körperlichen Zur-Welt-Seins zur Verfügung steht. Dieser Zusam-

menhang gilt allerdings im frühen Kindesalter auch für weniger offensichtliche bewegungsorientierte Handlungen wie das Radfahren. Jedes noch so einfache Greifen, um einer Sache habhaft zu werden, erfordert die Verfügung über Greifmuster und die komplementären Haltungsabsicherungen. Da es so gut wie keine Handlungen ohne Bewegungen gibt, kann man den Aufbau von situationsangemessenen Wahrnehmungs- und Bewegungsmustern als Nadelöhr der Handlungsfähigkeit bezeichnen. Dies gilt im Besonderen für das (frühe) Kindesalter, aber auch für das späte Seniorenalter. In der dazwischen liegenden Altersspanne stellt die Bewegungsfähigkeit in der Regel keinen limitierenden Faktor für die Handlungsfähigkeit dar. Der kompetenztheoretische Ansatz zielt auf die Verbesserung der Handlungsfähigkeit des Menschen ab, indem durch motivierende Spiel- und Bewegungssituationen möglichst flexible und anpassungsfähige Musterfamilien erlernt werden. Der Ansatz versucht dies durch Fördersituationen, in denen sich die Kinder/Klienten immer wieder an neue Umweltsituationen anpassen. Nach der Entwicklungstheorie von Piaget gründet jede geistige Aktivität in einer handelnden Umgangsweise mit den Dingen der Welt. Im Wechsel von Assimilation und Akkommodation folgt daraus eine motologische Praxis, in der entweder das spielerische Element (Assimilation) oder das problemlösende (Akkommodation) überwiegt. In Weiterentwicklungen dieses Ansatzes wird vor allem der Konzeptcharakter der Körpererfahrung betont (vgl. Zimmer 1999). Das Körperkonzept ist besonders bei Kindern ein zentraler Baustein des Selbstkonzepts und wird wesentlich durch sensomotorische (Vergleichs-)Erfahrungen geprägt. Hier ist ein Wandel der Zielrichtung feststellbar – von der Stärkung der Handlungsfähigkeit hin zu einer Stärkung der verschiedenen Komponenten des Körper- und Selbstkonzepts.

b) Der Körper als Homunculus und Bedingung der Möglichkeit

Dieser Zugang sieht den Körper aus neurophysiologischer und -psychologischer Perspektive (vgl. Ayres 1992). Hintergrund sind die Unterschiede, wie sich Menschen neuronal organisieren und regulieren. Deutlich wird dies etwa an den verschiedenen Arten der Bevorzugung bzw. Meidung von Sinnesreizen etwa beim Schaukeln. Die Spezifika der Hirnabläufe bestimmen aus dieser Sicht die Grenzen des Möglichen und präformieren unsere Kontaktmöglichkeiten zur Welt. Nach der Sensorischen Integrationsbehandlung (SIB) werden besonders die Nahsinne gefördert und hier wiederum der taktil-kinästhetische Sinn. Zugrunde liegt dem ein Entwicklungsmodell des Zentralnervensystems (ZNS), wonach die Körpernahsinne Orientierungsfunktion für die gesamte neuronale Organisation und Regulation des Menschen haben. An bestimmten Haltungs-, Bewegungs- und Verhaltensmerk-

malen wird diagnostisch der Reifegrad und das Organisationsniveau des ZNS ermittelt. Während früher in der Therapie daraufhin eher behandelt, d.h. nach Expertenwissen Vorgaben gemacht wurden, geht man heute eher vom Paradigma der Selbstregulation aus und bietet Situationen an, die den Kindern erlauben, sich selbst auf ein besser integriertes Niveau zu bringen (vgl. Fisher et al. 1999). Eine praktische Fördersituation ist z.B. das »Sandwich«: Eine Person legt sich zwischen Matten und dann wird Druck von oben ausgeübt. Die Person kann die Situation in Bezug auf Dauer und Belastung steuern. Diese Situation führt bei vielen Kindern im Anschluss zu einer länger anhaltenden konzentrativen Ruhe, d.h. sie sind mehr »bei sich« und können sich besser auf Lerngegenstände konzentrieren.

Der Körper erscheint in diesem Modell als biologischer Organismus und wird gleichsam in einen äußeren und einen inneren neuronalen Körper verdoppelt. Der äußere Körper zeigt sich für jeden sichtbar im Verhalten. Der innere Körper meint vor allem die neuronalen Strukturen und das Feuern der Neuronen. Beides ist ebenfalls zumindest ausschnitthaft sichtbar zu machen. Dieser innere Körper bewirkt das Verhalten des äußeren Körpers und ist insofern wie eine Person im Körper vorstellbar, die in der Neuropsychologie auch als Homunculus bezeichnet wird. Dieser entspricht den Repräsentationen des Körpers in den Projektionsarealen der Großhirnrinde, wobei es zu proportionalen Verzerrungen kommt, je nachdem wie viel Fläche die Repräsentationen des jeweiligen Körperteils im Cortex einnehmen. Nach diesem Ansatz entscheidet die Qualität der neuronalen Abläufe über die Qualität der Weltteilhabe.

c) *Der Leib als Partner*

Das Leibmodell des »verstehenden Ansatzes« steht im Mittelpunkt des konzeptionellen Denkens des Verfassers und wird deshalb etwas ausführlicher behandelt und zwar unter drei Aspekten: Der Leib im Unterschied zum Körper, Leibthemen in der Entwicklung und Leib/Körper und Identität.

• Der Leib im Unterschied zum Körper

Während der Körper mit seinen äußeren Grenzen übereinstimmt, ist der Leib fluktuierend, d.h. leiblich können wir uns auf die äußere Welt erweitern bzw. auch bis hinter unsere Körpergrenzen schrumpfen. Besonders in der Bewegung können wir das spüren, z.B. wenn wir ein Bewegungsgerät (Fahrrad) einverleiben. Wir behandeln es dann wie einen Teil von uns. Diese Leibkonzeption hat ihre theoretischen Wurzeln in der Phänomenologie Merleau-Ponty's (1966), der den Leib als primordial und »Anker in der Welt« auffasst. Leiblich sind wir wie mit unsichtbaren Fäden mit der Welt verbunden, die-

se »spricht« zu uns. Dem Leib wird eine fungierende Intentionalität eingeräumt. Er stellt so etwas wie ein präreflexives Vor-Ich dar. Leib-erfahrungen sind aus dieser Perspektive an Authentizität kaum zu überbieten. Damit ist aber auch gleichzeitig eine gewisse Tendenz der Enthistorisierung und der Eigentlichkeit des Leib-Körperverhältnisses verbunden. Obwohl die Phänomenologie mit dem Husserl'schen Diktum des »Zurück zu den Sachen selbst« angetreten ist, theoretische Setzungen zu unterwandern, zeigt sich hier auch ihr Erbe. Sie gilt als der vielleicht letzte Letztbegründungsversuch der Philosophiegeschichte und verleiht dem Leib auch dadurch die Aura der untrüglichen Gewissheit. Genährt wird diese Sichtweise allerdings auch durch das verblüffende Evidenzerlebnis, das leibliche Stellungnahmen zuweilen auszeichnet. Diese Art der Sinnerfassung kann man auch implizit nennen, weil dabei im Unterschied zum expliziten Sinn die Konstituierungsformen des Sinns im »Unentfalteten« bleiben (vgl. Seewald 2000, 59ff.).

- Leibthemen stellen den Bezug für die in der Motologie so wichtige Entwicklungsbetrachtung her. Leibthemen gehen immer mit Beziehungsthemen einher. So ist das frühe Thema »Aufnehmen« auf einen Spender angewiesen. Aufnehmen meint hier nicht nur den Milch aufnehmenden Säugling. Aufnehmen wird als allgemeiner, erfahrungsorganisierender Modus aufgefasst, der sich auch auf Licht, Luft, Geräusche, Stimme und vor allem Liebe bezieht. Angelehnt an das Organmodus-Konzept von Erikson (1984) lassen sich so Verbindungen zwischen scheinbar völlig verschiedenen Bereichen herstellen. Leibthemen können persistieren und zu Lebensthemen werden. Sie konstituieren zusammen mit den Beziehungsthemen das, was auch Leibgedächtnis genannt wird, d.h. Muster von erlebten Situationen, die aufs Engste mit Gefühlen und Leibbefindlichkeiten verknüpft sind und die in der Körper- und Bewegungsarbeit reaktiviert werden können.
- Der Bezug von Leib/Körper zur Identität ist sicher vielschichtig und verändert sich im Laufe der Entwicklung. Zu denken ist etwa an die Bedeutung der Sichtbarmachung von Ähnlichkeiten und Unterschieden am Körper in der Pubertät oder an die Bedeutung von Mutproben und Schmerzen bei den Initiationsersatzriten. Zwei Aspekte sollen hier besonders hervorgehoben werden. Es ist erstaunlich, mit welcher Beständigkeit Menschen ihre Haltungs-, Bewegungs- und Stimmausdrucksmuster konstant halten. Wir können Menschen nach vielen Jahren an ihrer Stimme, ihrer Haltung und Bewegung wiedererkennen. Wir wissen außerdem von dem permanenten sensorischen Input aus den Muskeln, Sehnen, Gelenken sowie aus den

Verdauungsorganen. Oliver Sacks (1987) hat bei seiner »körperlosen Frau« beschrieben, welche Identitätskrise ausgelöst wird, wenn dieser sensorische Input ausbleibt. Von daher ist der Körper mit seinen (Selbst-)Empfindungen ein Unterpfeiler für Kontinuität und Stabilität, vielleicht der wichtigste überhaupt.

Der zweite Aspekt betrifft die Möglichkeit, die eigene Leiblichkeit gleichsam als inneren Dialogpartner zu entdecken und damit eine Quelle von Differenzenerfahrungen zu erschließen. Im Konzept der »reflexiven Leiblichkeit« (vgl. Seewald 2007, 95f.) dienen leibliche Befindlichkeiten als Orientierung in unübersichtlichen Zeiten. Diese Orientierung bindet sich nicht an Inhalte bzw. Festes, sondern spürt Qualitäten nach. Die leiblichen Befindlichkeiten eignen sich, um Unterschiede zu spüren, z.B. zwischen dem mir mehr oder weniger Gemäßen. Allerdings müssen sie dazu von ihrem normalerweise impliziten Niveau auf ein explizites gehoben werden. Dazu haben sich – verkürzt gesagt – vier Schritte herauskristallisiert (vgl. Seewald 2007, 29ff.):

- Die Einklammerung des Gewussten und Gedachten,
- die intentionale Ausrichtung auf den Gegenstand im Sinne des »absichtsvoll – absichtslos«,
- das Warten – und die Registrierung leiblicher Regungen, sofern sie denn auftauchen – und
- das Klären dieser Regungen durch Anhebung im symbolischen Niveau, durch Finden geeigneter Begriffe, Malen, Tanzen oder andere Formen des Ausdrucks.

Dieser Prozess kann sich mehrmals wiederholen. Er ist ähnlich wie ein künstlerischer Prozess mit Widerfahrungen verbunden – es muss einem etwas einfallen – und deshalb nicht zielgerichtet herstellbar.

Die reflexive Leiblichkeit wird in der Körper- und Bewegungsarbeit genutzt, um etwa die Wirkung von Räumen zu erfassen und zu verändern oder um diagnostisch die Themen, Bedürfnisse und Ängste eines Klienten leiblich wahrzunehmen.

Das Leibmodell des Verstehenden Ansatzes ist schwierig zu vermitteln, weil der Leib nicht substanzhaft gemeint ist. Er liegt aber »in der Gegend« des Körpers, ist also nicht losgelöst von der Körperlichkeit. Deswegen hilft die Metapher, den Leib als den bewohnten Körper zu verstehen und ähnlich wie das Gefühl des Bewohnens nicht deckungsgleich mit den geometrischen Ausmaßen der Wohnung ist, so ist der Leib nicht deckungsgleich mit den Abmessungen des Körpers.

d) *Der Körper als Interpretationskonstrukt*

Der systemisch-konstruktivistische Ansatz (vgl. Balgo 2004) betont die Beobachterabhängigkeit jeder Wahrnehmung und jeder Aussage. Der

Beobachter kann immer nur seine eigenen Beobachtungen beschreiben. Insofern werden Figuren der Objektivität und Eigentlichkeit geopfert. Der Körper erscheint als Beschreibungsfolie unterschiedlicher Beobachter. Wichtig für den motologischen Fachdiskurs ist dies besonders im Hinblick auf Zuschreibungsprozesse von Störungen, Behinderungen und Abweichungen geworden. Sie erscheinen allesamt als Beobachterkonstrukte, die in erster Linie für den Beobachter Sinn machen. Besonders ›professionell Störungssensible‹ schaffen nach diesem Modell Bewegungsstörungen, indem sie sie diagnostizieren. Die entpathologisierende Wirkung dieser Perspektive hebt sich wohlthuend von den frühen Kategorisierungsversuchen ab, die den gestörten Körper objektiv feststellen zu können glaubten. Andererseits folgt aus diesem Ansatz eine gewisse Beliebigkeit der Weltdeutungen, die sich mit dem wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch nur schlecht verträgt. Eine frühkindliche Bewegungsstörung lässt sich schließlich nicht aus der Welt zaubern, indem man sie zu einem Produkt individueller Beobachtergehirne macht.

e) *Der Körper als Habitusträger*

In der jüngeren Entwicklung öffnet sich die Motologie stärker für soziologische Körpermodelle und hier besonders für das Habituskonzept von Bourdieu. In zwei jüngeren Arbeiten spielt es jeweils eine wichtige Rolle. Zum einen geht es um die stabilisierende Wirkung des Habitus in der südafrikanischen Gesellschaft zehn Jahre nach Ende der Apartheid. Hier versucht Zeus (2006) durch körperorientierte Erfahrungssituationen den Habitus bewusst zu machen: Wer hält den Blick, wer schaut weg, wer hält den Laufweg und wer weicht aus? Erst wenn der Habitus aus der Implizitheit herausgeholt ist, können die Menschen ihn verändern. Eine andere Arbeit befasst sich mit den Auswirkungen neuer Produktionsmethoden auf die Gesundheit von Arbeitnehmern unter den Stichworten der Flexibilisierung, Beschleunigung und Entgrenzung. Schröder (2004) bezieht sich ebenfalls auf die Idee des praktischen Reflektierens des Habitus, wie sie der späte Bourdieu (2001) entwickelt hat. Es geht um implizite Verhaltensgewohnheiten und -erwartungen, in die Menschen geraten können, ohne dass es ihnen ganz bewusst ist und ohne, dass sie es immer wollen. Die körpersoziologische Erweiterung durch das Habitus-Konzept zeigt nicht geringe Schnittmengen mit der Leibphänomenologie. Während jedoch der Leib vom Individuum her gedacht wird, überwiegt im Habitus-Konzept die Analyse der prägenden Kraft, die die Gesellschaft auf das Individuum ausübt. Im Mittelpunkt steht die soziologische Frage, wie Herrschaftsstrukturen in Gesellschaften über Prozesse der Einverleibung und Verkörperung des Sozialen verinnerlicht und tradiert werden.

2. Im zweiten Teil meines Beitrags stelle ich ein *Analyseschema* vor, das die oben genannten Körpermodelle zueinander in Beziehung setzen und sie metatheoretisch verorten kann. Die Kategorien des Analyse-schemas:
 1. Perspektive: Innen – Außen, zeugenfähig – nicht zeugenfähig
 2. Leib/Körper: Leibsein – Körperhaben – Verschränkung von beidem
 3. Natur/Kultur: naturalistisch – kulturalistisch
 4. Explizit symbolisch – implizit symbolisch, diskursiv – präsentativ
 5. Subjekt/Objekt: Subjekt/Objekt für das Ich – Subjekt/Objekt für die Gesellschaft

Zu 1: Perspektive: Innen – Außen, zeugenfähig – nicht zeugenfähig

Man kann den Menschen prinzipiell von Innen oder Außen anschauen. Beim Innen kann man eine zeugenfähige Sicht von einer nicht-zeugenfähigen unterscheiden. Zeugenfähig sind alle Aspekte, die sich in der intersubjektiv beobachtbaren Welt abspielen. Die Außensicht ist prinzipiell immer zeugenfähig. Eine zeugenfähige Innensicht wäre z.B. ein Ultraschallbild von Organen des eigenen Körpers, bei dem man zusammen mit dem Arzt in sich hineinschauen kann. Eine nicht-zeugenfähige Innensicht wäre z.B. daserspüren von Leibempfindungen wie etwa die Durchlässigkeit oder Blockade von Energieströmen.

Zu 2: Leib/Körper: Leibsein – Körperhaben – Verschränkung von beidem

Die Leib-Körper Unterscheidung geht auf die Phänomenologie zurück (s.o.) und präferiert den Gedanken des ursprünglichen Einsseins des Leibes mit der Welt. Die Haben/Sein Unterscheidung und Verschränkung beider Dimensionen geht auf die philosophische Anthropologie Plessner's zurück und präferiert den Gedanken der ursprünglichen Getrenntheit des Menschen von der Welt (vgl. Seewald 1996). Durch die Verschränkung von Körpersein und Körperhaben ist der Mensch aus seiner Mitte gerückt (exzentrische Positionalität) und bedarf der Kultur als Ersatz für die verlorene Einheit mit der Welt. Beide Positionen wenden sich gegen eine ontologische Trennung von entseeltem Körper und unverkörperter Seele. Sie sind Apriori, d.h. Setzungen, die selbst nicht theoretisch begründet werden können.

Zu 3: Natur/Kultur: naturalistisch – kulturalistisch

Naturalistische Positionen sehen den Körper als dreidimensionales Objekt im Raum, anfass- und eindringbar. Kulturalistische Positionen sehen den Körper vorrangig als Interpretationskonstrukt auf unterschiedlichen kulturell geprägten Folien. Die beiden Begriffe markieren die Endpositionen in einem Spektrum, innerhalb dessen sich vielfältige Abstufungen denken lassen. Die Bewegungswissenschaften neigen z.B. eher zu einem natura-

listischen Körpermodell, in dem trainierbare Muskeln und optimierbare Bewegungsabläufe vorkommen. Die Sozialwissenschaften und Teile des Genderdiskurses neigen dagegen eher zu kulturalistischen Deutungen bis hin zu Positionen etwa bei Judith Butler, die die naturalistische Perspektive in die kulturalistische hineinzunehmen beansprucht.

Zu 4: Explizit symbolisch – implizit symbolisch, diskursiv – präsentativ.

Diese Dimension betrifft die Darstellung des Körpers. Der wissenschaftlich thematisierte Körper ist üblicherweise der explizit besprochene Körper. Körperwahrnehmungen etwa in der Entspannung sind dagegen in der Regel implizit und nicht ohne weiteres zu versprachlichen. Wenn man sie symbolisieren will, so eignen sich oft präsentative Symbolismen (Bild, Musik, Tanz; vgl. Langer 1984) besser als der diskursive Sprachsymbolismus. Die Körperdarstellungen liegen damit nicht nur auf unterschiedlichem symbolischem Niveau (implizit – explizit), sondern auch im Bereich unterschiedlicher symbolischer Formen (präsentativ – diskursiv). Durch diese Unterschiede entstehen Informationsverluste, weil sich die verschiedenen Niveaus und Formen nicht vollständig ineinander überführen lassen. Diese Unterscheidung ist besonders wichtig, um den sensiblen Leib zu konturieren und ihn nicht mit dem besprochenen und expliziten Körper in eins zu setzen.

*Zu 5: Subjekt/Objekt: Subjekt/Objekt für das Ich –
Subjekt/Objekt für die Gesellschaft.*

Der Körper wird in wissenschaftlichen Diskursen zumeist als Objekt für das Ich bzw. als Objekt für die Gesellschaft dargestellt. Im ersten Fall stellt das Subjekt den eigenen Körper oder den der anderen als Untersuchungsobjekt gleichsam vor sich hin und bearbeitet ihn mit wissenschaftlichen Methoden. Im zweiten Fall wird der Körper als mehr oder weniger passive Prägefolie für gesellschaftliche Einwirkungen aufgefasst, wie z.B. bei der Übernahme von geschlechtsspezifischen Körperbildern. Die leibphänomenologische Sicht auf den Körper kehrt die Perspektive um: Dem Körper als Leib wird eine eigene (fungierende) Intentionalität zugestanden und er wird damit zum Subjekt für das Ich. Nur so lässt sich die Rede vom »Leib als Partner« im Sinne eines inneren Beratungsverhältnisses verstehen. Im Habituskonzept von Bourdieu erscheint der Körper aus gesellschaftlicher Perspektive nicht nur als strukturierte Struktur, sondern ebenfalls als strukturierende. Dadurch wird der Körper zugleich Objekt und Subjekt der Einflussnahme von bzw. auf gesellschaftliche Wirkungen.

Die folgende Tabelle zeigt die Anwendung der Analysekatoren auf die zentralen Ansätze der Motologie. Einige Felder sind nicht klar zuzuordnen und deswegen frei gelassen.

Tabelle 1: Analyseschema motologischer Körpermodelle

Kategorie Ansatz	Innen/Außen Zeugenfähig n. zeugenfähig	Leib/Körper Haben/Sein	Natur/Kultur	Implizit/explicit symbolisch Präsent. /disk.	Subjekt/Objekt
Kompetenz – theoretischer Ansatz	Innen und Außen	Körperhaben		Explizit symbolisch diskursiv	Objekt für Ich
Neuropsychologischer Ansatz	Innen Zeugenfähig	Körperhaben	naturalistisch	Explizit symbolisch diskursiv	Objekt für Ich
Verstehender Ansatz	Innen Nicht zeugenfähig	Leibsein		Implizit symbolisch präsentativ	Subjekt für Ich
Konstruktivistischer Ansatz		Körperhaben	kulturalistisch	Explizit symbolisch diskursiv	Objekt für Ich
Habitusorientierter Ansatz			kulturalistisch	Implizit symbolisch präsentativ	Subjekt u. Objekt für Gesellschaft

Abschließend soll am Beispiel des Verstehenden Ansatzes noch einmal die Lesart der Tabelle verdeutlicht werden. Dieser Ansatz fokussiert auf das erlebte Innen, das nicht zeugenfähig ist. In Anlehnung an Merleau-Ponty stehen eher der Leib und das Leibsein im Mittelpunkt als der Körper bzw. das Körperhaben. Das Verstehen richtet sich zwar auch auf explizite Sinnäußerungen, zentral sind jedoch die impliziten und präsentativ organisierten Symbolismen. Der Leib ist in diesem Ansatz nicht nur vom Ich erlebter und bewohnter Körper, ihm wird im Konzept der »Reflexiven Leiblichkeit« auch das Privileg einer eigenen Stellungnahme zur Welt eingeräumt. Diese eignet sich, sofern man sie lesen kann, als Quelle von Orientierung und Beratung, wenn auch nicht als Hort untrüglicher Gewissheit.

Das Analyseschema macht deutlich, wie unterschiedlich Körpermodelle im Fachdiskurs der Motologie und sicher auch darüber hinaus sind. Diese haben jeweils ihre eigene Berechtigung. Sie lassen sich nicht eins zu eins ineinander überführen. Sie sorgen einerseits für Vielfalt und begünstigen Reflexionsbreite und -tiefe, andererseits sind sie aber auch für viel Missverstehen und »Aneinander-vorbei-Reden« verantwortlich. In diesem Sinne soll das Analyseschema auch dazu beitragen, Diskursteilnehmer mit anderen Körpermodellen leichter zu verstehen und in ihrem Anders-Sein wertzuschätzen.

Literatur

- Ayres, Jean (1992): Bausteine der kindlichen Entwicklung. Berlin, Heidelberg (Springer).
- Balgo, Rolf (2004): Systemische Positionen im Kontext der Motologie. In: Helmut Köckenberger, Richard Hammer (Hg.): Psychomotorik. Ansätze und Arbeitsfelder. Dortmund (Verlag modernes Lernen), 187-222.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Erikson, Erik .H. (1984): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Fisher, Anne G., Elizabeth A. Murray, Anita C. Bundy (1999): Sensorische Integrationstherapie: Theorie und Praxis. Berlin (Springer).
- Hammer, Richard (2004): Der kompetenztheoretische Ansatz in der Psychomotorik. In: Helmut Köckenberger, Richard Hammer (Hg.): Psychomotorik. Ansätze und Arbeitsfelder. Dortmund (Verlag modernes Lernen), 43-55.
- Langer, Susanne K. (1984): Philosophie auf neuem Wege. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (de Gruyter).
- Sacks, Oliver (1987): Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte. Reinbek (Rowohlt).
- Schröder, Jörg (2004): Der Leib des flexiblen Menschen. In: Motorik 27, 2, 81-90.
- Seewald, Jürgen (1996): Philosophische Anthropologie – Leiblichkeit/Körperlichkeit des Menschen. In: Herbert Haag (Hg.): Sportphilosophie. Ein Handbuch. Schorndorf (Hofmann), 21-49.
- Seewald, Jürgen (2000): Leib und Symbol. München (Fink).
- Seewald, Jürgen (2007): Der Verstehende Ansatz in Psychomotorik und Motologie. München (Ernst Reinhardt).
- Zeus, Andrea. (2006): Motologisches Arbeiten in Südafrika: Bewegungsangebote im Schnittfeld von gesellschaftlichen und individuellen Deutungskontexten. In: Motorik 29, 1, 25-32.
- Zimmer, Renate (1999): Handbuch der Psychomotorik. Freiburg (Herder).

Körperbezogene Wahrnehmung in pädagogischen und therapeutischen Settings. Ein Seminarprojekt

SUSANNE MAURER/LARS TÄUBER

1. Einleitung

Seit einigen Jahren arbeiten wir als interdisziplinäres Team in verschiedenen Seminaren daran, theoretische und konzeptionelle Aspekte aus der Körper(psycho)therapie für die pädagogische Praxis fruchtbar zu machen. Dabei verbinden wir unterschiedliche Zugänge und Wissenschaftstraditionen, versuchen sie in ihren Korrespondenzen auszuloten und miteinander ins Gespräch zu bringen. Den gemeinsamen Wissens- und Erfahrungshintergrund unserer Überlegungen bildet die Ausbildung in den körperpsychotherapeutischen Verfahren der Biosynthese® (Boadella 1991, 2009). In körperpsychotherapeutischen Settings ist die bewusste Wahrnehmung des eigenen Körpers seitens der Therapeutin/des Therapeuten eine effektive und nicht wegzudenkende Informationsquelle für ein tieferes Verständnis des therapeutischen Prozesses. »Somatische Resonanz« beschreibt dabei ein Phänomen des gegenseitigen Einstimmens, der spontanen Spiegelung körperlich-seelischer Zustände des Klienten/der Klientin im Körper des Therapeuten/der Therapeutin und kann als wichtiges Diagnostikum interventionsleitend eingesetzt werden. Leiblich vermittelte Resonanzen sind aber auch in Bezug auf Ereignisse oder Situationen spürbar. Unser Seminarprojekt »Somatische Resonanz – körperbezogene Wahrnehmung in der pädagogischen Arbeit«, das in diesem Beitrag vorgestellt wird, hat sich als (offenbar immer wieder glückender¹) Versuch erwiesen, das Poten-

1. Anonymisiert erhobene abschließende Evaluationen des Seminars haben

tial bewusster Körperwahrnehmungen im pädagogischen Kontext und Kontakt zu erforschen und zu erschließen. Hier zeigt sich nicht zuletzt ein Forschungsdesiderat, denn die leibliche Dimension spielt in der konkreten pädagogischen Inter-Aktion zwar eine nicht unbedeutende Rolle, wird aber kaum reflektiert, und ist bislang so gut wie nicht erforscht. Die Rede vom ›pädagogischen Bezug‹ oder der ›helfenden Beziehung‹ verweist jedenfalls auf Interaktionsqualitäten und Resonanz-Verhältnisse, die auch eine leibliche Dimension haben.²

2. Resonanzen im interdisziplinären, theoretischen Dialog

Mit unserem Beitrag plädieren wir dafür, implizites ›verkörpertes‹ Wissen, das Ansetzen am Körper, das Einsetzen oder Umgehen des (auch eigenen) Körpers in der Pädagogik einer kritisch-konstruktiven Reflexion zugänglich zu machen und (verantwortungs-)bewusst zu gestalten. Unser Interesse an ›körperbezogener Wahrnehmung‹ speist sich dabei aus verschiedenen Quellen:

- einer feministischen Kritik an der Spaltung und Hierarchisierung von ›Körper‹ und ›Geist‹, die auch pädagogisches Denken durchziehen;
- einer kritischen Analyse von disziplinierenden und ›normalisierenden‹ Praktiken und Politiken, die am Körper ansetzen bzw. die Körper und (auch leiblich vermittelten) Lebensweisen regulieren/›regieren‹;
- dem Wissen um die Prozesse der ›Verkörperung‹ und Habitualisierung des Sozialen, dem Wissen um ›Körper-Gedächtnis‹ (z.B. im Kontext individueller oder kollektiver Traumatisierung);
- den (neo-)reichianischen Metatheorien über die Verankerung psychosozialer, neurotischer Konflikte in erstarrten Körperprozessen³;
- solchen Forschungsergebnissen neurowissenschaftlicher Tradition,

gezeigt, dass die angestrebten Ziele zum großen Teil erreicht werden konnten. Darüber hinaus erfragen wir mit einem Feed-Back-Bogen nach jeder Seminarsequenz das subjektive Erleben des Gehörten und Ausprobierten. So erhalten wir eine sehr differenzierte Resonanz in Bezug auf das Seminarsgeschehen noch im Prozess.

2. Eine ausführlichere Darstellung des Seminarprojekts mit stärker theoretischer Akzentuierung findet sich bei Maurer/Täuber (2009).

3. Die ›eingefrorene emotionale Geschichte‹ von Menschen (sog. ›Charakterneurosen‹) wird zum Anlass und Bezugspunkt körperpsychotherapeutischer Behandlung.

die die Bedeutung des Körpers für unterschiedliche psychische Prozesse hervorheben.

Diese unterschiedlichen Perspektiven werden im Seminar aufgegriffen und für einen kontroversen interdisziplinären Diskurs zugänglich gemacht. Unsere gemeinsame Arbeit wird nicht zuletzt von der Frage begleitet: Was können unsere verschiedenen Zugänge – eine naturwissenschaftlich geprägte Psychologie und eine geistes- und sozialwissenschaftlich bzw. kritisch-theoretisch oder gar machanalytisch orientierte Sozialpädagogik – ›voneinander lernen‹?

Der Umstand, dass die Biosynthese® als körperpsychotherapeutisches Verfahren sich auf spezifische Körpertheorien stützt und vor allem auch das Phänomen der ›somatischen Resonanz‹ aufgreift, scheint beides gleichermaßen zuzulassen: eine eher pädagogisch-philosophisch geprägte ›ganzheitlichere‹ Herangehensweise an Menschen in ihren Lebenssituationen, die eben auch die leibliche Dimension reflektiert, und eine Herangehensweise, die von den Erkenntnissen der Neurobiologie her auf Entwicklungsprozesse und Resonanz-Phänomene im sozialen Kontext aufmerksam macht.⁴

Im Verlauf unserer Zusammenarbeit wurden die sozio-politischen Hegemonialverhältnisse in Bezug auf gesellschaftliche Wertschätzung sowie die oft unkritischen und verkürzten Rezeptionen neurowissenschaftlicher Befunde in pädagogischen Fachöffentlichkeiten (und eben auch unter Studierenden) immer wieder zum Thema: So schien es für – zumindest manche – Studierende das ›sicherere Wissen‹ zu sein, das die Neurobiologie hier beizusteuern hat, pädagogische Betrachtungsweisen wurden demgegenüber als zu abstrakt, zu ›weich‹, zu unbestimmt empfunden. Differenzierte Darstellungen und differenzierende Reflektionen in unserem Dialog führten dazu, dass auch für die Studierenden die Begrenztheit und das Ungewisse im *jeweiligen* Denken zum Thema werden konnten. Die Möglichkeit einer gleichberechtigten Kommunikation zwischen Neurowissenschaften und pädagogischen Perspektiven deutete sich so immerhin an.

Die gegenseitige Bereicherung stellt sich uns im Moment wie folgt dar: Neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse können Wissen über bestimmte Darstellungen von Körper-Prozesse(n) beisteuern, pädagogisches Denken setzt dieses Wissen in Bezug zu realen, alltäglichen sozialen Prozessen. In pädagogisch-philosophischer Perspektive kann menschliches

4. Eine wohltuend undogmatisch-interdisziplinäre und integrierte Perspektive wird von den beiden Haupt-Protagonist/-innen der Biosynthese, David Boadella und Silvia Specht-Boadella, ›verkörpert‹.

Leben in seinen Körper-Leib-Seele-Geist-Relationen, auch in gesellschaftlichen Kräftefeldern und sozialen Bedingtheiten, ganz anders wahrgenommen und thematisiert werden. Festzuhalten bleibt, dass die professionelle pädagogische Arbeit auch als leibliche Kommunikation, als körperlicher Dialog erfolgt und in Bezug auf diese Dimensionen möglichst bewusst zu gestalten ist. Von daher liegt uns daran, Studierenden, die sich auf eine solche Tätigkeit vorbereiten, einen Raum zu eröffnen, in dem sie Gefühle und körperlich-leibliche Empfindungen wahrnehmen und reflektieren können. So arbeiten wir daran, den Informationsgehalt von Körperwahrnehmungen über experimentelle Praktiken spürbar zu machen.

In unserem Seminarprojekt – einem Geflecht aus theoretischen Erläuterungen, Körperübungen aus der Biosynthese®, Zeiten für persönliche Reflexion, Diskussionen in Kleingruppen und im Seminarplenum – fokussieren wir vor allem zwei Bereiche:

- die ›somatische Resonanz‹, die im Körper erlebbar gemacht und auch theoretisch hergeleitet wird, um sie dann zum ›Präsent-Sein‹ im pädagogischen Kontakt (›doppelte Präsenz‹, Specht-Boadella 2000, 2001) in Beziehung setzen zu können;
- die ›Übersetzung‹ des zentralen therapeutischen Ansatzes der Biosynthese®, von einer dual aufgespaltenen Fixierung menschlicher Erlebens- und Verhaltensmöglichkeiten zu einer polaren Pulsation des Lebensprozesses zu gelangen, ins ›Pädagogische‹.

Auf beide Themenbereiche wird im Folgenden genauer eingegangen.

3. Somatische Resonanz

In der pädagogischen Anthropologie spielt die physiologische Verfasstheit des Menschen eine zentrale Rolle: Sie lässt pädagogische Bemühungen (Erziehung, Bildung) notwendig und sinnvoll erscheinen, um Entwicklung, ›Reifung‹ und Ausbildung von – auch körperlichen – Fähigkeiten und Ressourcen zu ermöglichen und zu unterstützen. Bindungsforschung und jüngste neurowissenschaftliche Befunde legen nahe, dass Entwicklung und Beziehung durch komplexe, somatisch vermittelte Resonanzen ermöglicht und organisiert werden. Dieses ›Wissen‹ lässt sich unseres Erachtens sehr gut pädagogisch nutzen und reflektieren – solange es in seiner offenen, dynamischen Qualität erhalten und auch in seiner Begrenztheit erkennbar bleibt.

Burkhard Müller, Susanne Schmidt und Marc Schulz haben im Rahmen eines Forschungsprojektes zu informeller Bildung in der Jugendarbeit als zentrale pädagogische Kompetenz die *Fähigkeit wahrnehmen zu können*

herausgearbeitet (Müller et al. 2005). Vor diesem Hintergrund plädieren sie für eine Haltung der ›pädagogischen Präsenz‹, die etwas mit Wachheit, sensibler Beobachtung, Zugewandtheit, wirklichem Interesse zu tun hat und insgesamt auch als ›wahrnehmende Begleitung‹ beschrieben werden kann.⁵ Verwandt ist diese Vorstellung mit einer Grundhaltung in der ethnographischen Feldforschung, die sich durch freundliche und interessierte Zuwendung ebenso auszeichnet wie durch respektvolles Nicht-(sofort-)Einschreiten. In der pädagogischen Arbeit werden Fachkräfte nicht zuletzt als ernsthaftes und verlässliches ›Gegenüber‹ gebraucht – als Menschen (›professionelle Persönlichkeiten‹), die standhalten und etwas aushalten (können). Die körperlich-leibliche Dimension ist dabei nicht nur metaphorisch im Spiel.

3.1 KÖRPERWAHRNEHMUNGEN AUS NEUROWISSENSCHAFTLICHER PERSPEKTIVE

Im Rahmen unserer interdisziplinären Arbeitsweise werden neurowissenschaftliche Theorien einbezogen, um mögliche biologische Komponenten des erlebbar Gewordenen aufzuzeigen und zur Diskussion zu stellen. Zunächst wird dabei verdeutlicht, dass auch in aktuellen neurowissenschaftlichen Modellen, die an dieser Stelle nur verkürzt dargestellt werden können, der Körperwahrnehmung im weiteren Sinn eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird. Die Wahrnehmung des Körpers erfolgt gemäß dieser Konzeptionen über die Rückmeldung physiologischer Prozesse an hierfür sensitive Gebiete des Gehirns, insbesondere an die ventralen Bereiche des präfrontalen Kortex⁶ und die Insula⁷ (s.u.).

Antonio Damasio stellt beispielsweise dar, wie solches ›Körperfeedback‹ zum Erleben bewusster Gefühle (Damasio 2003) sowie zur Entscheidungsfindung und anderen kognitiven Prozessen beiträgt (Damasio 1997). Ausgangspunkte sind dabei immer bedeutsame Situationen im Leben eines Menschen, auf die das Gehirn mit der Generierung von Anpassungs-

5. Stephan Wolff spricht hier auch von ›kompetenter Achtsamkeit‹ (Wolff 2004) und meint damit u.a. die Wahrnehmung und Wertschätzung der ›Poesie schwacher Signale und kleiner Gewinne‹ (Wolff 2004, 490).

6. Der präfrontale Kortex ist ein Bereich der Großhirnrinde, der sich an ›vorderster Stelle‹ des Gehirns, also direkt hinter dem Stirnknöchel befindet. Er ist beim Menschen besonders stark entwickelt. Ihm werden die komplexesten und ›höchsten‹ neuronalen Integrations- und Regulationsfunktionen für das menschliche Erleben und Verhalten zugeschrieben. Als ›ventral‹ werden die unteren, also in Augennähe liegenden Bereiche bezeichnet.

7. Eine Region der Großhirnrinde, die sich, ähnlich einer Insel, in der Tiefe der sylvischen Furche befindet.

reaktionen reagiert. Solche Reaktionen stellen beispielsweise Emotionen dar. Sie umfassen häufig adaptive Veränderungen körperlicher Prozesse, wie z.B. eine Erhöhung der Herzfrequenz. Diese Umstellungen der körperlichen Aktivität werden an bestimmte Regionen des Gehirns rückgemeldet. Nervenzellen in der *Insula* verändern beispielsweise ihre Aktivität abhängig vom aktuell rückgemeldeten Zustand der inneren Körperorgane (Viszera). Sie bilden viszerale Veränderungen also in differenzierbaren ›Körperkarten‹ ab. Diesen Kartierungen der inneren Aktivität des Körpers schreibt Damasio (2003) eine konstituierende Rolle im Erleben bewusster Gefühle zu: Bewusste Gefühle sind demnach die Wahrnehmung des Körpers, der sich in einem emotionalen Zustand befindet.

Reaktionen des Körpers auf bestimmte Ereignisse oder Situationen verleihen diesen eine körperlich gefühlte Bedeutung. Im *ventromedialen präfrontalen Kortex*⁸ werden Assoziationen zwischen bedeutenden Situationen bzw. ihren Konsequenzen und den durch sie ausgelösten körperlichen Reaktionen erlernt. Später können ähnliche Situationen die assoziierten körperlichen Prozesse, im Sinne eines Körpergedächtnisses, erneut auslösen. Die Rückmeldungen dieser Reaktionen an das Gehirn (oder auch nur ihre Simulation im Gehirn) beeinflusst dann verschiedene kognitive Prozesse, wie z.B. die Entscheidungsfindung (Damasio 1997). Eine frühere ›falsche Entscheidung‹ treffen wir in einer neuen Situation u.a. deshalb nicht erneut, weil uns ein ungutes Bauchgefühl an die Konsequenzen erinnert.

Damasios Beiträge ist zu entnehmen, dass spontane körperliche Reaktionen wichtige Informationen über die Bedeutung einer Situation enthalten können. Einige dieser im Gehirn repräsentierten Körperreaktionen können als bewusste Gefühle oder diffusere Empfindungen wahrgenommen werden, wenn die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wird.

Körperliche Reaktionen spielen auch in dyadischen, sozialen Interaktionen eine wichtige Rolle, wie die Forschungen zum *Spiegelneuronen-* und *orbitofrontalen System* deutlich machen. Im Detail stellen beide Modelle dar, wie cerebrale Repräsentationen unseres Körpers, oder unsere körperlichen Zustände selbst, vom Körper unserer Interaktionspartner/-innen beeinflusst werden können. Das soll im Folgenden kurz ausgeführt werden.

Im Gehirn von Primaten existieren Nervenzellen, die nicht nur dann aktiv sind, wenn eine Handlung ausgeführt oder ein Zustand erlebt wird, sondern auch, wenn diese Handlung oder dieser Zustand bei anderen Personen beobachtet wird (Rizzolatti/Sinigaglia 2008). Solche *Spiegelneurone*⁹

8. Unten und mittig, ungefähr in der Nähe der Nasenwurzel liegende Bereiche des präfrontalen Kortex.

9. Nervenzellen dieser Art wurden bisher in bestimmten Hirnregionen zur Regulation motorischer (prämotorischer Kortex), somatosensorischer (inferiorer

›simulieren‹ offenbar Handlungen oder Zustände im Gehirn der Beobachterin/des Beobachters. Neben dem visuellen Eindruck werden dem/der Betrachtenden so zusätzliche Informationen bereitgestellt, nämlich, wie sich diese Handlung oder dieser Zustand im eigenen Körper anfühlen würde (Wilson 2006). Auf diese Weise wird eine Innenperspektive des Gesehenen vermittelt (Bauer 2005), die das Beobachtungslernen unterstützt, zu einem tieferen Verständnis der Intentionen der Handlung und zu empathischen Reaktionen führen kann.

Aus Forschungen über die neurobiologischen Grundlagen des Attachmentprozesses schließt der Psychoanalytiker und Entwicklungsneuropsychologe Allan Schore (1994) auf eine ähnliche Funktion des *orbitofrontalen Kortex (OFC)*¹⁰. Diese hoch differenziert arbeitende Region ist in der Lage, auf automatischem, unbewusstem Weg nonverbale Kommunikationssignale eines Gegenübers zu interpretieren und auf diese mit einer Anpassung körperlicher Prozesse zu reagieren. Weil der OFC auch Rückmeldungen über physiologische Prozesse erhält und diese repräsentiert (s.o.), kann er als ›Kopf einer Feedbackschleife zur Regulation intraorganismischer Zustände‹ angesehen werden, die körperliche Prozesse in Abhängigkeit von sozialen nonverbalen Reizen anpasst. Auf diese Weise kann der OFC gleichsinnige körperliche Zustände auslösen, wie die vom Gegenüber nonverbal vermittelten. Die ausgelösten Reaktionen umfassen selbst nonverbale Kommunikationssignale, welche im OFC des Gegenübers dieselben Verarbeitungsprozesse anstoßen. Auf diese Weise kann es in einer dyadischen Interaktion zu einer Einstimmung oder Synchronisation der psychophysiologischen Zustände beider Interaktionspartner/-innen kommen, z.B. zwischen Kleinkind und Pflegeperson.

Es ist aber auch möglich, dass ein durch nonverbale Signale evozierter körperlicher Zustand durch die rekursive Aktivität des OFC verändert wird. Beispielsweise ist der voll entwickelte OFC einer erwachsenen Bezugsperson in der Lage, eigene unangenehme Körperzustände, die durch die Interaktion mit einem gestressten Kleinkind hervorgerufen wurden, zu regulieren und abzuschwächen. Die Bezugsperson sendet dann beruhigende nonverbale Signale aus, die die Aufregung des Babys – vermittelt über dessen OFC – mildern. Somit ist nicht nur gegenseitige Einstimmung möglich, die im Falle negativer Emotionen zu einer maladaptiven reziproken Verstärkung führen würde, sondern auch eine gegenseitige Regulation emotionaler Zustände. Auf diese Weise können Kleinkinder autonome Regulationsfähigkeiten erlernen. Schore (2003) vermutet, dass derartige Prozesse auch

Parietalkortex) und affektiver (Insula, cigulärer Kortex) Prozesse lokalisiert und werden zusammenfassend als *Spiegelneuronensystem* bezeichnet.

10. Ausgedehnte Region im ventralen Bereich des präfrontalen Kortex.

in den Interaktionen im Rahmen anderer (asymmetrischer) Beziehungen eine Rolle spielen, wie etwa in der psychologischen Therapie oder in der pädagogischen Arbeit. Für im psychosozialen Bereich arbeitende Menschen kann daher das bewusste Erspüren und Wahrnehmen der eigenen körperlichen Resonanz ein differenziertes Hilfsmittel in Bezug auf die Einschätzung und Regulation einer sozialen Situation, aber auch in Bezug auf die Registrierung eigener Schwierigkeiten und Grenzen darstellen.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass die Einstimmung des/der Erwachsenen oder Professionellen weder automatisch noch selbstverständlich erfolgt. Damit Resonanzen die Möglichkeit haben sich auszubilden, bedarf es vielmehr eines aktiven ›Sich-Einlassens‹. Dann kann eine *sichere Bindung* entstehen, die – internalisiert – zur Ausbildung autonomer Regulationsfähigkeiten bei Kindern (oder auch bei Adressaten/-innen) beiträgt. Im negativen Prototyp einer nicht eingestimmten und damit *unsicheren Bindung* bleibt das Kind mit seinen unregulierten Emotionen allein und entwickelt defensive sekundäre Anpassungsstrategien an eine inadäquate Umwelt. Dieses bindungstheoretische Wissen weist starke Parallelen zum körperpsychotherapeutischen Modell der Charakterneurose auf, demzufolge frühkindliche sozio-emotionale Bedürfniskonflikte über eine starre Einschränkung von entsprechenden Erlebens- und Ausdrucksweisen bewältigt werden (s.u.).

4. Dualität, Polarität und Pulsation

In der Biosynthese® wird ›Dualität‹ in spezifischer Weise von ›Polarität‹ unterschieden. Wie im Folgenden unter Rückbezug auf die neoreichianische Charakterneurosen-›Lehre‹ noch einmal verdeutlicht wird, besteht hier die Vorstellung, dass ›Dualität‹ einen problematischen Zustand darstellt, der durch die einseitige Auflösung bzw. Erstarrung einer potentiell lebendigen polaren Spannung gekennzeichnet ist und von daher auch als ›gestörte‹, ›gefangene‹ oder ›gespaltene‹ Polarität bezeichnet werden könnte. ›Polarität‹ kann demgegenüber als Verhältnis oder Relation zwischen zwei Polen verstanden werden, die aufeinander bezogen sind und zwischen denen ein lebendiges Spannungsfeld besteht. Hier kommt die ›Pulsation‹ ins Spiel – eine körpertheoretische Vorstellung (und empirische Beobachtung, auch ›spürbare Erfahrung‹), die sich auf Lebensprozesse bezieht und deren ›Rhythmik‹ beachtet.¹¹

Im übertragenen Sinne bezeichnet ›Pulsation‹ die Bewegungsmöglich-

11. Als Beispiel können hier das Atmen, die Blutzirkulation, der Herzschlag, der Muskeltonus u.a.m. genannt werden.

keiten und den fließenden Wechsel zwischen zwei Polen – eben den (Lebens-)Prozess im ›lebendigen polaren Spannungsfeld‹. Da im Kontext der ›westlich-abendländischen Kultur‹ Polaritäten nur allzu oft in Dualitäten ›übersetzt‹ wurden, ist eine solche Vorstellung nicht zuletzt in erkenntnistheoretischer und auch politischer Perspektive interessant.

In einer Perspektive der Vernunftkritik wird an der Möglichkeit anti-hierarchischer Relationen zwischen Geist und Körper gearbeitet; Leiblichkeit erscheint hier als Regulativ, der Körper als Erinnerung an die menschliche Verletzlichkeit. Der Körper wird gleichzeitig zum Medium der Bewegung, der Transformation, und damit auch zur (potentiell) kritischen Kraft (Maurer 2005). In einer dekonstruktiven oder auch machtanalytischen Perspektive werden Körperpraktiken untersucht und neu entwickelt, die das – etwa im Tanz – ermöglichen; so kann z.B. über eine spezifische Bewegungsarbeit offenbar daran gearbeitet werden, die ›eingekörperte‹ individuelle oder auch kollektive Geschichte des Rassismus und Kolonialismus für einen Prozess der Re-Habitualisierung zu öffnen (Zeus 2005). Nicht zuletzt feministische Beiträge thematisieren den ›diskursiven Körper‹ als erfahrbare Realität (Grosz 1994).

4.1 HALTUNG UND BEWEGUNG IN DER BIOSYNTHESE®

»Die äußere Form eines Menschen reflektiert seine innere Stimmung. Wenn sich diese Form verändert, kann sich auch die Stimmung verändern. Dies ist die einfachste Sicht in den Kern der somatischen Psychologie [...]« (Boadella 2000, 13) Mit äußerer Form sind hier ganz explizit die veränderlichen Formen der emotionalen Ausdrucksaktivität gemeint – der Gesichtsausdruck oder die Körperhaltung, die vom inneren Zustand eines Menschen erzählen. In den eben eingeführten Begriffen der Pulsation und Dualität gesprochen kann körperliches Ausdrucksverhalten frei, fließend und spontan sein, oder in eingeschränkten und einschränkenden Mustern fixiert bleiben. Diese ›Muster‹ entstehen, der körperpsychotherapeutischen Neurosentheorie zufolge (die in der Biosynthese® trieb- und objektbeziehungstheoretisch konzeptualisiert wird; Boadella 1996), durch langandauernde ungelöste sozio-emotionale Konflikte insbesondere in der frühen Kindheit. Diese werden bewältigt, indem solche Erlebens- und Verhaltensweisen unterbunden werden, die mit dem konfligierenden Bedürfnis und seinen vermittelnden Ausdruckshandlungen in Verbindung stehen. Derartige Schutzreaktionen spiegeln sich dann in einer chronischen Einschränkung des muskulären Ausdrucks von Bedürfnissen und Emotionen wider. Körperliche ›Haltemuster‹ (Keleman 1990) speichern sozusagen das verdrängte emotionale Material, das durch die Arbeit mit dem Körper deshalb auch effektiv angesprochen und neu verarbeitet werden kann. So

kann eine Lösung dualer Fixierungen in polares Pulsieren hinein möglich werden (Boadella 1991). Die Berücksichtigung des körperlichen Ausdrucksverhaltens im psychodynamischen Prozess unterscheidet die tiefenpsychologisch orientierte Körperpsychotherapie seit ihren Anfängen mit Reich (1979) von rein verbal arbeitenden Ansätzen.

4.2. PÄDAGOGIK ALS ERMÖGLICHUNG EINER ›ANDEREN ERFAHRUNG‹

Wenn Pädagogik auch als Einladung verstanden wird, eine ›andere‹ körperliche/emotionale/soziale Erfahrung zu machen, dann korrespondiert sie in dieser Hinsicht mit therapeutischer Arbeit. Letztlich geht es darum, ›wieder in Fluss‹ zu kommen – auch in dem, was wir für möglich halten. Körperpsychotherapie wie Pädagogik können ›Strategien des Einpendelns‹ entwickeln, die aus der Dualität in die Polarität führen und so Pulsation unterstützen. Körper(psycho)therapeutische und (bewegungs-)pädagogische Praktiken eröffnen hierfür ein reiches Spektrum im Hinblick auf Wahrnehmung, Ausdruck und Bewegung.

In unserem Seminarprojekt arbeiten wir mit dem Biosynthese®-Konzept der ›motorischen Felder‹¹² (Boadella 2000), das eine übersichtliche Darstellung grundlegender polarer Bewegungsmöglichkeiten und -ausrichtungen bietet. In praktischen Übungen können die Studierenden verschiedene Polaritäten erleben und damit auch experimentieren. So können etwa durch eine einfache Übung des langsamen und bewusst erspürten Öffnens und Schließens der Arme vor dem Körper die in der Körperpsychotherapie zentralen Bewegungsrichtungen ›Expansion‹ und ›Kontraktion‹ verdeutlicht werden – mit ihren individuellen und auch transindividuellen Erlebnisqualitäten wie z.B. eines ›sich zur Welt hin Öffnens‹ und ›zu sich selbst Kommens‹. ›Somatische Resonanz‹ kann vor diesem Hintergrund sowohl zum Medium der Wahrnehmung von Dualität oder ›Störung‹/›Blockierung‹, als auch zur Quelle für hilfreiche Bewegungs- oder Interventions-Impulse werden.

5. Fazit und Ausblick

Mit unserem Beitrag wollen wir die Relevanz von Körper und Leib für das Selbst- und Fremdverstehen in der Pädagogik hervorheben. Wenn es um

12. Ein heuristisches Modell von acht polar angeordneten Bewegungsmöglichkeiten, wie z.B. Expansion und Kontraktion, die einen pulsierenden Bewegungsfluss gestalten oder in dualer Aufspaltung fixiert sein können.

Prozesse der Begleitung und Unterstützung von Menschen geht, so ist die zwischenmenschliche Begegnung eben auch in ihrer Qualität als ›somatische Resonanz‹ wahrzunehmen. Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse finden auch leiblich statt, pädagogische Präsenz ist auch unmittelbare und aktive Körperpräsenz.

Soll im Kontext pädagogischer Arbeit gemeinsam mit deren Adressaten/-innen an einer gelingend(er)en Lebensgestaltung gearbeitet werden, so müssen die Fachkräfte für ihr Gegenüber auch spürbar sein. Gerat das alltäglich gelebte Leben in den Fokus, so können dabei auch die konkreten Körper in ihrer Praxis wahrgenommen werden. Die Anstrengungen der Lebensbewältigung sind mit Körper-Erleben verbunden, und auch dafür gilt es im Kontext pädagogischer Arbeit einen Raum und eine Sprache zu schaffen. Damit dies gelingen kann, müssen die Professionellen die Qualität und Dynamik des Körperunbewussten, die sie ja ›am eigenen Leib‹ erfahren, allerdings auch reflektiert haben (Jessel 2008).

Für eine körperbezogene Pädagogik einzutreten soll hier nicht geschehen, ohne deren potentiell problematische Seiten anzusprechen. Neuere machtanalytische Studien und kritische Reflexionen zur ›Gouvernementalität‹ im Anschluss an Michel Foucault zeigen deutlich, wie Körperpraktiken auch als Selbst- und Fremdtechnologien im Sinne eines Optimierungsparadigmas realisiert werden können. Das moderne Arbeitssubjekt ist demnach als Entrepreneur oder ›Intrapreneur‹ (›Unternehmer/-in seiner/ihrer selbst‹ oder auch ›Arbeitskraftunternehmer/-in‹) konzeptualisiert; damit werden Flexibilität und Elastizität (auch des Körpers und seiner Kräfte) als Subjektqualität gefordert (Schröder 2008). Die damit verbundene ›Philosophie der Fitness‹ kann zu einer neuen Meta-Anstrengung werden, bringt neue ›Subjektivierungsweisen‹ – im Sinne einer Selbstunterwerfung unter den ›neuen Geist des Kapitalismus‹ (Boltanski/Chiapello) – mit sich. Die Veränderung der gesellschaftlichen, der politökonomischen Verhältnisse werden so durch den/am eigenen Leib spürbar. Gleichzeitig zeigt sich in diesem Zusammenhang auch die Funktion des Körpers als Grenze – der Leib lässt eben doch nicht alles mit sich machen, zeigt sich erschöpft, wehrt sich mit Krankheiten ›gegen‹ die (Selbst-)Instrumentalisierung. Vielleicht kann die ›Begrenztheit des Körpers‹ deshalb auch zum Ausgangs- und Bezugspunkt im Kampf um Anerkennung, in der Verteidigung der Grenzen des Zumutbaren werden?

Vor dem Hintergrund unseres Seminarprojektes formulieren wir abschließend einige Aspekte, die unseres Erachtens zur Erweiterung pädagogischer Handlungsfähigkeit beitragen können. So ist die Wahrnehmung der eigenen leiblichen Zustände und Prozesse nicht zuletzt hilfreich zur Selbst-Regulierung (Burn-Out-Prävention) und zur Regulierung des Nähe-Distanz-Verhältnisses im professionellen Kontakt. Die Wahrnehmung des

Körper-Ausdrucks, der Körper-Haltungen und -Spannungen, der Bewegungs-Impulse bei anderen ist hilfreich für das Verstehen des/der Anderen, kann zum Ausgangspunkt für Dialog, konkrete Rückfragen, eine Reflexion im wörtlichen Sinne werden, zum Ansatzpunkt für eine mögliche konkrete Intervention. Diese Intervention kann auch in einer Einladung zur Selbstwahrnehmung bestehen, kann zur bewussten Gestaltung eines eigenen Impulses, zum Ausprobieren einer Veränderung ermutigen.

Auch auf der Körper-Ebene können Ressourcen von Adressaten/-innen (und Fachkräften), aber auch deren Begrenztheit, wahrgenommen werden. Körperbezogene pädagogische Arbeit kann dabei unterstützen, diese Grenzen zu reflektieren oder auch zu verschieben, und damit zu einer Erweiterung oder gar Wieder-Gewinnung von Handlungsfähigkeit beitragen. ›Somatische Resonanz‹ kann in diesem Zusammenhang zu mehr Genauigkeit führen: Die Fragen »wie fühlt etwas sich gerade körperlich an, was macht körperlich ›freier‹, was erleichtert und hilft, was stärkt, und was motiviert« ermöglichen einen bewussteren Umgang mit Bewegung und (Körper-)Ausdruck, eröffnen verschiedene (Bewegungs- und Haltungs-) Optionen und vertiefen das Verständnis für ihre (subjektive) Bedeutung. So werden auch die bereits vorhandenen ›offenen Stellen‹ wahrnehmbar, die eine Veränderung erst zulassen. Schutz-Losigkeit ist dabei ein reales Problem. Aufgabe einer körperbezogenen pädagogischen Arbeit wäre es von daher vor allem, auch einen schützenden Raum zu kreieren, in dem die Impulse der Adressaten/-innen zugelassen und mit Wertschätzung versehen werden können.

Körperpsychotherapeutische Erfahrungen und Psychomotorik zeigen, dass eine Bewegung ›im Außen‹ mit einer Bewegung/Veränderung im Inneren korrespondiert – und vice versa. Entsprechende (professionell gestützte) Such-Bewegungen sind von einer Praxis sorgfältigen Rückfragens gekennzeichnet, von Versuchen der Über-Setzung, der Re-Artikulation dessen, was gerade wahrgenommen wird. Damit werden für die Adressaten/-innen Artikulationsmöglichkeiten ihres eigenen Erlebens manchmal überhaupt erst geschaffen, oder doch zumindest erweitert. Das In-Kontakt-Halten der Körperdimension und deren Erleben bedarf der dialogischen Symbolisierung durch Bilder und Sprache, damit es nicht zu technizistischen Verkürzungen kommt, damit das Verhältnis von Wissen und Tun langsam (genug) abgeschritten, zurückverfolgt und auch kognitiv rekonstruiert werden kann. Pädagogische Arbeit, die sich der körperbezogenen Wahrnehmung öffnet und diese auch im Kontext professioneller Aktivität kultiviert, erweist sich – wieder einmal – als ›kreative Improvisation‹ mit systematischem Hintergrund, der wissenschaftliche Forschung ebenso beinhaltet wie theoretische Reflexion, nicht zuletzt aber: reflektierte Körper-Erfahrung.

Literatur

- Bath, Corinna, Yvonne Bauer, Bettina Bock von Wülffingen, Angelika Sauppe, Jutta Weber (Hg.) (2005): Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper. Bielefeld (transcript).
- Bauer, Joachim (2005): Warum ich fühle, was du fühlst. Hamburg (Hoffmann & Campe).
- Boadella, David (1991): Befreite Lebensenergie. 2. Auflage. München (Kösel).
- Boadella, David (1996): Stress und Charakterstruktur. In: Dagmar Hoffmann-Axthelm (Hg.): Der Körper in der Psychotherapie. Basel (Schwabe), 20-53.
- Boadella, David (2000): Formenfluss und Seelenhaltung – Das Biosynthese®-Konzept der motorischen Felder. In: Energie und Charakter, Heft 20, 13-26.
- Boadella, David (2009): The Journey from Horror to Hope: »The Transformation of Trauma in Biosynthesis«. Eröffnungsrede auf der Tagung »Psychomotorik meets Körperpsychotherapie«, Marburg.
- Damasio, Antonio R. (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München (dtv).
- Damasio, Antonio R. (2003): Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen. München (List).
- Grosz, Elizabeth (1994): Volatile Bodies. Toward a Corporeal Feminism. Bloomington and Indianapolis (Indiana University Press).
- Jessel, Holger. (2008): Psychomotorische Gewaltprävention – ein mehrperspektivischer Ansatz. Dissertation. Philipps-Universität Marburg (elektronische Veröffentlichung: <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/22008/0125/>).
- Keleman, Stanley (1990): Körperlicher Dialog in der therapeutischen Beziehung. München (Kösel).
- Maurer, Susanne. (2005): Soziale Bewegung. In: Fabian Kessl, Christian Reutlinger, Susanne Maurer, Oliver Frey (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden (VS-Verlag für Sozialwissenschaften), 629-648.
- Maurer, Susanne, Lars Täuber (2009): Körperbezogene Wahrnehmung – zur Übersetzung neurowissenschaftlicher Erkenntnisse in die (sozial)pädagogische Praxis. In: Michael Behnisch, Michael Winkler (Hg.): Soziale Arbeit und Naturwissenschaft. Einflüsse, Diskurse, Perspektiven. München (Reinhardt), 153-166.
- Müller, Burkhard, Susanne Schmidt, Marc Schulz (2005): Wahrnehmen können. Jugendarbeit und informelle Bildung. Freiburg i.Br. (Lambertus).

- Reich, Wilhelm (1979): Die Entdeckung des Orgons I. Die Funktion des Orgasmus. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Rizzolatti, Giacomo, Corrado Sinigaglia (2008): Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Schore, Allan N. (1994): Affect Regulation and the Origin of the Self. Hillsdale (Erlbaum).
- Schore, Allan N. (2003): Affect Regulation and the Repair of the Self. New York (Norton).
- Specht-Boadella, Silvia (2000): Therapeutische Präsenz. Int. Biosynthese Kongresse. Salvador.
- Specht-Boadella, Silvia (2001): Therapeutische Präsenz. Int. Biosynthese Kongresse. Zürich.
- Schröder, Jörg (2008): Der flexible Mensch und sein Leib. Dissertation. Philipps-Universität Marburg.
- Wilson, Margaret (2006): Covert Imitation: How the Body Schema Acts as a Prediction Device. In: Günther Knoblich, Ian M. Thornton, Marc Grosjean, Maggie Schiffrar (Hg.): Human Body Perception From the Inside Out. Oxford (Oxford University Press), 211-228.
- Wolff, Stephan (2004): Kompetente Achtsamkeit. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik 5/2004. Neuwied (Luchterhand), 487-491.
- Zeus, Andrea (2005): Leibliche Zugänge zur Verinnerlichung gesellschaftlicher Strukturen – am Beispiel bewegungsorientierter Erfahrungsarbeit in Deutschland und Südafrika. Dissertation. Philipps-Universität Marburg.

Leib – Körper – Gewalt. Zur Relevanz leib- und körpertheoretischer Überlegungen für die Gewaltprävention

HOLGER JESSEL

Einleitung

»Ich klopp ihm so rein, richtig auf's Maul, weißte, 'ne Bombe gekriegt. Ja, [schnalzt mit der Zunge, dann leise:] einfach raufgehauen, ne. Na ja, Nasenbein war richtig eingelplättet gewesen dann zum Schluss, ne. Geblutet hat er auch. (2)¹ Adrenalinrausch, purer Adrenalinrausch, echt!«.«
(Schilderung eines jugendlichen Gewalttäters, in: Sutterlüty 2003, 268)

»Und da kam auch der Piepel, der hat mich, hat mich blöde angemacht, hab ick ihn einfach nur verdroschen. War bloß noch det eene Auge intakt, det hier. (...) Jo-jo. Det Auge halt war intakt gewesen, der Rest war allet dick und blau und (.) völlig verhunzt war det. Pech gehabt, der war zur falschen Zeit, zum falschen Moment am falschen Ort also. (2) Dann bin ick richtig ausgeklinkt, hab ick 'ne halbe Stunde auf ihn eingedroschen, eingetreten, eingedroschen. (2) War einfach bloß 'n schönst Gefühl gewesen, irgendwo. Sich mal sein Frust abzubauen, na ja, weeiß ick nicht, Schmerzen zu verteilen«.«
(Schilderung eines jugendlichen Gewalttäters, in: Sutterlüty 2003, 73)

1. Die eingeklammerte (2) steht für eine zwei Sekunden dauernde Sprechpause (vgl. Sutterlüty 2003, 49). Ein eingeklammerter Punkt (.) steht im Folgenden für ein kurzes Absetzen bzw. eine Sprechpause bis ca. eine Sekunde, drei eingeklammerte Punkte (...) stehen für die Auslassung im Transkript. (A.a.O.)

Vermutlich lassen Sie diese beiden Schilderungen nicht kalt. Wahrscheinlich lösen sie nicht nur kognitive, sondern vor allem emotionale und leiblich-körperliche Reaktionen bei Ihnen aus. Möglicherweise verspüren Sie Wut, Hass, Angst oder Ekel, vielleicht steigt Ihr Muskeltonus oder Ihre Kehle schnürt sich zu, eventuell reagieren Sie auch mit Unverständnis, mit Abwehr oder mit aggressiven Empfindungen. Nicht zuletzt taucht wahrscheinlich auch das Bedürfnis nach Antworten auf die Frage »Warum?«, auf die Frage nach den Wurzeln und dem Sinn der geschilderten Handlungen auf.

Der vorliegende Beitrag geht von der These aus, dass gewalttätiges Verhalten – wie jedes andere Verhalten auch – keineswegs sinnlos ist. Gewalt kann sinn- und identitätsstiftend sein – sowohl für die Täter als auch für die Opfer – und nur wenn man der Frage nach dem Sinngehalt dieser Verhaltensweisen nachgeht, wird man fundierte Antworten bekommen, die jenseits von oberflächlichen Schnell Diagnosen liegen. Um zu den Tiefenschichten gewalttätigen Verhaltens vorzudringen, ist eine biographische und identitätstheoretische Perspektive unerlässlich (vgl. u.a. Eckert 2008, Helsper 1995, 2006, Sutterlüty 2003). Dies zeigt auch die folgende Aussage:

»Immer wieder ist man beim Zusammentreffen mit straffälligen Menschen erschüttert festzustellen, wie fremd sie sich selbst sind, wie wenig sie die eigenen Gefühle spüren und wie unfähig sie letztlich sind, die in ihnen liegenden Möglichkeiten zu nutzen. Vieles im gefühlsmäßigen Bereich ist über Jahre und Jahrzehnte verschüttet worden, und es sind gegenüber dem eigenen Erleben und anderen Menschen Mauern aufgebaut worden, die schließlich alle Spontaneität zu ersticken drohen und diese Menschen gefühlsmäßig versteinern lassen.« (Rauchfleisch 2008, 9)

Vor diesem Hintergrund ist nun einerseits darzustellen, wie sich solche emotionalen Versteinierungen (manche Autoren sprechen im Hinblick auf die Beziehungsfähigkeit zu anderen Menschen auch von »Empathiesperre«) biographisch entwickeln können, andererseits gilt es jedoch auch zu begründen, warum und inwiefern die Auseinandersetzung mit biographischen Aspekten der Gewaltentstehung auf eine Thematisierung der leiblich-körperlichen Verfasstheit des Menschen angewiesen ist. Ein erster Hinweis ergibt sich aus dem untrennbaren Zusammenhang von Gefühlen und leiblichen Empfindungen: »Ich bin von einem Gefühl notwendigerweise leiblich betroffen (sonst habe ich dieses Gefühl nicht).« (Demmerling/Landwehr 2007, 27) Mehr noch: »Die Eindrücke und Bewegungen unseres Körpers bilden die Grundlage für unser Empfinden von uns selbst.« (van der Kolk 2006, VII) Diese körperlichen Empfindungen und Verhaltensmuster entwickeln sich überwiegend im sozialen Kontakt mit anderen und

stellen die entscheidende Basis unseres Bewusstseins und unseres Identitätsgefühls dar (vgl. a.a.O., IX). Hier deutet sich bereits an, dass jede Form der Gewalt(präventions)forschung, die die Bearbeitung von Gefühlen als wesentlich betrachtet (und diesbezüglich sind dem Verfasser nahezu keine Ausnahmen bekannt), um eine Auseinandersetzung mit dem Körper bzw. Leib als menschliches Existenzial nicht umhinkommt. Dieser Aspekt wird jedoch in der aktuellen Gewaltforschung mit wenigen Ausnahmen (vgl. u.a. Scherr 2004, Sutterlüty 2003) weitgehend ausgeklammert.

1. Das Spannungsfeld von Leibsein und Körperhaben und seine Bedeutung für die Gewaltprävention

Helmuth Plessner (vgl. 1975, im Orig. 1928) vertritt die Auffassung, dass Menschen aufgrund der Doppelaspektivität ihrer Existenz zu sich selbst in einer indirekt-direkten Beziehung stehen. Menschen sind gleichzeitig ihr Leib und haben ihren Körper, d.h. sie sind einerseits an ein nicht-relativierbares Hier-Jetzt gebunden, besitzen andererseits aber auch die Fähigkeit, sich von dieser raumzeitlichen Gebundenheit zu distanzieren. Entscheidend ist nun, dass es sich der Mensch nicht aussuchen kann, mal den Aspekt des Leibseins und mal den des Körperhabens zu leben. In jedem Moment seines Daseins muss er eine Balance zwischen diesen Aspekten herstellen. Damit ist der Mensch gezwungen, sein Leben aktiv zu gestalten und auf diese Weise sich selbst zu verwirklichen: »Als exzentrisch organisiertes Wesen muss er sich zu dem, was er schon ist, erst machen.« (A.a.O., 309) Mit dieser Argumentation erteilt Plessner einerseits »allen Hoffnungen auf eine ungebrochene Direktheit des Lebensgefühls eine Absage« (Seewald 1996, 28), andererseits macht er jedoch auch deutlich, dass der Mensch das Selbstsein in der eigenen Mitte nie vollständig verlassen kann (vgl. Plessner 1975, 293). Diese Ausführungen zeigen, dass es für den Menschen »keine Rückkehr zu einer prädualistischen Idylle« (Fuchs 2008, 287) gibt. Unsere Existenz ist vielmehr grundlegend ambivalent und konflikthaft, da »wir uns als leibliche Wesen doch immer unserer eigenen Naturseite gegenüberstellen und den Körper zum Objekt machen können, ja ihn oft als Widerpart und Hindernis unseres Lebensvollzugs erfahren« (a.a.O.). Der Doppelaspekt des Lebendigen beinhaltet damit zugleich eine fundamentale Widersprüchlichkeit unseres Selbstverhältnisses, da sich Spontaneität und Reflexivität, Freiheit und Notwendigkeit, aktive Weltzuwendung und Widerfahrnis, Geistiges und Körperliches sowie Kultur und Natur immer auch in Konflikt zueinander befinden. Die Unausgeglichenheit der exzentrischen Positionalität zwingt Menschen dazu, Werte, Nor-

men und Strukturen zur Komplettierung ihrer eigenen Unvollkommenheit zu entwickeln, womit Identitätsbildungsprozesse und soziokulturelle Veränderungsprozesse untrennbar miteinander verbunden sind.

Vor eben diesem Hintergrund ist gewalttätiges Handeln von Jugendlichen zu analysieren, wobei anzunehmen ist, dass gesellschaftliche Normen und Werte unter postmodernen Bedingungen einen großen Teil ihrer Selbstverständlichkeit eingebüßt haben. Es muss also im Rahmen der Gewaltprävention immer auch um die gemeinsame Entwicklung einer Kultur der Kooperation, der Empathie und der Anerkennung gehen, um etwas, das nicht selbstverständlich schon gegeben ist und das gleichermaßen der Selbstkontrolle wie auch der Fähigkeit des leiblichen Empfindens bedarf. Die Entwicklung einer solchen Kultur basiert auf einem fundamentalen und permanenten zwischenleiblichen bzw. psychomotorischen Dialog (vgl. u.a. Eckert 2004), der aufgrund der exzentrischen Positionalität des Menschen nicht zuletzt durch das Spannungsverhältnis von Leibsein und Körperhaben charakterisiert ist und der sowohl die Klienten als auch den Psychomotoriker in seiner leiblich-biographischen Existenz betrifft.

Ferdinand Sutterlüty (vgl. 2003, 77ff.) hat in einer qualitativen Analyse von intrinsischen Gewaltmotiven gezeigt, wie leiblich-affektive Impulse dem gewalttätigen Handeln eine Eigendynamik verleihen können, die jenseits von Reflexivität und Kontrolle liegt. Auf diese Weise entfernt »sich die Gewalt während ihres Vollzugs oft weit von ihren ursprünglichen Zielen und Zwecken« (a.a.O., 83). Die Intensität des Erlebens basiert dabei wesentlich auf der Zwischenleiblichkeit solcher Situationen, auf dem »unauflöselichen Zusammenhang mit der unmittelbaren körperlichen Präsenz des Opfers und der sinnlichen Gewissheit seiner Gebrochenheit« (a.a.O., 78). Diese Antworten des Leibes auf bestimmte Situationsbedingungen sagen nun auf sehr authentische Art und Weise etwas darüber aus, wer jemand ist – sowohl für sich selbst als auch für andere. Im Rahmen der Gewaltprävention sollte es also nicht nur um die Kontrolle impliziter leiblich-affektiver Impulse gehen (obwohl dies im Sinne des Opferschutzes zentral ist), sondern auch um eine bewusste Auseinandersetzung mit der Bedeutung, die diese in biographischer und aktueller Hinsicht für den Täter haben. Erst auf dieser Grundlage können nachhaltige Möglichkeiten eines gewaltfreien Umgangs mit solchen aggressiven Impulsen entwickelt werden.

2. Leiblich-affektive Abstimmungsprozesse und ihre Bedeutung für die Gewaltprävention

Da es zu »den gesicherten Ergebnissen empirischer Forschung gehört [...], dass in ihrer Herkunftsfamilie durch Gewalt viktimisierte Kinder in

späteren Lebensphasen eine besonders hohe Neigung zu Gewalttätigkeit zeigen« (Sutterlüty 2003, 109f.), ist eine Analyse familiärer Interaktionsprozesse zur Erklärung jugendlicher Gewalthandlungen unabdingbar. Erforderlich ist demnach eine biographische Perspektive, in der die familiäre Opfergeschichte der Jugendlichen in den Blickpunkt kommt. Die transgenerationale Übertragung von Gewalt sowie der Kreislauf von familiären Gewalterfahrungen und außerfamiliärem Gewaltverhalten (vgl. Sutterlüty 2003) wird allerdings nur dann verständlich, wenn man die impliziten, leiblich-affektiven Abstimmungsprozesse zwischen Säugling/Kind und Bezugsperson(en) in den Blick nimmt.

2.1 ABSTIMMUNGSPROZESSE UND DIE BEDEUTUNG DES IMPLIZITEN LEIBLICHEN GEDÄCHTNISSES

Die Ergebnisse der Bindungsforschung machen zwar deutlich, dass im Rahmen lebenslang bedeutsamer (Bindungs-)Beziehungen die grundlegenden Bedürfnisse des Menschen nach Nähe und Autonomie, nach Sicherheit, Geborgenheit, Schutz und Grenzen sowie nach Individuation, Eigenständigkeit und eigener Identität verhandelt werden (vgl. Scheuerer-Englisch 2001, 315). Entscheidend für unseren Zusammenhang ist jedoch die Beobachtung, dass sich von frühester Kindheit an »die sozialen Interaktionen und Erfahrungen als Verhaltensentwürfe, affektiv-interaktive Schemata, Körperhaltungen und Körperpraktiken im impliziten leiblichen Gedächtnis« (Fuchs 2008, 296) sedimentieren. Bereits die allerersten Erfahrungen menschlicher Beziehung finden (zwischen-)leiblich statt und bilden ein wesentliches Fundament gelingender Entwicklung (vgl. Greenspan/Shanker 2007, 9f., Diederichs/Jungclaussen 2009).

Erfolgreiche Abstimmungsprozesse führen in der Regel zu Gefühlen der Anerkennung, Wertschätzung und Resonanz, das Kind wird als autonomes Individuum in Beziehung gesehen, es entwickelt Bindungssicherheit und Urvertrauen (»das Gefühl einer Welt, aus der man nicht fallen kann« [Helsper 1995, 131]) und – dies ist ein zentraler Aspekt im Rahmen der Gewalt(präventions)forschung – seine Grenzen und seine leibliche Integrität bleiben gewahrt.

Misslingen hingegen diese Abstimmungsprozesse über einen längeren Zeitraum, z.B. aufgrund mangelnder Empathie oder fehlender Resonanzfähigkeit der Eltern (vgl. u.a. Cierpka 2005, Koch 2008), so können daraus Erfahrungen der Missachtung, der Abwertung, der Gleichgültigkeit, der Dissonanz, der Grenzüberschreitung und der Ohnmacht resultieren, das Kind entwickelt u.U. einen unsicher-vermeidenden, unsicher-ambivalenten oder desorganisierten Bindungsstil (vgl. Scheuerer-Englisch 2001, 320ff.), es entsteht Urmisstrauen (vgl. Erikson 2000 [im Orig. 1959], 62ff.)

und in gravierenderen, traumatischen Fällen kann es zu leiblichen Desintegrationsprozessen, somatoformen Dissoziationen, dysfunktionalen Stressbewältigungsmustern sowie zu einem Verlust der Kohärenz des Selbst kommen (vgl. hierzu u.a. Opitz-Gerz 2008, 282ff., sowie *Bolm* in diesem Band).

Entscheidend ist auch hier, dass traumatische Erinnerungen »überwiegend im sog. impliziten, prozeduralen Gedächtnis gespeichert [sind; Anm. d. Verf.]. Die Erinnerung ist oft fragmentiert, sprachlos und ohne zeitliche Einordnung. Die traumatischen Erlebnisse werden nicht auf einem symbolischen Niveau, sondern im sensomotorischen Bereich gespeichert.« (A.a.O., 281) Da der Körper nicht vergisst (vgl. van der Kolk 2000), ist es »sinnvoll und notwendig [...], beim Thema Trauma die körperliche Dimension in die praktische Arbeit mit einzubeziehen« (Opitz-Gerz 2008, 285). Mehr noch: Menschen können sich diesen Spuren meist nicht vom Bewusstsein aus, gleichsam kognitiv oder top-down gesteuert, nähern, sondern – wie die Traumaforschung eindrücklich gezeigt hat (vgl. u.a. van der Kolk 2006, Levine/Kline 2007) – in erster Linie bottom-up gesteuert, nämlich über körperlich-leibliche Erfahrungen.

2.2 OHNMACHTS- UND MISSACHTUNGSERFAHRUNGEN

Die familiäre Sozialisation vieler Jugendlicher, die Gewaltkarrieren entwickeln, wird in der Regel durch zwei Erfahrungstypen geprägt, die einen unmittelbaren Einfluss auf ihre Leiblichkeit haben: Durch Ohnmachtserfahrungen einerseits und durch Missachtungserfahrungen andererseits (vgl. Sutterlüty 2003).

Ohnmachtserfahrungen machen Kinder und Jugendliche sowohl als Opfer (direkte Viktimisierung) als auch als Zeugen (indirekte Viktimisierung) von Gewalthandlungen. Die Viktimisierungen sind durch das Gefühl des Kontrollverlustes, durch die Angst, erneut Opfer von Gewalt zu werden, durch das Gefühl des Nichtbeschütztwerdens sowie durch eine moralische Verletzung charakterisiert, die vor allem die Zeugenschaft von Gewalt betrifft und sich auf die Erkenntnis bezieht, nicht so handeln zu können, wie man es für richtig hielt. All diese Ohnmachtserfahrungen können zu Projektionen der Gegengewalt führen: »Junge Menschen, die wiederholt misshandelt oder Zeugen der Misshandlung einer anderen Person in der Familie wurden, nehmen die Gewalt schließlich als probates Mittel wahr, ihre Ohnmacht zu beenden.« (A.a.O., 179)

Missachtungserfahrungen können sowohl durch die passive Verweigerung von Anerkennung als auch durch Handlungen der aktiven Demütigung hervorgerufen werden. Im ersten Fall ist nicht nur die Versagung von Bestätigung angesprochen, sondern auch die (nicht unbedingt inten-

dierte) Vernachlässigung und Nichtbeachtung, die dennoch als »radikale Entwertung« (a.a.O., 191) wahrgenommen werden kann. Demütigungen können in Form einer erniedrigenden Behandlung der Kinder als bloße Last, in verletzenden Negativzuschreibungen oder im Ausschluss aus der familiären Kommunikation stattfinden. Erfolgen diese Abwertungen über einen längeren Zeitraum, so kann auch von Missachtungsdynamiken gesprochen werden: »Sie ziehen die Selbstbilder der betroffenen Jugendlichen nachhaltig in Mitleidenschaft und führen zu Verhaltensweisen, die wiederum die weitere Missachtung in der Familie, aber auch in anderen Kontexten wie etwa der Schule nach sich ziehen.« (A.a.O., 192)

Das durch die hier beschriebenen Ohnmachts- und Missachtungserfahrungen hervorgerufene Problem der intersubjektiven Anerkennung wird – so Sutterlüty – häufig zu einem Problem der intrasubjektiven Selbstachtung und kann zu tiefen Verunsicherungen der Identität von Jugendlichen führen.

Die Dynamik aus Missachtungserfahrungen und Gewalthandlungen kann sich über den Kontext der Familie hinaus erweitern und durch außerfamiliäre Missachtungserfahrungen verstärkt werden. Damit werden Gewalthandlungen und die Zugehörigkeit zu gewalttätigen Gruppen häufig zu einer attraktiven Lösung des biographisch erworbenen Problems der fehlenden Anerkennung und Selbstachtung.

2.3 DER KREISLAUF VON FAMILIÄREN GEWALTERFAHRUNGEN UND AUSSERFAMILIÄREM GEWALTVERHALTEN

Zur Erklärung des Transfers von familiär entstandenen Gewaltdispositionen in außerfamiliäre Kontexte können mit Sutterlüty (vgl. 2003, 250ff.) drei Entwicklungsstränge differenziert werden. Sie stellen keine kausale Notwendigkeit dar, sondern enthalten vielfältige, durch Handlungsdynamiken und biographische Ereignisse beeinflusste Kontingenzen:

1. Epiphanische Erfahrungen: Sie beziehen sich auf den Wechsel von der Opfer- in die Täterrolle und markieren biographische Wendepunkte. Mit Epiphanie ist wörtlich das plötzliche Erscheinen gemeint; im hier diskutierten Kontext bezeichnet der Begriff eine körperlich-leibliche Erfahrung, die jemandem einen neuen Aspekt seines Selbstverständnisses erschließt, z.B. wenn sich ein jahrelang von seinem Vater gedemütigter Jugendlicher als Ergebnis dieser kumulierten Erfahrungen plötzlich gegen ihn auflehnt.

2. Gewaltaffine Interpretationsregimes: Sie bezeichnen durch wiederholte Ohnmachts- und Missachtungserfahrungen erworbene Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, die zu besonderen Situationsdefinitionen und Vulnerabilitäten der Jugendlichen führen. Jugendliche »erkennen in

den Situationen, denen sie begegnen, immer wieder jene Feindseligkeit, die ihnen in ihrer Familie seit Kindheitstagen entgegenschlug. Im Zuge der Erweiterung ihrer sozialen Beziehungen im Jugendalter dehnt sich damit der Bereich des Feindlichen aus, in dem sich die Träger jener interpretativen Muster schon bei geringfügigen Anlässen missachtet oder herausgefordert fühlen und als Gewalttäter in Erscheinung treten.« (A.a.O., 279)

Die spezifische Sensibilität dieser Jugendlichen bezieht sich damit nicht nur auf körperliche Übergriffe, sondern häufig ganz elementar auf Ohnmachtserfahrungen bzw. auf die Missachtung ihrer Würde bzw. Ehre. Oft genügt ein falsches Wort oder nur ein Blick, um die Gewaltdynamik zu initiieren, wobei im zweiten Fall der Aspekt der Zwischenleiblichkeit bzw. des psychomotorischen Dialogs besonders deutlich wird. »Blicke sind wie Speere. Es ist schwer, sie lange auszuhalten; wer das nicht schafft, wendet den eigenen Blick ab oder gibt sich gefangen.« (Schmitz 2007, 40); mit möglicherweise gravierenden Konsequenzen, wie das folgende Beispiel zeigt: »Ein Blick reicht«, sagt der 16 Jahre alte Yang. »Guckt mich einer falsch an, frage ich: Ey was willst du? Wenn er dann wegguckt, ist er ein Loser. Wenn nicht, haue ich ihm eine rein.« (Koch 2008, 119) Für Sutterlüty (vgl. 2003, 280) sind in solchen Situationen immer dichotomische Interpretationen wirksam, die sich entlang der semantischen Achsen Macht vs. Ohnmacht und Anerkennung vs. Missachtung bewegen und die überdies implizit ablaufen, d.h. den Akteuren in der Regel nicht bewusst werden. Die Ursache liegt in zahlreichen Fällen im (misslungenen) Aufbau des kindlichen Vertrauensverhältnisses in die Welt. Wurde der Blick immer wieder zurückgewiesen, entwickelte sich keine tragfähige Mutter-Kind-Beziehung, »dann wird der Blick des anderen gefährlich, weil er die Erinnerungsspur wieder besetzt, in der die Verletzung durch den nicht erwiderten Blick noch frisch ist, sei es – im extremen Fall – durch die Zurückweisung der Mutter oder durch die spätere Zurückweisung von Bezugspersonen [...]. Ein solcher Blick, der an das erinnert, was hätte sein können, verursacht Schmerz und ist nicht auszuhalten, er muss »abgewendet«, im schlimmsten Fall vernichtet werden.« (Koch 2008, 119)

Einzelne Gewalttaten können dabei eine »von Widerfahrungen der Missachtung und der Gewalt geprägte Lebensgeschichte nicht aufwiegen. Der Nachhall dieser Widerfahrungen, der sich im Wirken gewaltaffiner Interpretationsregimes Gehör verschafft, bleibt daher meist ein ständiger Begleiter jugendlicher Gewaltkarrieren.« (Sutterlüty 2003, 287)

3. Gewaltmythologien: Sie stellen gewaltverherrlichende Wertbindungen dar, die mit überhöhten Erwartungen an die Effekte von Gewalt verknüpft sind und auf Kämpferideale gestützte Selbstbilder zum Ausdruck bringen. Von Mythologien lässt sich deshalb sprechen, weil Macht und Stärke einerseits glorifiziert werden und Jugendliche andererseits der Ge-

walt Wirkungen zusprechen, die sie letztendlich gar nicht besitzt oder die langfristig durch gegensätzliche Konsequenzen (z.B. negative Reaktionen des sozialen Umfeldes) wieder aufgehoben werden (vgl. a.a.O., 294). Die durch Gewalthandlungen hervorgerufenen Machtgefühle können demnach eine Kehrseite beinhalten: das Bewusstsein der Ablehnung durch andere. Diese Kehrseite weist darauf hin, dass ein positives Selbstverhältnis letztlich auf die Anerkennung anderer angewiesen bleibt. Viele Jugendliche sind deshalb in einem Teufelskreis gefangen; sie wollen um jeden Preis verhindern, dass die anderen etwas Negatives über sie sagen. Ihre panische Angst, auf Ablehnung zu stoßen, lässt sie dabei an Verhaltensweisen festhalten, die, »wenn sie schon keine Anerkennung bringen, die anderen wenigstens mundtot machen« (a.a.O., 322). Für Sutterlüty bleibt dieser Teufelskreis so lange bestehen, wie das biographisch erworbene Anerkennungs- und Selbstachtungsproblem nicht gelöst und die gewaltaffinen Interpretationsregimes nicht aufgehoben sind. Es sind nicht zuletzt diese impliziten Themen bzw. Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, an denen jeder Ansatz der Gewaltprävention anzusetzen hat.

3. Die Bedeutung des leiblichen Spürens für die Gewaltprävention

Die Leibphänomenologie von Hermann Schmitz (vgl. u.a. 1990, 2007) eröffnet mit der Thematisierung des leiblichen Spürens weitere grundlegende Anknüpfungspunkte für das Verstehen von Gewaltkarrieren und die Gewaltprävention. Das leibliche Spüren ist nach Schmitz der maßgebliche Modus der Orientierung und Steuerung menschlichen Lebens. »Der Leib ist besetzt mit leiblichen Regungen wie Angst, Schmerz, Hunger, Durst, Atmung, Behagen, affektives Betroffensein von Gefühlen.« (Schmitz 2007, 16) Die leibliche Disposition tönt als Klima ganzheitlicher leiblicher Regungen das leibliche Befinden eines Menschen in charakteristischer Art und Weise. Hierzu ein Beispiel: In einer Interviewpassage kommt Bebeks Empathie mit ihrer Schwester pränant zum Ausdruck; sie geht so weit, dass es ihr »weh tut« zu sehen, wie diese von ihrem Vater geschlagen wird (vgl. Sutterlüty 2003, 126). Diese Analogie zum physischen Schmerz zeigt, dass indirekte Viktimisierungen ähnliche Wirkungen haben können wie die am eigenen Leib erlittene Gewalt – ein Aspekt, der durch die Entdeckung der Spiegelneurone mittlerweile auch neurobiologisch belegt ist (vgl. u.a. Bauer 2005). Entscheidend ist hier, dass Bebeks leiblich-affektive Betroffenheit auch längerfristig »zu einer passiven Trauer und zu Gefühlen des Ausgeliefertseins und der Handlungsunfähigkeit« (Sutterlüty 2003, 127) führt.

Die Wandlungsfähigkeit der leiblichen Disposition ist allerdings entscheidend dafür, gerade diese Dimension einer Viktimisierung (beispielsweise durch familiäre Gewalt) aufzugreifen und Jugendlichen Wege der Wiedergewinnung ihres Leibes und damit auch ihrer Autonomie und Identität zu eröffnen (vgl. u.a. Eckert 2008, Opitz-Gerz 2008).

Für die Gewaltprävention ist außerdem das aus Schmitz' Überlegungen ableitbare Spannungsfeld von Spüren, Selbstdistanzierung und spürbarer Selbstgewissheit von zentraler Bedeutung. Das wechselseitige Verhältnis von leiblicher Erfahrung und Selbstdistanzierung benötigt nach Schmitz eine spürbare Verankerung, um Handlungs- und Orientierungssicherheit zu bieten. Diese spürbare Verankerung kann als leibliche Orientierung begriffen werden, die das Spannungsfeld zwischen personaler Emanzipation und personaler Regression zusammenhält. Die personale Regression beschreibt den »Rückfall in das reine Leibsein etwa im Lachen oder Weinen, im heftigen Schreck, in der plötzlichen Überraschung und der Panik, im Rausch und der Ekstase« (Gugutzer 2002, 100); der Mensch und sein Leib sind in diesem Fall eins. Die personale Emanzipation bezieht sich demgegenüber auf einen Vorgang bzw. Zustand, in dem sich der Mensch von der leiblichen Betroffenheit distanziiert und sich selbst zum Objekt wird (vgl. Schmitz 1990, 155).

Dieses Spannungsfeld kommt insbesondere auch in der Außeralltäglichkeit von Gewalterfahrungen zum Ausdruck; sie hat für Sutterlüty ihren Grund darin,

»dass sie den Akteur auf eine existentielle körperliche Ebene führt. Den Schilderungen der Jugendlichen zufolge beginnt das häufig bereits in der Anfangsphase gewalttätiger Auseinandersetzungen mit körperlichen Reaktionen wie einem »Kribbeln« und einem »Zittern«, die aus der Angst vor dem Gegner oder Feind und dem riskanten Versuch, diese Angst zu überwinden, resultieren. Im Akt der Gewalt stehen die, die sie ausüben, in einem merkwürdigen Spannungsfeld zwischen Konzentration und Körperkontrolle auf der einen und der hemmungslosen Freigabe ihrer eigenen Körperreaktionen auf der anderen Seite.« (Sutterlüty 2003, 87)

Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht nur sinnvoll, Jugendlichen Wege der personalen Emanzipation sowie Gelegenheiten der Selbstdistanzierung zu eröffnen, sondern ihnen vor allem Möglichkeiten der Entwicklung einer spürbaren Selbstgewissheit anzubieten: »Erst die spürbare Gewissheit – sei sie nun Resultat eines rationalen Erkenntnisprozesses oder eines unhinterfragten Selbstempfindens –, dieses oder jenes zu sein, zu wollen, zu können oder zu mögen, ist Ausdruck dafür, wirklich mit sich selbst identisch zu sein. Umgekehrt bedeutet das, dass sich das Fehlen der spürbaren Gewissheit für die betreffende Person als mehr oder weniger großes

Identitätsproblem bemerkbar machen dürfte.« (Gugutzer 2002, 102) Es ist gerade die leibliche Verankerung der oben beschriebenen Spirale aus Missachtung und Gewalt, die diesbezüglich Handlungsoptionen eröffnet; dabei können sowohl das implizite Leibgedächtnis als auch das aktuelle leibliche Empfinden maßgebliche Anknüpfungspunkte für die Gewaltprävention bieten (vgl. Ciompi 2005, Geuter 2006, 119).

4. Die Bedeutung des Habitus für die Gewaltprävention

Im Habitus-Konzept von Bourdieu (vgl. 1982) kommen zusätzliche Bedeutungsaspekte des Leibes zum Ausdruck, die für das Verständnis von Gewaltphänomenen und für die Gewaltprävention relevant sind. Der Habitus kann als Vermittlungsinstanz zwischen objektiven (kulturellen, sozialen, ökonomischen etc.) Strukturen und konkreten praktischen Handlungen verstanden werden (vgl. a.a.O.). Als System von Dispositionen ist er damit einerseits strukturierte und andererseits strukturierende Struktur. Im individuellen Habitus sind sowohl die gesellschaftlichen Strukturen als auch die persönliche Lebensgeschichte einverleibt, er zeigt sich beispielsweise an Bewegungsmustern, Körperhaltungen, Kleidungsstilen oder (körper-)sprachlichen Präferenzen. Gewalttätiges Verhalten kann nun ebenso wie andere persönliche Charakteristika als Teil des Habitus verstanden werden, womit in der Distanzierung von solchen Verhaltensweisen bei manchen Jugendlichen im wahrsten Sinne des Wortes etwas zur Disposition steht.

Die oben beschriebenen Gewaltmythologien von Jugendlichen sind genau in diesem Zusammenhang zu verstehen: Sie sind weit davon entfernt, »bloße Phantasien zu bleiben. Vielmehr drängen sie auf ihre physische Realisierung und bringen nicht nur auf der symbolischen Ebene der Gewalt huldigende Wertbindungen hervor. Hand in Hand mit der Herausbildung solcher Wertbindungen geht bei den entsprechenden Jugendlichen die Entwicklung von Selbstidealen des Kämpfertums, deren Wirkungen bis in die affektive Besetzung einer aggressiven Körperlichkeit hineinreichen.« (Sutterlüty 2003, 295)

Im Sinn- und Bedeutungshorizont von Jugendlichen, die sich gewalttätig verhalten, ist das Gewalthandeln mitunter das einzig gelingende soziale Handeln und die einverlebte Gewaltkultur so stabil, dass es äußerst starker (innerer oder äußerer) Veränderungszumutungen bedarf, um die leibliche Disposition, den Habitus, zu beeinflussen.

Die Auseinandersetzung mit dem Habitus sollte insofern einen zentralen Bestandteil der Gewaltprävention darstellen. Dafür spricht auch seine

Qualität als praxisingenerierender Spürsinn, der zur praktischen »Beherrschung« der lebensweltlichen Spielregeln führt (vgl. hierzu auch die Forschungsarbeiten zum Code der Straße u.a. Kersten 2008). Hier steht das Implizite im Vordergrund, das in den individuellen Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata immer schon enthalten ist. Dieses Implizite kann insbesondere im Zusammenhang mit Gewaltphänomenen zu präreflexiven Dynamiken führen, es stellt jedoch als leiblich-praktischer Spürsinn auch eine wichtige Instanz der Selbstvergewisserung dar, die dem Menschen signalisiert, welche Erfahrungen und Handlungen zu ihm passen und welche nicht. Auch hier steht einmal mehr die Balance zwischen Reflexivität und Leiblichkeit im Vordergrund.

Nicht zuletzt ist der Körper ein zentrales Kapital und ein wichtiges Medium für die alltägliche Identitätsarbeit. Als Sinninstanz und Symbol für eine jederzeit verfügbare und kontrollierbare Wirklichkeit (vgl. Bette 1989, 31) steht er in direktem Zusammenhang mit physischer Gewalt, weil er deren bedingende Voraussetzung ist. Vielen Jugendlichen geht es um die »Idealisierung einer Körperlichkeit, die Aggressivität, Kampfbereitschaft und Stärke zur Schau stellt« (Sutterlüty 2003, 299), was teilweise bis zur stolzen Präsentation von Narben führen kann. Vor diesem Hintergrund sollten die wesentlichen Ziele der Gewaltprävention darin bestehen, einerseits den Körper als gewaltfreies Kapital zu thematisieren und Jugendlichen andererseits die Identifizierung und Nutzung bzw. die Entwicklung zusätzlicher Ressourcen zu ermöglichen.

5. Konsequenzen für die psychomotorische Gewaltprävention

Die beschriebenen leib- und körperbezogenen Aspekte der Identitätsentwicklung sind für die Gewaltprävention deshalb so bedeutsam, weil sie den Kern dessen ausmachen, worum es im zwischenmenschlichen Kontakt immer geht, um Autonomie und Selbstbestimmung, um Selbstverwirklichung und Selbstachtung sowie um wechselseitige Anerkennung als einzigartige, aber dennoch aufeinander verwiesene und voneinander abhängige Individuen. Gewalttätiges Verhalten bedroht diese zentralen Dimensionen menschlicher Existenz – häufig auf der basalen Ebene der leiblichen Integrität. Gerade deshalb sollte diese Ebene im Rahmen der Gewaltprävention einen grundsätzlichen Stellenwert erhalten.

Mit dem mehrperspektivischen Ansatz der psychomotorischen Gewaltprävention (vgl. Jessel 2008) liegt eine Konzeption vor, die sich um eine grundlegende Integration dieser leiblich-körperlichen, biographischen und identitätstheoretischen Perspektiven bemüht. Der Ansatz zeigt,

wie die hier diskutierten Perspektiven in eine systematische Praxeologie überführt werden können, die wesentlich auf körperlich-leiblichen Erfahrungen sowie auf deren reflexiver Bearbeitung basiert. Im Sinne der Kultivierung einer reflexiven Leiblichkeit (vgl. Gugutzer 2002, 295ff., Seewald 2000, 99ff.) besteht die Zielrichtung dieses Ansatzes vor allem in der Entwicklung von Selbstgestaltungs- und Selbstorganisationskompetenzen. Der Erwerb dieser Kompetenzen erfolgt in erster Linie über das Aufspüren und Ausdrücken von Emotionen und Bedürfnissen, die sich sowohl auf subjektiv sinnvolle Wahrnehmungs- und Erlebnisinhalte als auch auf wichtige Beziehungs- und Handlungszusammenhänge beziehen. Hierbei geht es nicht nur um die Entwicklung von Reflexivität, sondern vor allem auch um die Kultivierung einer leiblich spürbaren Gewissheit sowie um die (Wieder-)Aneignung des eigenen Körpers und Leibes im Rahmen individuell bedeutsamer Bewegungspraxen sowie im Hinblick auf persönliche Lebensthemen und -kontexte.

Damit wird direkt an einer wesentlichen Ressource von Kindern und Jugendlichen angesetzt, an deren leiblicher Verankerung in der Welt. Über Körper-, Leib- und Bewegungserfahrungen werden zugleich unmittelbare Erfahrungen der Kontrolle und Selbstwirksamkeit, des Lustgewinns, der Selbstwerterhöhung sowie positive zwischenmenschliche Erfahrungen ermöglicht. Diese ressourcen- und bedürfnisorientierten Qualitäten sind an sich bereits entwicklungsfördernd, sie stellen darüber hinaus jedoch die wesentlichen Voraussetzungen dafür dar, dass sich Kinder und Jugendliche auch schwierigen Entwicklungsthemen – und mit solchen haben wir es im Kontext von Gewaltprävention in der Regel zu tun – stellen wollen bzw. können (vgl. Grawe 1998). Die Unmittelbarkeit von Körpererfahrungen trägt dabei nicht nur zur Bedürfnisbefriedigung bei, sondern ist zugleich klärend und bewusstseinserschaffend und kann zur Grundlage von individuell bedeutsamen Reflexionsprozessen werden.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass pädagogische und therapeutische Beziehungen immer zwischenleibliche Beziehungen sind und deren Qualität maßgeblich von der tonischen Resonanz bzw. Empathie des Entwicklungsbegleiters sowie von dessen Körperpräsenz (vgl. Eckert 2004) beeinflusst wird. Auch aus dieser Perspektive erscheinen Leib und Körper als elementare Ressourcen für die Gewaltprävention.

Literatur

Bauer, Joachim (2005): Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hamburg (Hoffmann und Campe).

- Bette, Karl-Heinrich (1989): *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. Berlin, New York (De Gruyter).
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Cierpka, Manfred (2005): »... und da hat er ihr einfach eine vors Schienbein gegeben, einfach so!«. Familiärer Kontext, individuelle Entwicklung und Gewalt. In: Manfred Cierpka (Hg.) (2005): *Möglichkeiten der Gewaltprävention*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 13-35.
- Ciampi, Luc (2005): *Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), [3. Auflage].
- Demmerling, Christoph, Hilge Landweer (2007): *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*. Stuttgart, Weimar (Metzler).
- Diederichs, Paula, Ingo Jungclaussen (2009): *Zwölf Jahre Berliner Schreib-BabyAmbulanzen – eine Positionierung körperpsychotherapeutischer Krisenintervention und früher Hilfen*. In: Manfred Thielen (Hg.) (2009): *Körper – Gefühl – Denken. Körperpsychotherapie und Selbstregulation*. Gießen (Psychosozial), 209-250.
- Eckert, Amara Renate (2004): *Menschen psychomotorisch verstehen und begleiten*. In: Amara Renate Eckert, Richard Hammer (Hg.) (2004): *Der Mensch im Zentrum. Beiträge zur sinnverstehenden Psychomotorik und Motologie*. Lemgo (AKL), 59-73.
- Eckert, Amara Renate (2008): *Trauma – Gewalt – Autonomie. Psychomotorische Gewaltprävention als Hilfe zur Verarbeitung erlebter Traumatisierung*. In: *Motorik*, 31, 1, 18-24.
- Erikson, Erik H. (2000): *Identität und Lebenszyklus: drei Aufsätze*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 18. Auflage [im Original 1959].
- Fuchs, Thomas (2008): *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption*. Stuttgart (Kohlhammer).
- Geuter, Ulfried (2006): *Körperpsychotherapie – Teil 1. Der körperbezogene Ansatz im neueren wissenschaftlichen Diskurs der Psychotherapie*. In: *Psychotherapeutenjournal*, 5, 2, 116-122.
- Grawe, Klaus (1998): *Psychologische Therapie*. Göttingen (Hogrefe).
- Greenspan, Stanley I., Stuart G. Shanker (2007): *Der erste Gedanke. Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens*. Weinheim, Basel (Beltz).
- Gugutzer, Robert (2002): *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*. Wiesbaden (VS).
- Helsper, Werner (1995): *Zur »Normalität« jugendlicher Gewalt: Sozialisationstheoretische Reflexionen zum Verhältnis von Anerkennung und*

- Gewalt. In: Werner Helsper, Hartmut Wenzel (Hg.) (1995): Pädagogik und Gewalt. Opladen (Leske und Budrich), 113-154.
- Helsper, Werner (2006): Schulische Gewaltforschung als Lückentext. In: Wilhelm Heitmeyer, Monika Schröttle (Hg.) (2006): Gewalt. Beschreibungen – Analysen – Prävention. Bonn (Bundeszentrale für Politische Bildung), 209-216.
- Jessel, Holger (2008): Psychomotorische Gewaltprävention – ein mehrperspektivischer Ansatz. Dissertation. Philipps-Universität Marburg (elektronische Veröffentlichung: <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2008/0125/>).
- Kersten, Joachim (2008): Der Code der Straße. In: Micha Brumlik (Hg.) (2008): Ab nach Sibirien? Wie gefährlich ist unsere Jugend? Weinheim, Basel (Beltz), 41-61.
- Koch, Claus (2008): Kinder aus dem Niemandsland – Jugendgewalt und Empathieverlust. In: Micha Brumlik (Hg.) (2008): Ab nach Sibirien? Wie gefährlich ist unsere Jugend? Weinheim, Basel (Beltz), 105-131.
- Levine, Peter A., Meggie Kline (2007): Verwundete Kinderseelen heilen. Wie Kinder und Jugendliche traumatische Erlebnisse überwinden können. München (Kösel), [3. Auflage].
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (De Gruyter), [im Original 1945].
- Opitz-Gerz, Andrea (2008): Die Bedeutung der Körperdimension für die Traumaarbeit. In: Trauma & Gewalt, 2, 4, 278-287.
- Plessner, Helmuth (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin, New York (De Gruyter), [im Original 1928].
- Rauchfleisch, Udo (2008): Begleitung und Therapie straffälliger Menschen. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), [2. aktualisierte Auflage].
- Scherr, Albert (2004): Körperlichkeit, Gewalt und soziale Ausgrenzung in der ›postindustriellen Wissensgesellschaft‹. In: Wilhelm Heitmeyer, Hans-Georg Soeffner, (Hg.) (2004): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 202-223.
- Scheuerer-Englisch, Hermann (2001): Wege zur Sicherheit. Bindungsgeleitete Diagnostik und Intervention in der Erziehungs- und Familienberatung. In: Gerhard J. Suess, Hermann Scheuerer-Englisch, Walter-Karl P. Pfeifer (Hg.) (2001): Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie. Gießen (Psychosozial), 315-345.
- Schmitz, Hermann (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie. Bonn (Bouvier).

- Schmitz, Hermann (2007): *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Bielefeld, Locarno (Aisthesis).
- Seewald, Jürgen (1996): *Philosophische Anthropologie – Leiblichkeit/Körperlichkeit des Menschen*. In: Herbert Haag (Hg.) (1996): *Sportphilosophie: ein Handbuch*. Schorndorf (Hofmann), 21-49.
- Seewald, Jürgen (2000): *Durch Bewegung zur Identität? Motologische Sichten auf das Identitätsproblem*. In: *Motorik*, 23, 3, 94-101.
- Sutterlüty, Ferdinand (2003): *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*. Frankfurt a.M., New York (Campus) [2. durchgesehene Auflage].
- Van der Kolk, Bessel A. (2000): *Der Körper vergisst nicht*. In: Bessel A. Van der Kolk, Alexander C. McFarlane, Lars Weisaeth (Hg.) (2000): *Traumatic Stress*. Paderborn (Junfermann), 195-217.
- Van der Kolk, Bessel A. (2006): *Geleitwort II*. In: Gustl Marlock, Halko Weiss (Hg.) (2006): *Handbuch der Körperpsychotherapie*. Stuttgart, New York, VII – XII (Schattauer).

Weiblichkeit zwischen Körper und Leib. Zur Bedeutung des Mutterkörpers in der weiblichen Identitätsentwicklung

HELGA KRÜGER-KIRN

1. Einleitung

In meinen Überlegungen zu Weiblichkeit im Verhältnis von Körper und Leib werde ich mich auf meine Erfahrungen in der psychoanalytischen Arbeit mit Frauen stützen. In der klinischen Praxis beeindruckt uns, wie sehr zeitgenössische Diskurse zu Körper und Geschlecht die psychische Konfliktverarbeitung weiblicher Identitätsprozesse mitgestalten. Vorwiegend medial vermittelte Körperdiskurse scheinen hinsichtlich einer Machbarkeit und Optimierung von Vitalität und Schönheit bis hin zur Reproduktionsfähigkeit eine große Wirkung zu haben. Dem stehen leidvolle, subjektive Erfahrungen im Körpererleben gegenüber, die überwiegend als ›Defiziterfahrungen‹ verarbeitet werden. Frauen fühlen sich ihrem Körper ausgeliefert und gleichermaßen entfremdet. Während junge Frauen etwa die Pille nicht nur zur Verhütung, sondern auch für eine schönere Haut und zur Linderung der Menstruationsbeschwerden einsetzen, erleben Frauen vorwiegend mittleren Alters Unzufriedenheit und Unsicherheit in Verbindung mit körperlichen Symptomen und Alterungsprozessen.

Es fällt auf, dass Frauen unabhängig vom Alter zu einer Negativbesetzung ihres Körpers neigen. Aus psychoanalytischer Sicht scheint sich hier eine längst überholt geglaubte Zuschreibung der Frau als Mängelwesen zu realisieren. Gibt es hier möglicherweise einen Zusammenhang mit dem Befund, dass Frauen – wie Clement (2004) in einer umfassenden Studie herausfand – nach ihren (sexuellen) Bedürfnissen gefragt, zunächst mit einem »Ich weiß nicht« antworten?

Bemerkenswert ist, dass Frauen – altersunabhängig – vorwiegend Therapeutinnen aufsuchen. Kann dies als Hinweis darauf gelesen werden, dass sich hier Behandlungsziele mit Lebenszielen, wie z.B. weiblichen Identitätsfragen, überschneiden?

Altersübergreifend kann für Frauen festgehalten werden, dass die (konflikthaften) Erfahrungen mit ihrem Körper sie offenbar mit Unwissen und einem körperlichen Eigensinn konfrontieren, der sich jenseits von bewussten und geplanten Handlungszielen und Empfindungen zu vollziehen scheint.

Wie kann eine ›Eigenmächtigkeit‹ des Körpers verstanden werden, ohne auf biologistische Konzepte zu rekurrieren? Wie wirken gesellschaftliche Zuschreibungen im und am Körper und auf das leibliche Empfinden ein und erzeugen von innen her selbst wieder Resonanzen? Welche Rolle spielt dabei das Geschlecht? Um einen Zusammenhang von Körper und Subjektivierungsprozessen am Leib in den Blick zu nehmen, der jenseits des Diskursiven liegt, stelle ich eine psychoanalytische Perspektive vor. Die Dimension des Unbewussten erweitert das Körperverständnis sowohl hinsichtlich der mikrosoziologisch interpretierbaren Interaktionsprozesse als auch der leiblich affektiven Erlebnisqualitäten. Der Bezug auf die psychoanalytische Kategorie des Unbewussten erweitert das Verständnis der Verarbeitung der biographischen Erfahrungen, indem etablierte Wahrheiten hinterfragt werden, die jenseits der im gesellschaftlichen (Körper-)Diskurs vorgegebenen Normen liegen. Es wird nach einem Verständnis gesucht, das die verdrängten Triebe, Sehnsüchte und Ängste, die sich auch körperlich manifestieren, mit einbezieht.

2. Zum Zusammenhang von Identität und Körperlichkeit aus psychoanalytischer Sicht

In der Identitätsdebatte hat die entwicklungspsychologisch-psychoanalytische Theorie der Ich-Identität von Erik H. Erikson (1902-1994) eine zentrale Stellung gewonnen. In kritischer Auseinandersetzung mit Sigmund Freud entwickelt Erikson einen Identitätsbegriff, der sich entlang der Sozialisationserfahrungen und ihrer psychischen Verarbeitung herausbildet. Er konzeptualisiert einen Zusammenhang zwischen Identität, Lebensgeschichte und historischem Kontext. Der Körper gilt nun als Schnittstelle, an der sich Kultur und Natur, leibliche Erfahrungen und Körperdiskurse begegnen.

Darauf hat bereits Freud (1923) hingewiesen, als er das Ich als ein vor allem körperliches definiert und dabei im Rahmen der triebtheoretischen Entwicklungsbedingungen den Einfluss der gesellschaftlichen Faktoren betont. Er bezieht die Reize (Triebe) aus dem Körperinneren ebenso mit

ein wie die aus der Umwelt. Dabei realisiert sich – laut Freud – die Körperoberfläche als Schnittstelle zwischen Innen- und Außenreizen. Das Außen umfasst nicht nur die Erfahrungen mit bedeutungsvollen Anderen, sondern auch diejenigen, die sich auf den Körper und die Analyse der Körpererfahrungen einschließlich der Körpergeschichte – bewusst und unbewusst – beziehen.

Unter Anerkennung dieser Körpergebundenheit erfolgt die psychische Verarbeitung des Beziehungsgeschehens unter Einschluss der Sexualität bzw. Triebdynamik. Im Rahmen dieser Dynamik werden die biographischen Erfahrungen unter Berücksichtigung der unbewussten Dimension zu Eigenkonstruktionen des Selbst und eben auch des Geschlechts verarbeitet. Das Unbewusste ist nicht nur der Ort abgewehrter Wünsche und Triebregungen, sondern auch der, von dem aus sich Wunsch und Begehren entfalten. Der Körper repräsentiert in seiner leiblichen Existenz seine bewusste und unbewusste Lebens- und Überlebensgeschichte. Dabei gilt die Anerkennung und Auseinandersetzung mit dem eigenen geschlechtlichen Körper, dem des anderen sowie mit dem mütterlichen Ursprung als unhintergebarer Ausgangspunkt. Insofern sind die anderen als jene Mutter und Vater, die mich hervorgebracht haben, in den Leib »eingeschrieben« und jeder Autonomie vorgängig und auch begleitend (vgl. King 2001). Das Verhältnis von Körper und Leib ist daher von Anbeginn unseres Lebens in einer triangulären Beziehungsdynamik verortet. Im Hinblick auf die Entwicklung und Untersuchung der Geschlechterdifferenz ist dies von zentraler Bedeutung. Zu den biologischen Besonderheiten des weiblichen und männlichen Körpers wirkt die gesellschaftlich determinierte soziale Lebenswirklichkeit von Anfang an auf den Körper und das Körperempfinden. Auf spezifische Weise drückt der Leib lebendig Gestaltetes und Ungelebtes leibhaftig aus. Aus einer psychoanalytischen Perspektive repräsentiert der Körper als Schnittstelle zwischen innerem und unbewusstem Körperbild und äußeren Zuschreibungen die Vielschichtigkeit der Körper-Leib-Dynamik. Fragen wir, was leibhaftig geworden ist, so fragen wir gleichzeitig nach den Lebensumständen und auch danach, was sich im und auf dem Leib zeigt und verbirgt.

2.1 ZUR VERKÖRPERUNGSDYNAMIK: EINE PSYCHOANALYTISCHE BETRACHTUNG

Im Folgenden werde ich kurz die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie, ausgehend von Melanie Klein (1987 [zuerst 1934]), vorstellen, um die Internalisierungsprozesse der äußeren Interaktionen zur Bildung einer innerpsychischen Repräsentanzwelt zu veranschaulichen. Auf der Ebene einer differenzierten Analyse der Beziehungsdynamik werden, ausge-

hend von Mutter und Kind, vielfältige Interaktionsprozesse unter Herausarbeitung der psychischen Verarbeitungs- und Abwehrdynamiken sowie deren Repräsentationen auf einer innerseelischen Bühne als bewusste und unbewusste Inszenierungen mit entsprechenden Abwehrmechanismen beschrieben. Als Selbst- und Objektrepräsentanzen bilden sie die Grundlage für unsere Wahrnehmung der Welt und unsere Beziehungsgestaltung. Die intrapsychischen Beziehungsmuster stehen demnach mit den frühen Beziehungserfahrungen in Verbindung. Sie repräsentieren jene Aushandlungsprozesse, die mit dem leibgebundenen Triebpotential und dessen Gestaltungsgeschichte (Triebchicksal) zusammenhängen.¹

In Erweiterung der eher monadischen Sichtweise bei Freud erfolgte über eine Analyse der dyadischen Interaktionsdynamik (Klein 1987, Bion 1962)² eine Öffnung zu einer intersubjektivistischen Betrachtung im triadischen Raum. Selbst wenn die Dynamik zwischen Mutter und Kind als dyadisch beschrieben wird, bleibt der Bezug zum Vater, konzeptualisiert in der Urszene und der ödipalen Dynamik, gegenwärtig.

2.2 ZUR BEDEUTUNG DER SPRACHE IN DER PSYCHOSOMATIK DES EMOTIONALEN VERSTEHENS³

Im Laufe der psychosexuellen Entwicklung erwirbt das Kind entlang der grundlegenden Körpererfahrungen unterschiedliche Befriedigungsmodalitäten, die mit den verschiedenen Körperzonen in Verbindung stehen. Sie organisieren sich um ein Innen und Außen, Hinein und Heraus und verbinden beides. Lacan präzisiert, dass sich an »den Rändern« der Körperöffnungen Sinn und Bedeutung konstituieren (vgl. Rentdorff 1994). Dass bei der innerpsychischen Verarbeitung der Körpererfahrungen die unterschiedliche Beschaffenheit des männlichen und weiblichen Körpers eine bedeutsame Rolle spielt, scheint einleuchtend.⁴

1. »Dass in den Bereich der Vorerfahrungen normale und routinisierte Wissensbestände gehören, die ein Kind von klein auf lernt, z.B. wie man sich selbst die Hose anzieht, erfahren wir tagtäglich. Aber es gehören neben diesen kulturell allgemeingültigen Handlungs- und Verhaltensweisen auch die unzähligen Aushandlungsprozesse dazu [...] in denen über die Berechtigung von emotionalen und Wunsch bestimmten Handlungen gestritten wird.« (Mertens/Welzer 2003, 1021). Folglich ist in diesem impliziten Wissen auch unbemerkt der Austausch mit unseren früheren Bezugspersonen aufbewahrt.

2. Insbesondere Bion hat mit seiner Theorie des Container-Contained-Modells den Weg zu einer intersubjektivistischen Betrachtungsweise bereitet.

3. Diesen Begriff habe ich von Hermann Beland (2003) übernommen.

4. Es zeichnet sich ab, dass der weibliche Körper in seiner strukturieren-

Weiterhin scheint evident, dass Sprache nicht erst mit dem aktiven Spracherwerb des Säuglings an Bedeutung gewinnt, sondern als gesprochene Sprache der Eltern bereits von der pränatalen Phase an Einfluss auf das Kind nimmt.⁵ Wie die Eltern mit dem Körper, den Gesten und den Lauten des Säuglings umgehen und wie sie darauf antworten, ist von den elterlichen Erfahrungen, Gefühlen und erotischen Beziehungsphantasien mitbestimmt. Im Rahmen der spielerischen und pflegerischen Handlungen ist alles mit affektiv vermittelten Bedeutungen verwoben, die ihren Ursprung im Unbewussten der Eltern haben. Diese »rätselhaften« Botschaften (Laplanche 1988, 2004) bilden sich nicht nur im Unterbewussten des Kindes ab, sondern werden auch vom Kind aktiv beantwortet und ausgestaltet. Sie entfalten sich im Eltern-Kind-Dialog im Rahmen der frühen körperlich-sinnlichen Beziehungserfahrungen, beziehen sich auf den geschlechtlichen Körper und schließen Vorstellungen über das Geschlecht mit ein. »Sprechen wird so Bestandteil einer gemeinsamen interaktiven und kulturellen Praxis, in die sich die Bewegungen und Schemata des Körpers mit unterschiedlichen Akzentuierungen einschreiben. Dabei ist Sprechen weit mehr als Repräsentation [...] Eine tragfähige Sprache ist ›Lebensform, die ihre Ursprünglichkeit aus der Interaktion und Körperlichkeit in sich trägt.« (Buchholz 2008, 559, Hervorhebung im Original). Der Blick öffnet sich auf eine zweiseitige Wechselbeziehung zwischen Sprache und Körper und auf die Zusammenhänge mit der gesellschaftlichen Dimension im Sinne einer Dialektik von Subjekt-Objekt-Umwelt. Die in der Gesellschaft repräsentierten Strukturen einschließlich der Tabuisierungen bilden sich in der Sprache besonders ab. Hinsichtlich der Geschlechterkonstituierung repräsentieren sie vielschichtige und unbewusste Dimensionen, die sich in der Interaktionsdynamik zwischen Mutter und Kind inszenieren. Dazu sei besonders auf die aufschlussreichen Analysen des Sprach- und Kulturzusammenhangs von Alfred Lorenzer (1986) verwiesen.

Bezogen auf die weibliche Identitätsentwicklung erweist sich die Mutter-Tochter-Beziehung als zentral für eine Vermittlung von soziokulturellen Weiblichkeitsentwürfen. Vor allem gesellschaftliche Ge- und Verbote werden mit innerpsychischen Konflikten aus der frühen Kindheit ver-

den Funktion für das Körperbild und die psychische und libidinöse Entwicklung der Frau Entwicklungsbesonderheiten aufweist. Diese können durch allgemeine und bisher vorwiegend am männlichen Geschlecht ausgerichtete Entwicklungstheorien nicht ausreichend erfasst werden. Im Zuge der feministischen Theorie-Debatte wurden diese Leerstellen in einen Zusammenhang von körperlicher und psychosexueller Entwicklung und sozialer Ausgestaltung des Körpers gestellt.

5. Siehe Untersuchungsergebnisse von v. Klitzing (2005) zur Bedeutung der triadischen Familienbeziehungen für die Entwicklung des Kindes.

bunden, die im Unbewussten weiterhin wirksam sind. Bezogen auf den Körper lässt sich herausarbeiten, dass sich besonders Erfahrungen der Zurückweisung und Beschämung unbewusst mit heutigen Körpertabus und entsprechender Abwehr verbinden.

Darauf verweist auch das subjektive Erleben der Frauen. Beziehungsprobleme – ob in der Partnerschaft oder mit den Kindern – werden vorwiegend auf eine Mutter-Tochter-Konstellation zurückgeführt, in der eine schmerzliche Entbehrung der Anerkennung durch die Mutter im Zentrum steht. Diese bezieht sich sowohl auf zufriedenstellende und lustvolle körperliche Nähe als auch auf mangelnde Unterstützung der Autonomie- und Selbstentfaltungswünsche. Häufig begleitet von einer körperlichen Ablehnung der Mutter, bleibt die Beziehung zu ihr bis ins hohe Alter konfliktthaft besetzt.

Im Hinblick auf die Verwobenheit mit gesellschaftlichen Zuschreibungen, in die die Beziehungsdynamik von Mutter und Tochter bewusst und unbewusst einbezogen ist, möchte ich einen kurzen Blick auf die Zuschreibungen zum Mutterkörper werfen.

3. Mutterkörper und Muttermythos

Im Anschluss an die Arbeiten von Melanie Klein wird der zentrale Stellenwert des Körpers der Mutter in der kindlichen Phantasie und Entwicklung unterstrichen (vgl. Klein 1987, Benjamin 1990, Winnicott 1976). Der Mutterkörper ist unser erstes Heim, die Brust Nahrung und zugleich Beziehung und Lustobjekt. Im Mutterkörper beziehen sich weibliche Innergenitalität und Brust auf Mutterschaft und Sexualität gleichermaßen. Kindliche und erwachsene Erotik sind »ebenso wie die Mutter-Kind-Brust-Körper-Erregung am Körper der Frau miteinander verlötet« (Früh 2003). Die Erregung wird am und durch den weiblichen Körper erfahren. Dennoch bleibt die Reflexion dieser erotisch-libidinösen Dynamik bis heute in den Entwicklungstheorien unterbelichtet. Allenfalls tritt in dieser Dynamik die Mutter als begehrtes Objekt, nicht aber als begehrendes Subjekt in Erscheinung. Infolgedessen bleiben auch in der Theoriebildung über weibliche Sexualität die körperlichen Erregungsmöglichkeiten der Frau im Zusammenhang mit dem Mutterkörper (Brust und weibliche erogene Zonen) unterbelichtet. Das gesellschaftliche Verbot der sexuellen Unvereinbarkeit von Mutter und sexuell aktiver Frau wirkt stillschweigend weiter. Um die bisherige Auslassung der sexuellen Erfahrungen des Mutterkörpers in ein Gesamtbild von Weiblichkeit zu integrieren, sollte man sich die gesellschaftlichen Ideologisierung und Mythologisierung der Mutterschaft im Sinne einer Spaltung von Mutter als Heilige und sexuelle Frau als Hu-

re vor Augen führen. Mehr als jeder andere Körper verweist der Mutterkörper auf einen komplexen Zusammenhang von Körper und Geschlecht, Natur und Kultur. Ein kritischer Diskurs der Körperbilder, die sich auf Mutterschaft beziehen, offenbart ideologische Zerrbilder, die in einer sog. Naturhaftigkeit des weiblichen Körpers gründen. Mutterschaft und Mutterkörper erscheinen demgegenüber bis heute hochgradig gesellschaftlich kulturalisiert, reguliert und reglementiert. Im historischen Kontext lässt sich eine Instrumentalisierung nachzeichnen, die bis zu gegenwärtigen Tendenzen der Auflösung der Integrität des Mutterkörpers durch medizinisch-technische Praktiken reicht. Angeblich in den Dienst des weiblichen Interesses gestellt verschleiert ein reduktionistischer Neobiologismus den Blick auf Funktionalisierungs- und Entmachtungsbestrebungen.

Insofern erscheint jede ›eigene‹ weibliche Körperlichkeit mit vorgängigen kulturellen Deutungsmustern hinsichtlich des Frauenkörpers verwoben.

4. Weiblicher Körper und Entwicklung

4.1 ZUR BEDEUTUNG DER MUTTER-TOCHTER-BEZIEHUNG

Eine der ersten Beziehungen, in der die Tochter ihre Körperlichkeit erfährt und Liebe und Hass erlebt, ist die zur Mutter. Sie bildet die Basis für alle zukünftigen Beziehungen, auch für die Übertragungsbeziehung.⁶ Gleichwohl hat der Vater eine zentrale Bedeutung, selbst wenn er nicht direkt anwesend ist. Sowohl indirekt über die Beziehung zur Mutter als auch über die Urszenenphantasie ist das Kind von Anfang an in einen triangulären Raum (vgl. 2.1 und 2.2) eingebunden.⁷ Die Mutter-Tochter-Beziehung zeichnet sich durch die geschlechtliche Gleichheit und die Aufgabe aus, eine bestimmte Form von Gleichsein in der Beziehung von Körper zu Körper, von Seele zu Seele und Selbstsein in ein produktives Verhältnis zu bringen. Diese Entwicklungsaufgabe kann nicht ohne Abgrenzung und Erfahrung von Getrenntheit erfolgen. Idealtypisch gedacht geht eine psychosexuelle Entwicklung mit einer Gleichwertigkeit weiblicher und männlicher Körpererfahrung sowie einer möglichst umfassenden Integration weiblicher und

6. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit frühkindlich erworbene psychische Dispositionen und der Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als Erklärungsfolie für die Geschlechtsidentität und spätere Konfliktkonstellationen bedeutsam und ausreichend sind.

7. Siehe Untersuchungsergebnisse von v. Klitzing (2005) zur Bedeutung der triadischen Familienbeziehungen für die Entwicklung des Kindes.

männlicher Erlebnisqualitäten einher. Bleibt in der mütterlichen Körperlichkeit eine Verbindung mit der weiblichen Sexualität einschließlich Gebärmutter und Brust ausgeblendet oder unzureichend wertgeschätzt – wie dies bis heute meist der Fall ist, auch wenn eine mütterliche Identifizierung und Unterwerfung unter traditionelle kulturelle Wertungen überwunden scheint –, überträgt sich diese Einschränkung bzw. Entwertung des weiblichen Körpers auf die Tochter. Heutige Erkenntnisse weisen nach, wie sehr sich die Tochter mit den mütterlichen Bewertungen bzgl. ihrer Weiblichkeit identifiziert. Auf diese Weise kann bereits in der präödiptalen Phase eine unbewusste töchterliche Identifizierung mit mütterlichem Schamgefühl und einem Mangelzustand körperlicher Weiblichkeit erfolgen.

Anhand einer kurzen Fallgeschichte möchte ich dies veranschaulichen und zentrale Entwicklungsthemen der Weiblichkeitsentwicklung, die jede Frau betreffen, aufzeigen. Sie können als verdichtete Momente von Weiblichkeit, weiblicher Körperlichkeit und Sexualität gelesen werden und Hinweise liefern, über welche Bilder Weiblichkeit und Mutterschaft, weibliches Begehren und Sexualität reguliert werden.

Die Patientin, ich nenne sie Christine, 45 Jahre alt, ist verheiratet und hat eine Adoptivtochter (20 Jahre alt). Christine arbeitet in einer Leitungsposition in einer sozialen Einrichtung. Nach einer nicht erfolgten Beförderung gerät sie in eine depressive Krise. Als große, schlanke, schick gekleidete Frau mit langem blonden Haar vermittelt sie einen selbstsicheren und kompetenten Eindruck. Verbunden mit ausgeprägten Selbstabwertungs- und Schamgefühlen, die sie auf ihren gesamten Körper bezieht (Falten und die Erschlaffung der Haut wertet sie als deutliches Zeichen ihres »Verfalls«), kristallisieren sich sexuelle Unzufriedenheit und fehlendes Orgasmuserleben heraus. Sie sagt, es sei »ekelig in diesem Alter noch über Sex zu sprechen«. In der analytischen Arbeit kann »ekelig« als zeitübergreifende Deckphantasie⁸ verstanden werden. Sie steht für eine lange Geschichte von Verboten im Zusammenhang mit der Selbsterforschung des Körpers und gleichzeitigen Tabuisierungen des weiblichen Körpers und weiblicher Sexualität. Traumatisierende sexuelle Übergriffigkeiten in früheren Männerbeziehungen und bis in die Gegenwart reichende Kränkungen aufgrund notorischen Fremdgehens des Ehemannes verarbeitet Christine schuldhaft und bringt sie mit ihrer Kinderlosigkeit in Verbindung. Die Angst vor Beschämung und Versagen zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Entwicklung und geht mit einer Vermeidung der Erforschung und Durchsetzung ihrer Wünsche und Gefühle einher. Was innen ist, darf

8. Als kleines Mädchen darf man sich noch nicht für Sexualität interessieren und den Körper nicht berühren/entdecken (davon wird man krank!) und im Alter von 50 Jahren spricht man nicht mehr über Sex.

nicht nach außen. Und wenn es doch passiert – in Form von Affektausbrüchen in Auseinandersetzungen oder Flirtszenen – folgen heftige Selbstbestrafungsphantasien. »Ich habe kein Gefühl zu mir und bin so abhängig davon, was andere über mich denken und wie sie mich sehen. Wenn ich meine Gefühle nicht sofort in Sprache übersetzen kann, dann verbindet sich diese Unsicherheit schnell mit Abwertung, so als ob eine Leere gefüllt werden müsste und dann leichter zu ertragen ist.«

Es zeigt sich, dass es Christine auf diese Weise gelingt, eine Form von Kontinuität und Logik aufrechtzuerhalten, die das »Ich weiß nicht« erträglich macht. Die Abwehr der Leere verbindet sich mit der Selbstanforderung, die Lücke mit Wissen zu füllen. »Zu sein wie« geht einher mit einem Verzicht auf die Entdeckung des eigenen Fühlens und Begehrens. Ein Grundgefühl, nicht in Ordnung zu sein, verweist auf ein Nichtwissen, das nicht sichtbar werden darf.

In diesem Zusammenhang können wir die Scham als eine Abwehr verstehen, die sich entwicklungspsychologisch mit der Wahrnehmung der Geschlechterdifferenz und dem Erkunden des eigenen geschlechtlichen Körpers und dessen libidinöse Besetzung verbindet. Im Kontext der Entwicklung einer selbstreflexiven Struktur, die mit der Entwicklung der Fähigkeit zwischen Innen und Außen, zwischen Ich und Du unterscheiden zu können, geht Scham als Leitaffekt für Vermeidung mit weitreichenden Folgen in der Repräsentanz- und Symbolbildung einher.

Am Beispiel von Christine können wir die lebenslangen Folgen einer leidhaften Selbsteinschränkung nachvollziehen. Nicht nur, dass darüber ein Zugang zu den vitalen, insbesondere sexuellen und aggressiven Anteilen erschwert bleibt. Hier vollzieht sich auch eine Entsprechung zwischen einer lückenhaften narzisstischen Besetzung des Körpers und einer mangelnden Ausbildung des psychischen Narzissmus. Die Leere ist nicht nur eine narzisstische, die auf Kränkungen zurückgeht. Sie ist auch einer mangelnden Repräsentanz der Innergenitalität in der genitalen Entwicklung zuzuordnen (vgl. King 2001).

Entsprechend kann nur schwer differenziert werden, was mit Eigenem oder Fremdem zusammenhängt. Diese Lücke in der Selbstrepräsentanz trägt zu der Bereitschaft bei, sich mit Fremdzuschreibungen zu identifizieren und sie in das Innere aufzunehmen. Wie bei Christine sichtbar wurde, bieten sich genau jene unverstandenen Leerstellen in der Selbsterkundung an, um sie mit gesellschaftlich sanktionierten, u.U. fremdbestimmten Identitätsvorstellungen auszugleichen. Da diese Rollenübernahme weniger einem Prozess der Identifikation, sondern einer Assimilation folgt, bleibt ein Fremdheitsgefühl bestehen, das dann Verunsicherung auslösen kann.⁹

9. Auch die Forschungsergebnisse von Lerner (1980), die eine Verbindung

Mit anderen Worten: Wenn wir annehmen, dass unterschiedliche Körperzonen unterschiedliche Selbstanteile repräsentieren, müssen wir davon ausgehen, dass eine Leerstelle in der Repräsentanz des weiblichen Körpers eine Nichtrepräsentanz im psychischen Selbstbild zur Folge hat.

Nicht symbolisierte Anteile des Körpers führen zu einem fragmentierten Körperbild und Körperschema. Neben psychischen Mechanismen der Abspaltung und Verleugnung deuten Symptome und Körperphantasien auf diesen Abwehr- und Unterdrückungsprozess hin. Als inkarnierte Metaphern (vgl. Kristeva 2000, 236ff.) verweisen sie auf unbewusste Dynamiken und Zuschreibungen, die nicht versprachlicht werden konnten. In der Phantasie können sie als tabuisierte und Scham auslösende Wahrnehmungen vorbewusst (präkonzeptionell) wirksam werden und sich am und im Körper inszenieren. Diese unverarbeiteten Erfahrungen können später als unintegrierte »Fragmente« wieder in das Bewusstsein einbrechen und tiefes Unverständnis und Angst auslösen. In diesem Kontext erweist sich das »Ich weiß nicht« von Christine und vermutlich auch der Frauen aus Clements Studie (2004) als eben jene in der Beziehung mit bedeutenden anderen nicht symbolisierten affektiv-emotionalen Erfahrungen.

In der analytischen Aufdeckungsarbeit werden in unverstandenen Körpersymptomen zunächst meist Trauer und Wut offenkundig. Auch die Patientin erfuhr in ihrer Mutter – wie häufig in dieser Generation – keine ausreichende Spiegelung und Unterstützung. Gefühle mussten gehemmt und durften nicht ausgedrückt werden – im doppelten Sinne: Weder emotional noch in Worten durften sie einen Ausdruck finden. Wut, die Paul Parin (1985) in einem ganz anderen Zusammenhang beschrieben hat, weist auf die enge Verbindung der Scham mit Unterdrückung hin. Damit wird noch ein völlig anderer Zugang zur Scham möglich. Scham kann auch als Hinweis auf einen nicht erfolgten bzw. nicht gelungenen Selbstaussdruck verstanden werden.

Mit dem Neid verhält es sich ähnlich. Er gilt als Negativaffekt und muss deshalb verheimlicht bzw. verdrängt werden. Im Anschluss an den Penisneid, der die weibliche Mangelausstattung lebenslang festlegt, werden im Kontext der traditionellen ödipalen Deutungsmacht Neid und Scham als töchterliche Missgunst der Mutter gegenüber gedeutet (als Ausgeschlossene im ödipalen Dreieck neidet sie der Mutter nicht nur die Beziehung zum Vater, sondern auch ihren fortpflanzungsfähigen Körper). Ganz anders

der »Unbenanntheit des weiblichen Genitales« und einer mangelnden Symbolisierung weiblicher körperlicher Erfahrungen und weiblichen Begehrens aufzeigen, weisen auf diesen Zusammenhang hin. Auf diese Weise gelingt es, eine mystische Verknüpfung von Körper und Triebhaftem mit Bösem, Unkontrollierbarem und Aggressivem (vgl. Rohde-Dachser 1991, 90) aufrecht zu erhalten.

ist es beim Jungen. Der Neid auf den Penis des Vaters wird auf einen in der Zukunft liegenden erreichbaren Phallus verschoben und mit Entwicklungspotentialen ausgestattet.

Im Zuge der Bearbeitung der Erfahrungen jener verbotenen und schambesetzten Selbsterforschung hat Christine folgenden Traum: Sie begegnet der Therapeutin in der Oberstadt. Sie sei sehr hübsch angezogen und begrüße sie strahlend. Dann zeige sie ihr die neu gekauften Kleider. Sie fühle sich von der Therapeutin angezogen. Dieser homoerotische Aspekt erscheint neben vielen anderen Aspekten der verschiedenen Traumebenen zentral. Ihn nicht vorschnell im Sinne einer Regression oder von Neid zu deuten, ermöglicht der Patientin, ihre homoerotische Übertragung nicht beschämt zurückzuweisen und in ihrer körperlichen und narzisstischen Selbstsuche fortzufahren.

Bereits 1970 hat Lorenzer eine Entsprechung zwischen theoretischen Entwürfen von Weiblichkeit und individuellen Selbstentwürfen festgestellt, die mit gesellschaftlicher Ideologie und Tabuisierung verbunden sind. Daher weise ich im Rahmen eines kleinen Exkurses in psychoanalytische Konzeptionen der weiblichen Entwicklung auf die Verwobenheit psychoanalytischer Theorie- und Deutungsmacht mit patriarchalen Strukturen und gesellschaftlicher Unbewusstheit hin.

4.2 PSYCHOANALYTISCHE WEIBLICHKEITSTHEORIEN

Wie wird die Mutter-Tochter-Beziehung im Licht des (traditionellen) Ödipuskomplexes mit seinen verschiedenen Konzeptionen gesehen? Nachdem Freud die weibliche Entwicklung ausgehend von der männlichen Entwicklung beschrieb, wurde in Folge vor allem von feministischen Psychoanalytikerinnen versucht, eine eigenständige weibliche Entwicklung zu konzipieren. Je nach Theorierichtung werden unterschiedliche Entwürfe von möglichen Orten eigenständiger Weiblichkeit formuliert (vgl. etwa Chodorow 1978, Chasseguet-Smirgel 1964, Irigary 1974, Benjamin 1990, Rohde-Dachser 1991) Dennoch setzt sich bis in die heutigen Weiblichkeitskonstruktionen eine androzentrische Perspektive fort.

Der Freud'schen Weiblichkeitstheorie folgend präsentiert das weibliche Genitale männliche und weibliche Anteile. Im Zuge einer reifen psychosexuellen Entwicklung muss der männliche Anteil (der Klitoris gleichgesetzt) zugunsten des weiblichen (der Vagina) aufgegeben werden. Das weibliche Genitale kann nicht zu einem Ganzen integriert werden. Auf diese Weise wird ein – unvollständiges – weibliches Genitale gedacht und der Penisneid fixiert. Entlang der Theorie des sexuellen Monismus bildet diese ›minderwertige‹ Weiblichkeit die Grundlage für den Objektwechsel, d.h. die Sehnsucht und Hinwendung zum Vater/Mann. Der Kinderwunsch gilt

als Ersatz für das Nicht-Penis-Haben. Dadurch wird die Integration von Abhängigkeit und Geschlechterhierarchie in eine heterosexuelle Orientierung festgeschrieben und anatomisch begründet (vgl. Freud 1905b, 1925, 1931).

In den bisherigen Weiblichkeitstheorien wird der Tochter im Rahmen der präödipalen Phase eine besondere körperliche Nähe und Beziehung zur Mutter zugestanden. Hier schimmert eine Überzeugung durch, in der präödipal mit asexuell assoziiert ist. Ebenso wie in den mütterlichen Praxen wird deutlich, dass der von Freud in Analogie zum positiv männlichen Ödipuskomplex negativ weibliche Ödipuskomplex der Mutter-Tochter-Beziehung in der psychoanalytischen Diskussion zu wenig repräsentiert und referiert wird (vgl. Poluda-Korte 1999).¹⁰ Dieser psychosexuelle Komplex, der das libidinöse Begehren des Mädchens gegenüber der Mutter beschreibt, kann in eine enge Verbindung mit einer gelingenden Entwicklung einer libidinösen Besetzung des weiblichen Körpers und Körpererlebens gestellt werden. Bleibt der Tochter bezüglich ihres geschlechtlichen Körpers ein anerkennender Blick versagt, führt dies zu einer narzisstischen Wunde, die sich entsprechend der kindlichen Phantasie als körperliche Wunde, Unvollständigkeit oder Beschädigung konkretisiert (vgl. Mertens 1992).

In den bisherigen Theorien weiblicher Entwicklung tritt die Mutter allenfalls als begehrtes Objekt, nicht aber als begehrendes Subjekt in Erscheinung. Charakteristisch scheint eine Regressionssehnsucht der Tochter und eine Mutterfigur, die ob der drohenden Leere an der Tochter festhalten muss. Galt bisher als Hauptmotiv für die Hinwendung der Tochter zum Vater, dass die Mutter das Mädchen in ihrer Liebesbedürftigkeit (vgl. Olivier 1980) zurückgewiesen hat (was das Mädchen psychosomatisch verarbeitet und auf ihre »Penislosigkeit« bezieht), erscheint nun eine Mutter, die ihr sexuell-erotisches Begehren scheinbar aufgegeben hat und sich als asexuelle Mutter ganz auf ihre Tochter bezieht. Eine Projektion des

10. Diese Dynamik findet sich auch in Frau-Frau-Analysen wieder. Zögerlich gewinnt die Analyse der Aggressionen in Frau-Frau-Analysen unter Berücksichtigung der körperlichen Gleichgeschlechtlichkeit an Bedeutung. Die Reflexion der erotisch-libidinösen Dynamik bleibt weiterhin vorwiegend ausgespart. Die weiblichen Übertragungen kreisen häufig um eine allmächtige – gleichzeitig idealisierte wie insuffiziente – und entsexualisierte Mutterimago. Es fehlt eine Theorie der Reflexion der Übertragung-Gegenübertragung, die sich auf Grund der libidinösen Dynamik entwickelt. So bleibt bis heute in den psychoanalytischen Behandlungen der Blick für das Entwicklungspotential, das sich in Frau-Frau-Analysen verbirgt, weitestgehend verstellt. Hier bedarf es einer selbstreflexiven Bereitschaft der Analytikerin zu erforschen, inwiefern die psychoanalytische Theorie ein Abbild der herrschenden kulturellen Zusammenhänge darstellt und als Folie wirkt, auf die die Erfahrungen der Analytikerin wie die der Patientin bezogen werden.

Ich-Ideals der Mutter auf die Tochter und wechselseitige Spiegelung und Selbstvergewisserung gestalten sich als gemeinsame narzisstische Hülle. Diese Dynamik kann sich im Erwachsenenalter in der Sehnsucht nach einem weiblichen Kind reinszenieren. Selbst wenn das wirkliche Leben derartige Verläufe zeigt, verweisen diese Ungereimtheiten auf eine Fixierung androzentrischer Einflussnahme. In der psychoanalytischen Theorie sind Unabhängigkeitswünsche im Rahmen des Symbiosemodells von Mutter und Tochter nicht vorgesehen. Bei Jungen erfüllt diese Leerstelle gemeinhin die geschlechtliche Differenz zur Mutter, bei Mädchen greift man konzeptionell auf den Vater als Retter aus der Symbiose mit der Mutter (vgl. Chodorow 1978, Benjamin 1990) zurück. Eine Lösung aus dieser Umklammerung bzw. Regressionssehnsucht kann in der psychoanalytischen Theorie nur über den Vater erfolgen. Das hat weitreichende Folgen für die Identität der Tochter und die Entfaltung ihres Begehrens. Weibliche Individuationsprozesse bleiben an männlichen Ablösungsmustern orientiert; die Mutter-Tochter-Beziehung kann nicht als Ressource genutzt werden. Dasselbe trifft auf eine fehlende wertschätzende Repräsentanz der Differenz zwischen Mutter und Tochter zu. Entwickelt sich die Tochter zu einer Frau mit eigenem sexuellem Begehren, wird die Mutter in Anlehnung an die Theorie des Ödipuskomplexes auf einen von Neid und Konkurrenz charakterisierten zweiten Platz verwiesen. Auch hier treffen sich gesellschaftliche Abwertung und psychoanalytische Perspektiven gegenüber einer alternden Frau.

Eine Anerkennung weiblicher Körpererfahrung in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter erfordert nach Mitscherlich (1985) eine Korrektur der bisherigen Konstrukte des Ödipuskomplexes und des damit verbundenen patriarchalen Denkens. Denn die psychosexuelle Entwicklungs- und Beziehungsdynamik kann als zentraler Ort ausgemacht werden, an dem sich unbewusste Rollenzuschreibungen und ihre Wirkung auf die Herausbildung eines Geschlechtscharakters mit der gesellschaftlichen Wertung von Frauen verbinden.

Die entsexualisierenden Bedeutungszuschreibungen auf den mütterlichen Körper grenzen Mutterschaft aus dem sexuellen Begehren aus und fixieren eine bis heute traditionelle passive Rolle. Sie sind mit einer Auflösung des Zusammenhangs von Erfahrungen verbunden, die sich auf das spezifisch weibliche Körpererleben beziehen und libidinös erotische wie aggressive Gefühle umfassen. Dadurch wird eine konflikthafte bis tabuisierte Erlebnisweise des weiblichen Begehrens und der Sexualität aufrechterhalten und die Urszene ausgeblendet. So kann auch die Etablierung eines schöpferischen weiblichen Innenraums, der in Verbindung mit geschlechtsübergreifender schöpferischer Potenz gedacht werden soll und intellektuelle und geistige Potenzen mit einschließt, nur unvollständig er-

folgen. Denn mehr als jeder andere Körper verweist der Mutterkörper auf die Abhängigkeit vom anderen Geschlecht. Zumindest bis heute gilt: Die Fruchtbarkeit der Frau ist ohne Mann und umgekehrt nicht denkbar.

Aus psychoanalytischer Sicht gibt es mittlerweile genügend Ansätze, Sexualität geschlechterübergreifend im Sinne der Geschlechterspannung zu konzeptualisieren. Statt von einer Geschlechterpolarität wird von einer Geschlechterspannung in jedem Einzelnen ausgegangen (vgl. Reiche 1990, Quindeau 2008).¹¹ Im Unbewussten – von Freud als zeit- und geschlechtslos vorgestellt (Freud 1915; 1920) – gibt es keine Polarisierung, es herrscht eine Gleichwertigkeit der Geschlechter, die Übergänge sind fließend. Unterschiedlichste Tätigkeiten und sexuelle Formationen existieren nebeneinander. Die innerpsychische Repräsentanzenwelt umfasst männliche wie weibliche Beziehungserfahrungen und schließt eine Vielfalt des Sexuellen und Geschlechtlichen mit ein. In diesem Sinne kann auch Basins Theorie (1995) zur Differenz der Geschlechter mit geschlechterübergreifenden Identifizierungen und Symbolbildungen im postödipalen Raum verstanden werden. Fragen, wie die Selbst- und Objektrepräsentanzen in ihrer Unterschiedlichkeit zu einem Selbstbild beitragen, wie sie gewichtet und zur Geltung gebracht werden, verweisen neben dem gesellschaftlichen Kontext und den individuellen Beziehungserfahrungen auf die unbewussten ›Einkleidungen‹ und deren Verarbeitung. Gleichzeitig ist damit jene subjektive Verantwortung bzw. Selbsttätigkeit angesprochen, auf die die Identitätskonstruktionen jenseits aller Zumutungen verweisen.

Trotz der Hartnäckigkeit bestimmter Weiblichkeitszuschreibungen, die auf eine Ungleichzeitigkeit gesellschaftlichen Fortschritts im Hinblick auf die Gleichstellung der Geschlechter und einer gelebten Geschlechterungleichheit aufmerksam machen, zeigen ein zunehmendes Bewusstsein sowie eine veränderte weibliche Handlungspraxis (Doppelrolle als Frau und Mutter, kinderlose Frauen etc.) den Willen und das Potential, jahrzehntelange Identitätswürfe, wie in meinem Fallbeispiel prototypisch angedeutet, zu überwinden.

5. Zusammenfassung

Das Verhältnis von Körper und Leib lässt sich – etwa in Anlehnung an Robert Gugutzer (Gugutzer 2002) – als eine Verwobenheit von gesellschaftlicher Zuschreibung und subjektiver Erfahrung beschreiben. Bezogen auf den Mutterkörper und die weibliche Identitätsentwicklung lässt sich eine komplexe Vielschichtigkeit von gesellschaftlicher Wertung, Sprachsymbo-

11. Vgl. Freuds Konzept der Bisexualität (Freud 1905b).

lisierung und individueller Identitätskonstruktion nachzeichnen. Die Frau erscheint bis heute als eine mit bestimmten Rollenklischees verbundene Figur, die bewusst und unbewusst auf alle Frauen einwirkt und mit gesellschaftlichen Sanktionen verbunden ist.

Eine ausschließlich dekonstruktivistische Perspektive bleibt unbefriedigend. Dies trifft auch für körpertheoretische Ansätze zu. Die psychische Ebene als Ort der Verarbeitung der soziokulturellen Zuschreibungen und körperlichen Verfasstheit bleibt dabei unterbelichtet. An diesem Ort der Verarbeitung, an dem sich auch Selbstbestimmung, Eigensinn und Widerständigkeit etablieren, fließen beide Perspektiven zusammen. Der analytische Raum gilt konzeptionell als der, in dem die Wirksamkeit der unbewussten Dynamiken entdeckt, differenziert und Veränderungen ermöglicht werden können. Indem die Psychoanalyse Symbolisierungen erarbeitet und anbietet für die bisher keine individuellen und möglicherweise auch keine gesellschaftlichen Repräsentanzen zur Verfügung stehen, kann sie auf der individuellen Ebene zu einer Erweiterung des subjektiven Handlungsraums und darüber hinaus zu Kulturleistung und Kulturkritik beitragen. Hierbei wird der Körper als Bedeutungslandschaft vorgestellt. Dabei gilt die Körpersprache^{e2} neben dem Traum als *via regia* zum Unbewussten. Hierzu ein kleines Beispiel:

Während Christine über ihre beruflichen Probleme klagt, kommentiert sie ihr hörbares Magenknurren mit einem »hör auf« begleitet von einer heftigen Handbewegung auf den Bauch. Auf meine Nachfrage, wem dieses »hör auf« noch gelten könne, wendet sie sich mir zu und sagt, sie hoffe auch, dass ich still bliebe, die Sexualität ruhen ließe. Wiewohl sie sich erklärtermaßen als Frau in ihrer weiblichen Körperlichkeit ablehnt, agiert sie nonverbal in der therapeutischen Begegnung den Wunsch, den Blick auf ihren Bauch zu richten.¹³ Zu verstehen, dass sich in diesen zu-

12. »Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der überzeugt sich, dass die Sterblichen kein Geheimnis verbergen können. Wessen Lippen schweigen, der schwätzt mit den Fingerspitzen – aus allen Poren dringt ihm der Verrat. Und darum ist die Aufgabe, das verborgenste Seelische bewusst zu machen, sehr wohl lösbar.« (Freud, 1905a, S. 240).

13. Ein Dialog zur Erforschung der Innen- und Außenansicht braucht Fragen und Antworten, z. B.: »Ich höre, dass Sie jammern, aber ich verstehe nicht, wie Sie sich fühlen.« Im Rahmen der psychoanalytischen Deutungstechnik können körperempathische Perspektiven beitragen, nonverbale Signale wahrzunehmen und in eine Sprache zu bringen, die zwischen Körperausdruck und Affekt differenziert und das Unbewusste entschlüsselt. Als verkörperte Gegenübertragung basieren sie auf einer Fähigkeit der primären Identifikation, die in Vermischung und Resonanz das Fremde im Eigenen repräsentiert (vgl. Krüger-Kirn 2001).

rückweisenden Äußerungen der Analytikerin und sich selbst gegenüber widersprüchliche Aspekte im Selbsterleben von Christine verbergen, eröffnet einen Raum, die abgewehrten Sehnsüchte und Bedürfnisse zu erkunden (vgl. 2.2).

Es wirkt heilend, wenn die zwischenmenschliche Erfahrung nicht sprachlos bleibt und für das Erleben Worte und Bilder gefunden werden. Denn Sinnlichkeit und Lebenssinn sind eng miteinander verwoben.

Literatur

- Bassin, Donna (1995): Jenseits von ER und SIE: Unterwegs zu einer Versöhnung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit in der postödipalen Psyche. In: Jessica Benjamin (Hg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter. Frankfurt a.M. (Fischer), 93-125.
- Beland, Hermann (2003): Innen, Außen, Zwischen. Urverbindung von Baby und Brust. In: Frankfurter Rundschau v. 04.11.2003.
- Benjamin, Jessica (1990): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel, Frankfurt a.M. (Stroemfeld).
- Bion, Winfred R. (1962): Learning from experience. London (Heinemann).
- Borsche, Tilman (1980): Leib-Körper. In: Historisches Wörterbuch, Bd. 5. Basel (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), 173-178.
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bohleber, Werner (2000): Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse. In: Psyche, 54, 9/10, 797-839.
- Buchholz, Michael B. (2008): Worte hören, Bilder sehen – Seelische Bewegung und ihre Metaphern. In: Psyche, 62, 6-580.
- Butler, Judith (1990): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Chasseguet-Smirgel, Janine (Hg.) (1964): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Chodorow, Nancy (1978): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München (Frauenoffensive).
- Clement, Ulrich (2004): Männliche Potenz – ein Definitionsversuch. In: Hertha Richter-Appelt, Andreas Hill (Hg.): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Gießen (Psychosozial), 227-236.
- Erikson, Erik H. (1959): Identität und Lebenszyklus. Zürich (Ex Libris).
- Freud, Sigmund (1969): Studienausgabe. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Freud, Sigmund (1901): Zur Psychopathologie des Alltagslebens. GW BD. IV.
- Freud, Sigmund (1905a): Bruchstücke einer Hysterieanalyse, Bd. VI.

- Freud, Sigmund (1905b): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Bd. V.
- Freud, Sigmund (1915): Das Unbewusste. GW, Bd. X.
- Freud, Sigmund (1920): Jenseits des Lustprinzips. GW. Bd. XIII.
- Freud, Sigmund (1923): Das Ich und das Es. Bd. III.
- Freud, Sigmund (1925): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds, Bd. V.
- Freud, Sigmund (1931): Über die weibliche Sexualität, Bd. V.
- Freud, Sigmund (1933): Die Weiblichkeit, Bd. V.
- Früh, Friedel (2003): Die sexuelle Brust. Ein Beitrag zu einem psychoanalytischen Verständnis der weiblichen Sexualität. In: *Psyche*, 57, 5, 385-402.
- Gilligan, Carol (1982): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München (Piper).
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden (Westdeutscher Verlag).
- Hahn, Kornelia, Michael Meuser (Hg.) (2002): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und des Körpers. Konstanz (UVK).
- Irigaray, Luce (1974): *Spekulum – Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Krüger-Kirn, Helga (2001): Zur körperlichen Dimension in der analytischen Paartherapie. In: Peter Geissler (Hg.): *Über den Körper zur Sexualität finden*. Gießen (Psychosozial), 245-267.
- King, Vera (2001): Halbierte Schöpfungen. Die Hysterie und die Aneignung des genitalen Innenraums: Urszenenphantasien in der Adoleszenz. In: Günther Seidler (Hg.): *Hysterie heute: Metamorphosen eines Paradiesvogels*. Stuttgart (Ferdinand Enke), 144-165.
- Klitzing, Kai von (2005): Zur Bedeutung der triadischen Familienbeziehungen für die Entwicklung des Kindes. In: Georg Bruns, Anna Ursula Dreher, Annegret Mahler-Bungers (Hg.): *Psychoanalyse und Familie – Andere Lebensformen, andere Innenwelten*. Bad Homburg (Geber und Reusch), 15-23.
- Kamper, Dietmar (1997): Körper. In: Christoph Wulf (Hg.): *Vom Menschen*. Handbuch historische Anthropologie. Weinheim, Basel (Beltz), 407-416.
- Klein, Melanie (1987): *Die Psychoanalyse des Kindes*. Frankfurt a.M. (Fischer). [zuerst 1934]
- Kristeva, Julia (1994): *Die neuen Leiden der Seele*. Gießen (Psychosozial).
- Kristeva, Julia (2000): *Das weibliche Genie*. Hannah Arendt. Berlin, Tokio (Philo).
- Laplanche, Jean (1988): *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen (Edition diskord).

- Laplanche, Jean (2004): Die rätselhaften Botschaften des anderen. In: *Psyche*, 58, 9/10, 898-913.
- Lerner, Harriett E. (1980): Elterliche Fehlbenennung der weiblichen Genitalien als Faktor bei der Erzeugung von »Penisneid« und Lernhemmung. In: *Psyche*, 34, 12, 1092-1104.
- Lindemann, Gesa (1999): Doppelte Kontingenz und reflexive Anthropologie. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 28, 3, 165-181.
- Lorenzer, Alexander (1970): Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Lorenzer, Alexander (Hg.) (1986): Kultur-Analysen. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Merleau-Ponty, Maurice (1973): Vorlesungen I. Phänomenologisch-psychologische Forschungen. Berlin, New York (de Gruyter).
- Mertens, Wolfgang (1992): Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Stuttgart, Berlin, Köln (Kohlhammer).
- Mertens, Wolfgang, Harald Welzer (2003): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. In: *Psyche*, 57, 1019-1024.
- Mitscherlich, Magarete (1985): Die friedfertige Frau. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Mitscherlich, Magarete, Christa Rohde-Dachser (Hg.) (1996): Psychoanalytische Diskurse über die Weiblichkeit von Freud bis heute. Stuttgart (Internationale Psychoanalyse).
- Olivier, Christiane (1987): Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter. Düsseldorf (Claassen).
- Parin, Paul (1985): Zu viele Teufel im Land. Aufzeichnungen eines Afrika-reisenden. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Poluda-Korte, Eva (1999): Die psychosexuelle Entwicklung der Geschlechter im Vergleich. In: *Forum der Psychoanalyse*. Heidelberg, München (Springer), 101-115.
- Quindeau, Ilka (2008): Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Reiche, Reimut (1990): Geschlechterspannung. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Rendtorff, Barbara (1997): Geschlecht und Kindheit. Königstein/Taunus (Ulrike Helmer Verlag).
- Rohde-Dachser, Christa (1991): Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse. Berlin, Heidelberg, New York (Springer).
- Villa, Paula-Irene (2000): *Sexy Bodies*. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen (Leske und Budrich).
- Winnicott, Donald W. (1976): Kind, Familie und Umwelt. München, Basel (Reinhardt).

Der traumatisierte Körper, die vibrierende Ruhe und die Kraft der Vergesslichkeit. Zum Verhältnis von Körper, Trauma und Geschlecht

BETTINA WUTTIG

»Stress sickert in den Körper ein und formt das Fleisch, die Träume, Bilder,
Begierden, Strategien, Produkte, Lebensformen, Wertebegriffe und die
Gewalt.«

(André Lepecki, 2000, 1)

Die heute dominierende medizinisch wie psychotherapeutisch ausgerichtete Traumaforschung¹ hat ein geringes Interesse an der Thematisierung des Zusammenhangs von traumatischem Stress und den Beschaffenheiten sozialer Ordnungen. Besonders auffällig ist dies in Hinblick auf die soziale Ordnungskategorie ›Geschlecht‹. Dies verwundert umso mehr, als dass die allermeisten *diagnostizierten* Traumapatienten weiblichen Geschlechts sind.² Besteht jenes Interesse aber, so wird häufig unhinterfragt ein Geschlechterverständnis angenommen, das ›Weiblichkeit‹ wie ›Männ-

1. Im Rahmen der Mainstreamtraumaforschung wird traumatischer Stress in der Regel als ein überwältigendes Ereignis verstanden, welches die psychischen und physischen Kapazitäten eines Menschen übersteigt (Rode 2009, 1). Der vorliegende Text bezieht sich auf durch Menschen verursachte Traumatisierungen.

2. Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Silke Birgitta Gahleitner (2005) sowie einige eher nicht im Mainstream angesiedelte Arbeiten, meist von Theoretikerinnen der Frauenbewegung, die Trauma in Zusammenhang mit sexueller Gewalt an Mädchen und Frauen thematisieren.

lichkeit« samt der Bildung einer »weiblichen« wie »männlichen Identität« als natürliche Kategorie voraussetzt. Die Frage der psychischen Gesundheit bleibt in diesem Diskurs mit dem obligatorisch erscheinenden Erwerb einer eindeutigen Identität verknüpft.

Und das, was für Frauen/Mädchen traumatisierend wirkt, wird quasi biologisch in ihr »natürliches Geschlecht« hineinverlegt.³ Die Annahme, es gäbe eine in sich identische, konstante Subjektform, die es im Namen der Gesundheit zu erreichen gilt, eine »gesunde richtige weibliche Identität« oder eine »gesunde richtige männliche Identität« verursacht mitunter zuallererst jenen Stress, für den diese Annahme vorgibt, ein Heilmittel zu sein. Im Rahmen körpersoziologischer, diskurstheoretisch basierter Gender- und Gesundheitsforschung werden demgegenüber »Weiblichkeit« wie »Männlichkeit« vielmehr als soziale Ordnungskategorien begriffen, die sich qua Tradierung »vererben«, qua Einübung habitualisieren, qua Diskurs naturalisieren.

Diese Grundgedanken für die Traumaforschung fruchtbar zu machen, ist Anliegen meines Textes.

In dieser Perspektive werden die Aneignungsformen von (Geschlechter-)Identitäten selbst als gewaltförmige Vorgänge verstanden, auch da sie sich in Abgrenzung zu und im Ausschluss von anderen Identitäten, hier *der einen* anderen Geschlechtsidentität, zwangsweise konstituieren.⁴

Damit möchte ich ein Verständnis von traumatischem Stress erarbeiten, in dem »Geschlechtlichkeit« und Trauma entwicklungsgeschichtlich nicht chronologisch aufeinander folgen, sondern in der gleichen Bewegung, einem ständigen dialektischen Wechselprozess »produziert« werden; d.h., dass Traumatisierungen an machtmotivierten Identitätskonstruktionen mitwirken, dass sie Teil dieser Identitätsentwicklung sein können.

Ich betrachte somit traumatischen Stress als eine machtvolle Besetzung

3. So gibt der Psychotherapeut Franz Resch, beispielhaft für eine ganze Reihe psychodynamischer geschlechtsbezogener Forschungen, als ursächlich für ein typisches posttraumatisches Belastungssyndrom, das mehrheitlich bei Mädchen wie Frauen auftritt, und als selbstverletzendes Verhalten bezeichnet wird, an: »Die traumatischen Erfahrungen verstärken die konflikträchtigen Anteile der Entwicklung weiblicher Geschlechtsidentität, die vornehmlich in der Mutter-Tochter-Beziehung und den Spezifika weiblichen Körpererlebens liegen.« (Ludwig 2005,141)

4. Ich beziehe mich an dieser Stelle auf Judith Butler. Gemäß Butler (1991, 8, 41) leben wir in einer Gesellschaftsordnung, die sie als zwangsheterosexuelle Matrix bezeichnet. »Männlichkeit« wie »Weiblichkeit« werden vor allem diskursiv-performativ, als sich gegenseitig ausschließende Strukturkategorien erzeugt. Dabei ist das *eine* zwangsläufig höher bewertet als das *andere* (binäre Ordnung).

des Körpers, die sich mit der *Strukturkategorie* (nicht mit der vermeintlich ontologischen Tatsache) ›Geschlecht‹ verschränkt. Ich stelle ein Körperverständnis vor, welches für ein solches Traumaverständnis zu Grunde gelegt werden kann und gebe einen Ausblick auf eine mögliche Form der Transformation⁵ des je eigenen, sinnlich erfahrbaren Körpers⁶ vor diesem entfalteten theoretischen Hintergrund.

Eine Grundlage für diese Erörterung stellt die Theorie der Inkorporation von idealgeschlechtlichen Anforderungen bei Pierre Bourdieu dar, nach der das Geschlecht, wie andere Ordnungskategorien auch, inkorporiert und am eigenen Leib zu einer erfahrbaren physischen Gestalt wird (Hexis). Als weitere Grundlage zur Präzisierung der Frage, wie das genau geschieht und welche Voraussetzungen der Körper von sich aus dazu mitbringt, soll seine Habitus⁷ bzw. sein Konzept der Hexis mithilfe eines neurobiologischen Trauma- und Körperverständnisses, wie es von Peter Levine (weiter-) entwickelt wurde, veranschaulicht werden. Um sowohl Levines naturalistisches wie ahistorisches Körperverständnis⁸ auf einen historisch variablen Theorieboden zu stellen als auch um der Inkorporationsthese einen ›physischen‹ Boden zu geben, werde ich mit Friedrich Nietzsches Körperverständnis sowie seiner Genealogie der inneren Erfahrung ein Denkangebot machen, wie der Körper als historisch variabel, wandelbar und dennoch eigenmächtig verstanden werden kann.⁹ So ist meines Erachtens der Körper gerade wegen seiner nervlichen Verfasstheit in der Lage, sich traumatisieren zu lassen, und genau diese Möglichkeit zur Traumatisierung stellt die Erklärungsgrundlage dafür dar, dass sich soziale Ordnungen als sinnlich erfahrbare physische Gestalten inkorporieren. Die Aneignung einer vergeschlechtlichten Habitusform – sowie anderer Habitusformen auch –

5. Den Begriff der *Transformation* verwende ich in Abgrenzung zum Begriff *Heilung*. Während *Heilung* implizit einen richtigen gesunden von einem behandlungsbedürftigen kranken Zustand abgrenzt, sprich normativ operiert, soll der Begriff der *Transformation* auf eine stetige Wandlung eines Zustandes verweisen, dessen Ausgangs- wie Endpunkt offen ist.

6. Ich meine hier nicht nur eine Transformation des leiblichen Erlebens, sondern eine Transformation des auch von außen am Körper Beobachtbaren, wie etwa Muskelspannungen, die Art zu gehen, sich aufzurichten u.Ä.

7. Zum Bedarf einer Erweiterung der Habitus⁷theorie in diesem Zusammenhang siehe Villa (a.a.O. 2000, 188).

8. Für das Verstehen leiblich-transformatorischer Vorgänge erachte ich seine Theorie für wertvoll, allerdings bedarf sie meines Erachtens einer Erweiterung um körpersoziologische bzw. körperphilosophische Denkangebote.

9. Siehe Elisabeth Grosz' Ausführungen zur Ahistorizität des nietzscheanischen Körperverständnisses (Grosz 1994, 129).

geschieht in der Regel nicht stressfrei oder leidfrei. Daher spreche ich von der Inkorporation von ›geschlechtlichem Stress‹.

Wenn sich soziale Normen inkorporieren, dann – so meine These – müssten sie sich auch ›exkorporieren‹ oder neu verhandeln lassen. Hierfür werde ich als dritte Grundlage die Hypothese des Performancekünstlers und Tanzwissenschaftlers André Lepecki vorstellen, der den Körper als in der Lage betrachtet, sich durch Körperachtsamkeitspraktiken, die er als Zustände der vibrierenden Ruhe bezeichnet, der in ihn eingeschriebenen Erinnerungen gewahr zu werden und sich dieser zu entledigen. Lepeckis These wird vor den Hintergrund des nietzscheanischen Prinzips der *Kraft der Vergesslichkeit*, das er als Gegengewicht¹⁰ zum Prinzip der *inneren Erfahrung* denkt, gesetzt sowie mit Levines These zur Transformation traumatischer Erfahrungen verglichen. Es wird sich zeigen, dass Inkorporationen jeglicher sozialer Ordnungen, so auch der zweigeschlechtlichen, sich des Stresses bedienen; Inkorporationen, die ihrerseits aus inhaltlich kontingenten Übersetzungsleistungen bestehen – als solche sind sie im Rahmen von Körperachtsamkeitspraktiken Transformationen zugänglich.

Die Inkorporation von Geschlecht

Geschlecht wird, folgen wir dem französischen Körpersoziologen Pierre Bourdieu, wie andere soziale Ordnungskategorien als Gewöhnungsakt *inkorporiert* und bildet einen *Habitus*. »Der Habitus bezeichnet das Ensemble inkorporierter Schemata der Wahrnehmung, des Denkens, Fühlens, Bewertens, Sprechens und Handelns, das alle expressiven, verbalen und praktischen Äußerungen der Mitglieder einer Gruppe oder Klasse strukturiert.« (Bourdieu, zit.n. Villa 2000, 47) Dem Habitus liegt die Notwendigkeit des Erwerbs eines *praktischen Sinns* zugrunde, d.h. intuitiv zu wissen, ohne zuvorderst jedesmal darüber nachzudenken zu müssen, wie man sich in einer möglichen Alltagssituation ›vernünftig‹ verhält. Ob jemand sich intuitiv vernünftig verhält, hängt vor allem davon ab, ob er sich gemäß der geschichtlich ausgebildeten Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata seiner Klassen-, Gruppen-, Geschlechtszugehörigkeit verhalten kann (Bourdieu 1982, 730). Der Habitus kann insofern als ein Erzeugungsprinzip einer Seinsweise verstanden werden, die in einer Abgestimmtheit mit dem den *Seienden* umgebenden sozialen Strukturen (*Feld*) besteht. Diese Form der Abgestimmtheit, die den Individuen nicht bewusst ist, wird durch die Präreflexivität als natürlich *erlebt*. Der Habitus wird von den Individuen nicht *ohne weiteres* als Zumutung erlebt, weil er tief im

10. Siehe Elisabeth Grosz (1994, 131).

Subjekt verankert ist (Villa 2000, 47). Diese relativ stabile Verankerung¹¹ findet statt, weil der Habitus von den Individuen sinnlich erfahren wird, d.h. er hat eine empfindbare somatische Dimension. Mehr noch: Er bildet im Leib selbst eine auch von außen beobachtbare, sinnlich erfahrbare Gestalt. Bourdieu verwendet hierfür den Begriff *Hexis*. Als Beispiel dafür, wie der geschlechtstypische Habitus die individuelle Leibeserfahrung prägt, und dort gendertypische Gesten, Fühl-, Denk- und Spürweisen sowie Körperhaltungen erzeugt, nennt er, dass Mädchen wie Frauen sich häufiger sorgen, wenn ihre Körperteile eher groß sind, während Jungen wie Männer eher Körperregionen für kritisch erachten, die sie für zu klein halten (Bourdieu, 1993, 135). Die leibliche Hexis ist so regelrecht mit einer Fülle an Bedeutungen und sozialen Werten befrachtet (a.a.O., 136).

Welche Voraussetzungen aber bringt der Körper ›von sich aus‹ mit, *wodurch* ist er überhaupt verfügbar für die oben beschriebenen Einverleibungs- oder Verkörperungsprozesse?¹² Im Folgenden soll am Beispiel der Stimme nachgezeichnet werden, *wie* es geschieht, dass eine strukturelle geschlechtliche Anforderung sich einverleibt und zu einer relativ stabilen Leibeserfahrung, einer sinnlich erfahrbaren Hexis wird. Dazu werde ich die Kenntnisse des neurobiologisch orientierten Traumaforschers Peter Levine und seine *Flight-Fight-Freeze-Theorie* wie eine Schablone der Inkorporationsthese unterlegen.

Die Inkorporation von ›geschlechtlichem‹ Stress

Jürgen Budde beschreibt in seinem Aufsatz *Der Körper als Feld der Aushandlung von Männlichkeit zwischen Schülern* eine wohl typische Schulsituation: Ein Junge wird im Alter von 15 Jahren von anderen Jungen gehänselt,

11. Relativ stabil, weil es zu verzögerten Anpassungen kommen kann, durch a) eine Bewusstseinsbildung, b) eine Bewegung der Akteure in ihnen unbekannte soziale Felder und c) einen gesellschaftlichen Wandel. Bourdieu bezeichnet diese Verzögerung in der Anpassung als Hysteresiseffekt (Barlösius 2006, 86). Mich interessiert im Rahmen meiner Arbeit, ob sich Hysteresiseffekte ebenso durch Körperachtsamkeitspraktiken erzielen lassen.

12. Hier schließe ich mich der Kritik Gesa Lindemanns an. Aus ethnomethodologischer Perspektive formuliert sie an die Adresse Bourdieus (ebenso an Butler und Foucault): »Der Körper wird zwar auf vielfältige Weise zum Objekt gemacht, indem er mit Diskursen überzogen wird oder die Art seiner Verwendung geregelt wird usw., aber auf die Frage *was* da zum Objekt gemacht wird, *was* mit Diskursen überzogen wird, *wessen* Verwendung geregelt wird, erhält man keine Antwort« (Lindemann 2000, zit.n. Villa 2000, 188).

weil er nicht laut zu sprechen vermag. Die ›Schulkameraden‹ unterstellen ihm ab sofort, er habe ›weibliche‹ Körperformen: »Der sieht auch aus wie ein Mädchen«, wird gerufen. Jedes Mal, wenn der Junge gehänselt wird, verschlägt es ihm die Sprache und er erstarrt (Budde 2007, 163). Später im Leben bekommt er als junger Mann jedes Mal ähnliche ›Symptome‹, wenn er einen Raum betritt, der dem Klassenzimmer ähnelt, oder einen Jungen sieht, der ihn an einen einst gängelnden Klassenkameraden erinnert.

Über sog. perzeptive Synonymitäten¹³ wird eine soziale Norm, hier die geforderte starke Stimme, qua ›Männlichkeit‹ nicht nur im Moment des unmittelbaren Interagierens, sondern dauerhaft in den Körper eingeschrieben. Geschlecht sowie die damit verbundenen Anforderungen werden zu einer Art internalisiertem Dauertrigger, der sich in ›Körpersymptomen‹ wie ›Erstarrungen‹, Sprache verschlagen usw. äußert. Das Subjekt wird so in einen präreflexiven Zwangserinnerungsmodus platziert, der es nicht vergessen lassen soll, was es heißt, ›geschlechtlich‹ nicht zu stimmen.

Der körperorientierte Traumaforscher Peter Levine beschreibt den bei Traumatisierungen spezifischen Vorgang auf der Basis neurophysiologischer Erkenntnisse etwa so: Menschen reagieren auf ein sie bedrohendes Ereignis mit Flucht- oder Kampfpulsen. Seien diese aus verschiedenen Gründen nicht möglich, etwa weil es den moralischen Überzeugungen der Betroffenen widerspricht oder auch aufgrund der Situation, in der sie angegriffen werden, faktisch nicht möglich ist, mit sog. ›Erstarrungsreaktionen‹ (manchmal auch als Dissoziationen bezeichnet)¹⁴. Ein hier nicht näher zu erläuterndes Zusammenspiel von Enervierungen bewirke eine Art ›Totstellreflex‹ – dies, um sich unempfindlich gegen weitere Angriffe zu machen. Gerade aber diese ›nicht zu Ende geführten‹ Verteidigungs- und Fluchthandlungen bewirken, dass sich die Ereignisse im Körper einlagern, d.h. das Trauma ›steckt‹ dann nicht mehr im erinnerten Ereignis (Bewusstseinsebene), sondern wird im Körper, genauer im neuro-muskulären Sys-

13. Vgl. Anna Luise Kirkengen (2001, 126f.). Sie versteht sog. Flashbacks (innere Wiederholungen der traumatischen Situation aufgrund eines sinnlich wahrnehmbaren inneren wie äußeren Reizes, der den/die Betroffenen an das Trauma erinnert) als eine fortwährende Einschreibepaxis. Über das Sich-Immer-Wieder-So-Anfühlen findet eine fortwährende Reaktivierung der Unterwerfungssituation statt.

14. Vgl. Wuttig (2009, 1): Erstarrungen zeichnen sich im Erleben der Betroffenen häufig dadurch aus, dass der eigene Körper sich anfühlt, als wäre er ›nicht da‹, ›fremd‹, ›enteignet‹. Demzufolge *hat* der/die Traumatisierte *eher* einen Körper, als das er/sie Leib *ist*, wie die Leibphänomenologie nahe legt. Traumatisierungen können also als den Leib enteignende, verobjektivierende Praktiken bezeichnet werden.

tem, gespeichert (Levine 1998, 29). Konkret: Das Gefühl, erstarrt zu sein, kann sich chronifizieren, oder aber zumindest wie oben beschrieben durch Sinneseindrücke, die an das einst bedrohliche oder entwürdigende Ereignis erinnern, immer wieder ausgelöst werden. Daraus folgt: Verletzende Ereignisse brauchen sich nicht unbedingt ›real‹ zu wiederholen, sie wirken aufgrund von erinnerten Assemblagen im Körper weiter und verdichten sich zwangsweise zu einer im wahrsten Sinne des Wortes starren Norm – als solche wird diese von den Betroffenen sinnlich und vergeschlechtlicht wahrgenommen, ohne dass dies jedoch den Betroffenen bewusst wäre. Diese Fähigkeit des Körpers, sensorisch zu erleben sowie präreflexiv im Körper weiterlebende Erinnerungsgefüge zu bauen, wirkt also wie ein Scharnier¹⁵ zwischen dem Subjekt und der sozialen Norm. Am Beispiel der ›Stimmbildung‹ wird deutlich, wie eine Körperfunktion, etwa die Fähigkeit Laute zu machen, im Akt ›geschlechtlichen‹ Sprechens zu einer sich immer wieder selbst einverleibenden potentiellen Traumatisierung wird, bzw. wie die Fähigkeit des Körpers traumatisiert zu werden ›genutzt‹ wird, um ihm eine soziale Norm – in unserem Falle eine binäre geschlechtliche Ordnung – zu installieren. Dies geschieht dadurch, dass die Stimme, in ihrer hier mal ›künstlich‹ angenommenen physischen Funktion, zu einem ›geschlechtlichen‹ Merkmal wird – zum Teil einer ›männlichen‹ Hexis. Traumatischer Stress und geschlechtliche Einverleibungen bilden eine vermutlich häufig anzutreffende Schnittmenge.

Da sich aber weder mit Bourdieu noch mit Levine – ersterer bedenkt nicht *en détail* die ›physischen‹ Voraussetzungen und zweiterer hat ein gänzlich ahistorisches Körperverständnis – die Frage nach dem Zusammenspiel von Inkorporationen sozialer Ordnungen und einer leiblichen Disposition zum Trauma hinreichend beantworten lässt, wenden wir uns zur Absicherung der eingangs erwähnten Hypothese Friedrich Nietzsches Körperverständnis zu.

Der Körper als Ort eigener Kraft, als Basis einer Genealogie der inneren Erfahrung

Bei Nietzsche tritt der Körper einerseits als Zielscheibe von mächtigen Prozessen auf, die auf ihn einwirken und dort Spür- wie Fühlweisen ermöglichen, nämlich als ein »Ort der Herkunft, auf dem man die Stigmata vergangener Ereignisse trifft« (Nietzsche 2003, zit.n. Foucault 2003, 172), andererseits geht von ihm selbst ein *Wille zur Macht* aus, eine eigene Kraft oder Energie, die Nietzsche in der ›Physiologie‹ verortet. Die Basis jeglicher

15. Vgl. auch Antje Reinhard (2007, 4).

Wahrheitsproduktionen bilden physische Impulse, die er als Nervenreize bezeichnet.¹⁶ Er chronologisiert wie folgt: »Ein Nervenreiz, übertragen zuerst in ein Bild – erste Metapher. Das Bild, wieder nachgeformt in einen Laut – zweite Metapher.« (A.a.O., 2)

Der Körper, genauer die Nerven, bilden bei Nietzsche eine Grundmotivation, eine einzige Voraussetzung, eine Empfänglichkeit, einen energetischen Ort, der den Menschen zuallererst disponibel macht für das Annehmen sozialer Ordnungen¹⁷. Soziale Ordnungen bleiben genau deshalb nicht auf der Ebene eines reinen Bewusstseins verhaftet. Anhand der Beziehung des Gläubigers zum Schuldner (der Gläubiger durfte dem Schuldner bei Nichtbegleichen seiner Schulden Schmerzen am Leib zufügen oder ihm gar Körperteile entfernen) macht er deutlich, dass soziale Ordnungen zuvorderst über das Leidzufügen, genauer Schmerzzufügen am Leib des anderen installiert wurden (Nietzsche 1988, 50).¹⁸ Nach dem Motto: Was der Leib erinnert, das vergisst man nicht. Die Erinnerungsfähigkeit des Körpers ist insofern als ein Vehikel zu betrachten, auf dem ein vergeschlechtlichter, zunächst dem Leib äußerlicher, strukturierter Sinn zu *erfahrbaren*, strukturierenden¹⁹ Sinnen wird. Dasjenige aber, was wir demgemäß »authentisch« als *innere Erfahrung* wahrnehmen, ist nichts weiter als das präreflexive habitualisierte Suchen nach einer Ursache für einen Nervenreiz auf dem Rücken bereits vorhandener Erfahrungen, samt der auf Gewohnheit basierenden Interpretation derselben.²⁰ Konkret: Zu einem Nervenreiz, der zunächst

16. »Worte?«, so fragt Nietzsche, »Was sind Worte? Sie sind bloß die Abbildung eines Nervenreizes in Lauten.« (Nietzsche 2006, 2) Um aber von einem Nervenreiz weiter auf eine Ursache außer uns, im Sinne einer Wahrheit, zu schließen, so der Philosoph, bewegen wir uns bereits im Land der Willkür.

17. Den Begriff der sozialen Ordnung verwende ich im Anschluss an Elisabeth Grosz' Lesart Nietzsches (Grosz 1994, 115ff.).

18. Von Nietzsche auch als Mnemotechnik bezeichnet (Nietzsche 2006, 50).

19. Gemäß Bourdieu wird eine strukturierte äußere Ordnung im Körper der Individuen in eine strukturierende Ordnung übersetzt – auf diese Weise wird erstere leiblich verankert (Bourdieu, zit.n. Barlösius 2006, 40).

20. Eine innere Erfahrung zu machen, bedeutet gemäß Nietzsche nichts anderes als eine Übersetzung eines Zustandes in ihm bekannte Zustände: »Die ganze innere Erfahrung beruht darauf, dass zu einer Erregung der Nervenzentren eine Ursache gesucht und vorgestellt wird – und, dass erst die gefundene Ursache ins Bewusstsein tritt: diese Ursache ist schlechterdings nicht adäquat der wirklichen Ursache, – es ist ein Tasten aufgrund der ehemaligen inneren Erfahrung, d.h. des Gedächtnisses. Das Gedächtnis erhält aber auch die Gewohnheit der alten Interpretation, d.h. der irrtümlichen Ursächlichkeit, so dass die innere Erfahrung in sich noch die Folgen aller ehemaligen falschen Causal-Fiktionen zu

als Empfindung wahrgenommen wird, wie etwa: Wärme, Kälte, Druck, Fließen, Prickeln, gesellt sich eine Vorstellung, dazu ein Gefühl, dazu eine (wertende) Bedeutung. Innere Erfahrungen bestehen demgemäß aus Erinnerungen, die sich wiederum zusammensetzen aus Übersetzungsleistungen von Reizen in Bilder, (in Gefühle, B.W.), in Worte.²¹ Diese Übersetzungsleistungen laufen gewohnheitsmäßig ab, sie sind interpretativ, sinnkonstituierend – und zwar auf der Basis eines immer schon vorhandenen kulturell wie historisch produzierten Wissens. Dabei scheinen die Übersetzungen um so stabiler zu sein, je stärker die Nervenreize sind, denen das Individuum ausgesetzt ist; beispielsweise im Zustand des körperlichen, aber auch des seelischen Schmerzes, wie es bei Traumatisierungen der Fall ist. Wie aber lässt sich dies anders als gewohnt übersetzen?

Sinneswandel

»Wenn man sich neu entscheidet, sich auf diese Ruhe einzulassen, findet man sich bald inmitten einer Neuverteilung der Repräsentation wieder – vorgenommen von dem vibrierenden Körper, der die Macht ergreift und den Staub der Geschichte von den betäubten Sinnen bläst.« (André Lepecki 2000, 362)

Subjekte sind in der Lage, Erinnerungen zu inkorporieren, sie sind aber auch in der Lage, diese zu verdauen oder sie wieder auszustoßen (Nietzsche 1994, zit.n. Grosz 1994, 131). Dafür gelte es eine *Kraft der Vergesslichkeit* (a.a.O., 46) zu praktizieren. Mit jener Kraft will Nietzsche ein Gegengewicht zu den einverlebten Erinnerungen etablieren.²² Aktive Vergesslichkeit zu praktizieren eröffne einen Raum, in dem »ein wenig Stille, ein

tragen hat.« (Nietzsche 2007, 344) Das Zitat stammt aus dem Nachlass *Wille zur Macht*. Inhaltlich halte ich es für anschlussfähig an Nietzsches andere Werke. Von antisemitisch ausdeutbaren Äußerungen in dem Werk möchte ich mich hiermit ausdrücklich distanzieren.

21. Die Entität »Gefühle« führe ich hier im Anschluss an Peter Levines Modell *SIBAM* zur Erfassung der »Gestalt menschlicher Erfahrung« ein. Levines Modell erachte ich als mit dem nietzschanischen Prinzip der *inneren Erfahrung* vergleichbar. Die Entitäten S=Sensation oder Nervenreiz, I=Image, B=Behaviour, A=Affects, M=Meaning/Worte/Bedeutungen (Levine 2009, 64) sind auf ebenso kontingente Art und Weise verknüpft wie die nietzschanischen: Nervenreiz, Bild, Wort.

22. Laut des Philosophen sollte gerade der dem Menschen »angezuchtete« Zwang, sich immer wieder erinnern zu müssen, dafür, dass ein einmal eingeritzter Eindruck nicht mehr aus dem Leib gelangt (Nietzsche zit. n. Grosz 1994, 47).

wenig tabula rasa des Bewusstseins [stattfindet], damit wieder Platz wird für Neues [...]« (a.a.O., 46); ein Raum, in dem das Subjekt von den vertrauten Interpretationen eines Nervenreizes absehen kann, in dem es vergessen hat, ob die Tränen Tränen der Traurigkeit sind, oder ob das ein Stein ist, weil er hart ist, oder ob sie eine Frau ist, weil sie klein ist usw.

Mit anderen Worten: Es gilt, sich alternativen Sinnkonstitutionen für gespürte Empfindungen zu öffnen; einen Raum, genauer eine Heterotopie²³, zu eröffnen, wo die innere Erfahrung ›vergessen‹, neu zusammengesetzt oder neu verhandelt werden kann.

Genau von einer solchen Heterotopie spricht André Lepecki meines Erachtens in seinem Essay *Am ruhenden Punkt der kreisenden Welt. Die vibrierende Mikroskopie der Ruhe*: In Zusammenhang mit der produktiven Unterwerfung der Subjekte durch einverleibten Stress²⁴ postuliert er einen »vibrierenden Körper«, der »die Macht ergreift« (s.o.) und verweist, ebenso wie Nietzsche, so auf die Existenz eines körperlichen Widerstandspotentials, das gedacht als Energie, Kraft oder Eigensinn vielleicht ebenso mächtig sein kann wie das, was an »staubiger Geschichte«²⁵, an Zumutungen von ihm gefordert wird. Ließe man den Körper in einer »vibrierenden Ruhe«, die keine »statuenhafte Starrheit« ist (Lepecki 2000, 358), so sei der Körper in der Lage, »diesen Staub, der tief in die Schichten des Körpers eindringt, wo [...] er die Gelenke und Gelenkverbindungen [versteift] und ihre reibungslose Rotation behindert«, »wegzublasen« (a.a.O., 358). Er verweist dafür auf eine Praktik des zeitgenössischen Tanzes, den *small dance* von Steve Paxton²⁶. Eine Stehmeditation. Der Tanzende wird eingeladen, sich der eigenleiblichen Wahrnehmung hinzugeben. Dabei kann der Tanzende häufig eine vibrierende Ruhe als aus dem eigenen Leib kommend wahrnehmen. Damit verbunden entsteht häufig eine »radikale, exemplarische Neuordnung des subjektiven Wahrnehmungsfeldes« (a.a.O., 344). Seine Beschreibungen decken sich mit denen Peter Levines, wenn er seine traumatisierten Patienten/-innen einlädt – meist im Sitzen – den Körperempfindungen nachzugehen: Häufig kommt es vor, dass sich ›Erstarrungen‹ auflösen und der Körper von sich aus anfängt zu vibrieren. Der Körper wird hier sozusagen von der Eigenmächtigkeit der ›Nerven‹ erfasst. Levine bezeichnet diese Art zu vibrieren als »Entladungsreaktion« (Levine 2009,

23. Zum Begriff der Heterotopie vgl. Foucault 1990.

24. Gemäß Lepecki ist Stress »eine unvermeidliche Folge eines Systems, das jede Geste in einen globalen Kampf um Ressourcen einbindet« (2000,1).

25. ›Staub der Geschichte‹ ist eine Metapher für den in den Körper ›eingesickerten‹ Stress.

26. Steve Paxton gilt als einer der Mitbegründer der zeitgenössischen Tanzform Kontaktimprovisation.

50). Häufig folgen auf Entladungsreaktionen sowohl ›physische‹ Veränderungen wie etwa das Verändern der Knochenstellung, als auch die Art, wie eine Empfindung bislang im Erleben des Betroffenen mit einem Gefühl, einem Bild oder einem Gedanken verbunden war. Kurz: Entladungsreaktionen erwirken sowohl eine Transformation des eigenleiblichen Erlebens als auch der konkreten von außen beobachtbaren physischen Gestalt.

In Zuständen dieser vibrierenden Ruhe können sich die Körper womöglich in einen ungekannten Raum entlassen, kann die aktive Präsenz der Erfahrungen in der Gegenwart abfallen, kann der Habitus womöglich als Zumutung erfahren werden, kann die unablässige Maschinerie der Sinnproduktion für einen Moment anhalten, können die Körper in ein Feld der Neuverhandlung von Bedeutungen wie Fühlweisen entlassen werden – in einer »Mikroskopie der Wahrnehmung [...] am ruhenden Punkt der kreisenden Welt« (Lepecki 2000, 334). Dort, wo eine Schlange, die sich windet, eben auch ein Wurm sein kann.²⁷

Zusammenfassung

Traumatische Einverleibungen scheinen sich mit solchen, welche die sozial geforderte ›Weiblichkeit‹ wie ›Männlichkeit‹ herstellen, zu überschneiden, zu durchkreuzen, zu multiplizieren. Die derzeitigen Körper bringen für die Inkorporation sozialer Ordnungen, wie sie die Kategorie Geschlecht darstellt, eine Voraussetzung mit, nämlich diejenige der Traumatisierbarkeit. Inkorporationen können als Übersetzungsleistungen dechiffriert werden, die eine besonders intensive Dynamik im Zustand von seelischer wie körperlicher Überforderung erreichen (Trauma) können. Körperachtsamkeitspraktiken können *eine* Möglichkeit darstellen, Formen des Stresses, der immer auch mit sozialen, sprich zweigeschlechtlichen Ordnungsparametern zusammenhängt, zu transformieren.

Literatur

Barkhaus, Anette (2001): Körper und Identität. Vorüberlegungen zu einer Phänomenologie des eigensinnigen Körpers. In: Sabine Karoß (Hg.):

27. Nietzsche fragt in seinen Ausführungen *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* (2): »Warum kann die Schlange, etwas, das sich windet, nicht auch als Wurm bezeichnet werden?« – (Nietzsche 2006, o.S.) – darauf anspielend, dass Bezeichnungen und Dinge sich nicht decken, dass wir aber die gängigen Verknüpfungen geneigt sind, für die Wahrheiten selbst zu halten.

- Tanz, Politik, Identität. Jahrbuch Tanzforschung. Bd. 11, Berlin (Lit Verlag), 27-50.
- Barlösius, Eva (2006): Pierre Bourdieu. Frankfurt a.M. (Campus).
- Behnke, Elisabeth (2003a): Embodimentwork for the women of Violation. In: Solidarity with the community of the shaken, www.o-p-o.net., zuletzt eingesehen am 16.6.2009.
- Behnke, Elisabeth (2003b): Contact-Improvisation and the lived World. In: Kunst und Wahrheit. Festschrift für Walter Biemel zu seinem 85. Geburtstag. Bukarest (Humanitas), 39-61.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Budde, Jürgen (2007): Der Körper als Feld der Aushandlung von Männlichkeit zwischen Schülern. In: Thorsten Junge, Imke Schmincke (Hg.): Marginalisierte Körper. Beiträge zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers. Münster (Unrast), 155-169.
- Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit I; Der Wille zum Wissen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1999): Andere Räume. In: Jan Engelmann (Hg.): Foucault. Botschaften der Macht. Reader Diskurs und Medien. Stuttgart (DVA), 145-157.
- Foucault, Michel (2003): Nietzsche, die Genealogie und die Historie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Gahleitner, Silke Birgitta (2005): Sexuelle Gewalt und Geschlecht. Gießen (Psychosozial).
- Grosz, Elisabeth (1994): Volatile Bodies. Toward a corporeal feminism. Indianapolis (Indiana University Press).
- Hüther, Gerald (1997): Biologie der Angst. Wie aus Stress Gefühle werden. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Kirkengen, Anna Luise (2001): Inscribed Bodies. Health Impact of Childhood Sexual Abuse. Dordrecht (Kluwer Academic Publishers).
- Lepecki, André (2000): Am ruhenden Punkt der kreisenden Welt. Die vibrierende Mikroskopie der Ruhe. In: Gabriele Brandstetter, Hortensia Völckers, Bruce Mau: ReMembering the Body: Body and Movement in the 20th Century. Ostfildern-Ruit (Hatje Cantz), 336-366.
- Lepecki, André (2006): Option Tanz. Performance und die Politik des Performativen. Berlin (Theater der Zeit).

- Levine, Peter (1998): Trauma-Heilung. Das Erwachen des Tigers. Unsere Fähigkeit traumatische Erfahrungen zu transformieren. Essen (Synthesis).
- Levine, Peter (2009): Trainingsmanual zur Weiterbildung in körperorientierter Traumatherapie *Somatic Experiencing, Advanced II*, Hinterzarten.
- Ludwig, Katrin (2005): Sichtbare Seelenkratzer – Selbstverletzendes Verhalten als Ausdrucksmöglichkeit und Bewältigungsversuch innerpsychischer Konflikte in der weiblichen Adoleszenz. In: Karola Maltry, Gabriele Sturm: Schriftenreihe 8 des Zentrums für Genderstudies und feministische Zukunftsforschung, Universität Marburg, 15-159.
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm (1988): Zur Genealogie der Moral. Orig. 1887. Stuttgart (Reclam).
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm (2006): Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. Hörbuch. www.riolomedia.de.
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm (2007): Der Wille zur Macht. Paderborn (Voltmedia).
- Reddemann, Luise (2001): Imagination als heilsame Kraft. Stuttgart (Klett Cotta).
- Reddemann, Luise (2001b): Vortragsmitschrift im Rahmen der Weiterbildung »Imagination als heilsame Kraft – Stabilisierung von Traumapatienten«, Baden-Baden.
- Reinhard, Antje (2007): Das Umstülpen des Handschuhs – Gewalt und Geschlechterverhältnis aus Sicht der ästhetischen Praxis. In: Hans-Joachim Lenz: Gewalt und Geschlechterverhältnis – interdisziplinäre und geschlechtersensible Analysen und Perspektiven. Weinheim, München (Juventa), 95-113.
- Rode, Tanja (Hg.) (2009): Bube, Dame, König, Dis. Dissoziation und Geschlecht – eine Überlebensstrategie nach sexuellen Gewalterfahrungen im Geschlechterkontext. Köln (Donna Vita).
- Scarry, Elaine (1985): *The Body in Pain. The Making and Unmaking of the World*. Oxford (University Press).
- Van der Kolk, Bessel, Alexander McFarlane, Lars Weisabeth (Hg.) (1996): *Traumatic Stress – the Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body and Society*. New York (Guilford Press).
- Villa, Paula Irene (2000): *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Opladen (Leske und Budrich).
- Wuttig, Bettina (2009): Zwischen geschlechtlichen Zuschreibungen und Transformation. Beitrag zu einer gendersensiblen Körperarbeit mit Traumatisierten. In: Tanja Rode (Hg.): *Bube, Dame, König, Dis. Dissoziation und Geschlecht – eine Überlebensstrategie nach sexuellen Gewalterfahrungen im Geschlechterkontext*. Köln (Donna Vita) [i.E.].

Mut zur Intervention – zentrale Forschungsfragen und ein empirisches KörperTheorie-KörperPraxis-Projekt

ANKE ABRAHAM

Dieser Schlussbeitrag folgt einer doppelten Spur: Er nimmt zum einen die hier versammelten Beiträge noch einmal aus einer übergreifenden Perspektive in den Blick (Teil 1) und er zeigt zum anderen exemplarisch auf, wie unterschiedliche Fragerichtungen im Sinne eines Forschungsprojekts miteinander verzahnt werden könnten (Teil 2). Da dieses Vorgehen einige Stolpersteine enthält, seien folgende Anmerkungen erlaubt:

1. Um zu vermeiden, dass den Beiträgen Forschungsanliegen übergestülpt werden, die vielleicht gar nicht intendiert sind, wird darauf verzichtet, mögliche Forschungsfragen aus den einzelnen Beiträgen herauszupräparieren. Die Autoren/-innen benennen zum Teil sehr deutlich Forschungsdesiderate oder offene Forschungsfragen und es lassen sich – je nach eigenem Forschungsinteresse – aus den Beiträgen auch implizit zahlreiche Anregungen für weiteres Nachdenken entnehmen. Die vorgestellte Synopse beschränkt sich daher darauf, die Beiträge im Hinblick auf zentrale Forschungszugänge und vor allem auch im Hinblick auf zentrale und besonders brisante Diskussionskerne zu verdichten.

2. Wenn hier exemplarisch *eine* bestimmte Forschungsperspektive ausführlicher dargestellt wird (Teil 2), so kann damit natürlich nicht das gesamte Spektrum möglicher und lohnender anderer Fragestellungen abgebildet werden und notgedrungen bleiben so andere Themen ›auf der Strecke‹. Dieser Nachteil kann aber vielleicht dadurch aufgewogen werden, dass eine Fragerichtung sehr *konkret* durchgespielt wird und damit auch Impulse für andere konkrete Projekte geben kann. Und vielleicht finden sich unter dem skizzierten Forschungsdach ja doch mehr Anknüpfungs-

punkte und gemeinsame Interessen, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Teil 1: Der Körper als Feld interdisziplinärer Forschung

1. ZENTRALE FORSCHUNGSZUGÄNGE

Die Beiträge des vorliegenden Bandes haben gezeigt, dass der Körper eine ebenso zentrale wie komplexe und sensible Schaltstelle im Hinblick auf die Qualität, die Gestaltung und die Bewältigung von Leben ist und dass ›Körperfragen‹ immer auch auf soziale, politische, ethische, religiöse, geschlechtliche, psychologische, gesundheitsbezogene und technische Dimensionen menschlichen Lebens und menschlicher Kultur verweisen, weil sie in diese Dimensionen eingebettet sind und ihre Entwicklung mitbestimmen. Um die Dynamiken, die sich auf dem Feld des Körpers abspielen – und in denen der Körper sowohl ›Anlass‹ und ›Ermöglicher‹ als auch ›Opfer‹, sowohl ›Mitspieler‹ als auch ›Verweigerer‹ sein kann –, besser verstehen zu können, ist es unerlässlich, die vielschichtigen organischen, gesellschaftlichen und subjektbezogenen Verweisungen, in denen der Körper steht, systematisch und multiperspektivisch in den Blick zu nehmen. Dazu ergeben sich zahlreiche theoretische und empirische Möglichkeiten – Varianten und Mischformen der nachfolgend genannten Zugänge, deren Nennung hier selbstverständlich nur eine prototypische Auswahl darstellt, lassen sich auch in den Beiträgen des vorliegenden Bandes finden:

Will man verstehen, wie der Körper im Alltag und in den Wissenschaften verstanden und gedeutet wird und wie mit ihm alltagspraktisch konkret umgegangen wird, so lohnt sich ein ethnographisch und kulturtheoretisch inspirierter Blick auf die Handlungsweisen und Routinen im Körperumgang und ein wissenssoziologisch und diskursanalytisch inspirierter Blick auf die weit verzweigten und zumeist hochgradig implizit bleibenden Deutungsmuster und Diskurse, die körperbezogene Haltungen, Handlungen und Routinen begleiten, sie hervorbringen und abstützen, und die den Körper insgesamt umgeben und ihn als (einen jeweils bestimmten) Körper konstituieren.

Will man dem näher kommen, was der Körper im Geflecht seelischer Widerfahrnisse und Bewegungen bedeutet, so lohnt sich ein Blick in psychoanalytische Theorien und die Psychosomatik, aber auch in die Erkenntnisse der Neurobiologie und der Gehirnforschung, die auf eine verblüffende Weise frühe psychoanalytische Erkenntnisse (allen voran die Entdeckung des Unbewussten) bestätigen und die die Bedeutung des Körpers

(und der Sinne) als Widerlager und Gedächtnis sowie als Formgeber für unser Fühlen, Denken und Erinnern immer deutlicher herausarbeiten.

Will man die Ahnung untermauern, dass der Körper ›mehr‹ und ›etwas anderes‹ ist, als die (sprachlich-diskursiven, visuellen, naturwissenschaftlichen) Bilder, die wir uns von ihm machen, dann lohnt es sich, jenen philosophischen und leibphänomenologischen Beschreibungen zu folgen, die der Evidenz des Leibes und seinen eigensinnigen Qualitäten und Vermögen introspektiv nachspüren.

Will man verstehen, wie der Körper zu einem behindernden ›Schicksal‹ werden kann, so lohnt sich ein Blick in die Frauengeschichte und die feministische Forschung und Kritik, aber auch in die Sozialgeschichte der Behinderung und in die Theorien zur Konstruktion von Normalität und Stigma, die vorführen, in welche vertrackten Komplizenschaften vermeintlich ›natürliche‹ Tatsachen und die kulturelle Deutung dieser ›Tatsachen‹ geraten können, wie massiv (geschlechterbezogene) Deutungen von Natur auf die Lebenspraxis und das Selbstempfinden der Betroffenen durchschlagen und wie schwer es ist, die Verstrickungen von Natur und Kultur – im Sinne einer wissenschaftlich-analytisch überzeugenden Klärung, aber auch im Sinne einer emanzipatorischen und Lebenszufriedenheit herstellenden Praxis – zu ›entknoten‹.

2. FORSCHUNGSFELDER UND DISKUSSIONSKERNE

Zentrale Diskussionsstränge, die sich zur Körperthematik in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, aber auch in naturwissenschaftlich orientierten Fachgebieten inzwischen herausgebildet haben, verweisen auf spezifische drängende Fragen und Forschungsfelder, wenn es um die Zukunft des Körpers und einer körperbezogenen Forschung geht (zum Versuch der Integration kultur- und naturwissenschaftlicher Zugänge in Bezug auf emergente körperbezogene Praxen vgl. etwa Niewöhner/Kehl/Beck 2008).

Auch in diesem Band werden solche Fragen, die von hoher gesellschaftlicher und individueller Aktualität und Relevanz sind, angesprochen.

Diese Fragen lassen sich um die folgenden Diskussionskerne zentrieren:

2.1 *Ethische Fragen*

Ethische Fragen stellen sich immer dann, wenn (bisher) geltende und kulturell geteilte Grundsätze ins Wanken geraten oder mit anderen Grundsätzen kollidieren und neu ausbalanciert werden müssen. Dies ist aktuell der Fall im Kontext biotechnologischer Manipulationen und Entgrenzungen des (in einem materialen, organischen Sinne) natürlich gegebenen Kör-

pers (etwa wenn die Würde des Sterbens im Alter mit medizinisch möglich werdenden Lebensverlängerungsmaßnahmen kollidiert); und es ist überdauernd der Fall im Hinblick auf die soziale Konstruktion abweichender Körper (im Sinne des ›behinderten‹ Körpers, des ›dicken‹ Körpers, des ›unattraktiven‹ Körpers, des ›alternden‹ Körpers, des ›nicht voll leistungsfähigen‹ Körpers etc. sowie im Sinne des geschlechtlichen Körpers und des ethnischen Körpers, der zur Zielscheibe spezifischer Zurichtungen und Diskriminierungen werden kann). In allen Fällen steht die Würde des Menschen, das menschliche Recht auf Anerkennung sowie das Selbstbestimmungsrecht auf dem Spiel und es muss im Falle der Biotechnologien neu ausgelotet werden, wo Gestaltungsfreiheiten in Gestaltungszwänge umschlagen und wo das Recht auf Individualität technologischen Machbarkeitsphantasien geopfert wird, die den genormten Supermenschen herzustellen wünschen und andere (›traditionellere‹ und natürliche Grenzen respektierende) Lebensformen nicht mehr zulassen.

2.2 Prozesse körperbezogener Normbildung und ihre Konsequenzen

Mit ethischen Fragen eng verknüpft sind Fragen der *Normierung*, der *Normalisierung* und der *Normative*, die den Körper treffen und ihn in spezifischer Weise sozial wahrnehmbar machen (Beispiele für solche wirkmächtigen körperbezogenen Normative wurden eben genannt). Solche Normative – und das ist das eigentlich Bedeutsame – stellen in hohem Maße soziale Zugehörigkeiten und sozialen Ausschluss her und tangieren den Aufbau von Identität massiv, ja vielleicht konstituieren sie ihn sogar.

Ganz in diesem Sinne weist *Jens Ried* (in diesem Band) in seinem Beitrag zur Stigmatisierung von Übergewicht mit Rekurs auf Erving Goffman darauf hin, »dass stigmatisierende Einstellungen keine sozialen Trivialitäten darstellen, sondern interindividuelle und gesellschaftliche Kommunikation nachhaltig beeinflussen« und dass es eine Hauptaufgabe der Ethik sei, »die unterhalb der Oberfläche und hintergründig wirkenden Menschen- und Gesellschaftsbilder ans Licht zu bringen und auf ihre Konsistenz und ihre Konsequenzen hin zu befragen«. Und *Heike Schnoor* (in diesem Band) merkt an, dass der als abweichend konstituierte behinderte Körper mit großer Selbstverständlichkeit zum Objekt von Heilung und Rehabilitation gemacht wird, weil er in seinem Anders-Sein eben nicht respektiert wird, sondern in Richtung auf die herrschenden (rigiden und höchst anspruchsvollen) Vorstellungen von Leistungsfähigkeit und Schönheit getrimmt werden muss – der technisch machbare Körper wird hier zur Pflicht, und nicht selten zu einer hohen Belastung und zum Risiko, wenn die Eingriffe misslingen oder vom Körper und der Psyche nicht angenommen werden. Dabei zeigt sich im Hinblick auf die Bewältigung von Behinderung immer wieder, dass die *Anerkennung* des Unveränderlichen

und die psychische Integration der somatischen Besonderheit der aussichtsreichste Weg ist, persönliche Stärke zu gewinnen, anderen gegenüber Toleranz zu entwickeln und von anderen in seinem So-Sein angenommen zu werden. Diese Ausführungen verweisen darauf, dass ein dritter Fokus von zentraler Bedeutung ist: der Prozess der Identitätsgewinnung, der in dem vorliegenden Band in zahlreichen Beiträgen repräsentiert wird.

2.3 Prozesse der Identitätsbildung

Der Körper kann als Kristallisationskern der *Identitätsbildung* aufgefasst werden – entwicklungspsychologische Studien zur Bedeutung von Körperlichkeit und Bewegung in der frühesten und frühen kindlichen Entwicklung sowie identitätstheoretische und biographietheoretische Studien verweisen nachdrücklich auf die Zusammenhänge, die zwischen der konkret spürbaren, emotionalen und verbalen Ansprache des Körpers in sozialen Kontexten und dem Aufbau eines Körper- und Bewegungsgefühls, eines Körperbildes und eines Selbstkonzepts bestehen (vgl. dazu etwa Stern 1979, Dornes 1993, 2000). Ob und wie der eigene Körper angenommen wird, welche Haltungen und Umgangsweisen sich ihm gegenüber einspüren und wie das eigene Identitätsgefühl aus dem Körper gewonnen wird, sind ebenso bedeutsame wie empirisch schwer einholbare Fragen, und sie sind auf das engste mit der Frage verknüpft, welche sozialen Gelegenheiten, welche atmosphärischen Rahmungen dieser Gelegenheiten und welche normativen Erwartungen bereit stehen, in denen der Körper erfahren werden kann, soll oder muss (zum Zusammenhang von Körperlichkeit und Identität vgl. Gugutzer 2002).

2.4 Körperlichkeit und Geschlecht

Mit Fragen der Identitätsgewinnung wiederum eng verknüpft sind Fragen der *Geschlechtlichkeit* – allen voran die Frage, wie Geschlecht sozial konstruiert und atmosphärisch aufgeladen wird, welche Positionierungen und Einflusschancen im sozialen Raum damit verbunden sind und wie sich diese Konstruktionen auf die Ausbildung einer Identität ›als‹ Mädchen und Frau, ›als‹ Junge und Mann oder ›als‹ Mensch, der sich in diesem heterosexuellen Gefüge anders verortet, auswirken. Der Körper als zentraler Aufhänger der geschlechtlichen Identität steht hier in ausgesprochen vielfältigen politischen, sozialen, psychischen und leiblichen Verweisungen.

2.5 Widerständige Körperpraxen

Und ein fünfter Fokus scheint mir bedeutsam zu sein: Die wissenschaftliche Analyse sowie die praktische Unterstützung solcher körperbezogener Praxisformen, die im weitesten Sinne als widerständig und emanzipatorisch bezeichnet werden können. Dieser Fokus drängt sich zum einen auf,

weil er durch die in diesem Band stark vertretenen (sozial-)pädagogischen (*Heusinger von Waldegge, Maurer/Täuber, Rohrmann, Schnoor*) und mit Anliegen der Entwicklungsförderung oder Therapie (*Bolm, Jessel, Krüger-Kirn, Seewald, Wuttig*) verbundenen Beiträge eingeführt wird und indirekt auch in anderen Beiträgen durchscheint (*Hafenecker, Rohr, Wagner-Rau, Abraham*). Zum anderen aber auch deshalb, weil eine Entwicklungsförderung über die Thematisierung des Körpers allgemein und in der (sozial-)pädagogischen und psychotherapeutischen Diskussion im Besonderen zunehmend nachgefragt und ausgearbeitet wird.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, die eben genannten fünf *Diskussionskerne* miteinander zu verknüpfen und im Sinne eines empirischen Theorie-Praxis-Projekts mit einer auf Emanzipation und Entwicklungsförderung angelegten Körperpraxis zu kombinieren.

Dieses Vorgehen hat den Vorteil, dass im Zuge der Darstellung dieser Forschungsskizze deutlich werden kann, wie erstens: aktuelle gesellschaftliche, technologische, soziale und psychische Entwicklungen mit kulturell tradierten Körperverhältnissen (und diese Verhältnisse abstützenden Normativen) verzahnt sind und wie zweitens: über *praktisches* Körperhandeln und Angebote alternativen Körpererlebens emanzipatorische Entwicklungsprozesse in Gang gesetzt werden könnten.

Das Vorgehen hat jedoch – wie bereits eingangs erwähnt – den Nachteil, dass nicht alle Forschungsanliegen, die in diesem Band repräsentiert und benannt werden, darin aufgehen (können) und somit eine (unvermeidliche) Selektion bedeutsamer Forschungsfragen in Kauf genommen werden muss. Hinzu kommt, dass hier lediglich eine Skizze vorgestellt wird, die notwendigerweise selektiv und bruchstückhaft ist, aber – so die Hoffnung – dennoch zentrale Forschungsthemen anschaulich werden lässt und Anknüpfungspunkte sowie Widerreden ermöglicht, die in viele Richtungen erweitert und fortgeschrieben werden können.

Teil 2: Mut zur Intervention – ein KörperTheorie-KörperPraxis-Projekt

Um den gesellschaftsrelevanten und persönlichkeitsrelevanten Gehalt der nun folgenden – womöglich doch sehr ›anders‹ und gewöhnungsbedürftig wirkenden – Skizze besser nachvollziehen zu können, soll an dieser Stelle zunächst ein Blick in den Alltag erfolgen: Der Blick auf eine stark um sich greifende psychische Störung, die von heftigen körperlichen Symptomen begleitet wird und die nur zu verstehen ist, wenn man sich die Lebensbedingungen ansieht, unter denen Menschen in hoch technisierten

und von ökonomischen Paradigmen bestimmten Gesellschaften wie der unseren leben (müssen).

1. »IN DEN FÄNGEN DER ANGST« –
ANMERKUNGEN ZU EINER UM SICH GREIFENDEN STÖRUNG

»Er merkte, wie es höher kam, wie der Rücken sich versteifte, wie es hinaufkroch und ihn am Nacken packte. Die Oberschenkel tremolierten. Die Muskeln schmerzten. Im Hals hämmerte der Puls. Der Mund war ausgetrocknet. Schlucken unmöglich. Die Arme zitterten heftig, die Hände gingen in Pfötchenstellung. Luft bekam er nicht. Dann waren die Beine taub. Er spürte seine Füße nicht mehr. Er hörte auf zu denken. Er horchte in sich hinein: Es ist wieder so weit!« (Schüle 2007, 17)

So beginnt Christian Schüle seinen Bericht über die »Angstkrankheit«, die sich insbesondere in der Mittelschicht und in jungen Jahren fast epidemisch ausbreitet. Beschrieben wird hier, wie ein Gefühl – irrational erscheinende, überfallartig auftretende Ängste und Panikattacken – körperlich vom Betroffenen Besitz ergreift, ihn lähmt und in todesnahe Zustände versetzt. Diese Angstanfälle, häufig gepaart mit Depressionen, sind keine Einzelschicksale, sondern sie betreffen Schätzungen zu Folge inzwischen ca. 8 Prozent der Bevölkerung in Europa und stehen in einem systematischen Zusammenhang mit den Bedingungen, unter denen Menschen heute arbeiten müssen (vgl. dazu auch den Exkurs zum Verhältnis von Neoliberalismus und Körperumgangsweisen in der Einleitung zu diesem Band). Schüle beschreibt das Arbeitsumfeld seines Protagonisten, Herrn Groß, 35 Jahre alt, so: »Er ist Bereichsorganisationsleiter bei einem großen Versicherungsunternehmen, und es ist klar, was das bedeutet: Alle zwei Jahre kommen die Controller. Alle zwei Jahre heißt es: 30 Prozent Personalabbau, um Gewinne zu maximieren. Alle zwei Jahre heißt es auch: 20 Prozent mehr Leistung bei 30 Prozent weniger Personal. Also hat Groß Leute entlassen, Karrieren beendet, 14 Stunden am Tag gearbeitet. Ein Mann, für den nur Leistung zählte [...] Gefühle hat er nie zeigen können.« (A.a.O.)

Herr Groß – so zeigen es diese (und weitere) Andeutungen (im Text) – ist mit ausgesprochen inhumanen Bedingungen des Arbeitens konfrontiert: Er muss täglich hart und über die somatische und psychische Belastbarkeit hinaus arbeiten; er kann sich nie sicher sein, ob seine Leistung genügt und muss sich daher immer besonders anstrengen; er kann sich nie sicher sein, ob nicht trotz guter oder bester Leistungen irgendwann auch er zu den Entlassenen gehören wird; er muss anderen Menschen durch Kündigung Leid zufügen; er verliert dadurch andere Menschen und Kontakte; und er muss sich nun noch mehr anstrengen und das Risiko, selbst

zu den Entlassenen zu gehören, steigt mit jeder Kündigung. Das Eingesogen-Werden in diese Leistungssteigerungs- und Angst-Spirale wiegt umso schwerer, als Herr Groß keine Alternativen zur Verfügung stehen: Er lebt allein, ist ganz auf seine Arbeit fixiert und muss aus ihr alle elementaren Existenzbedürfnisse befriedigen: den Gewinn von Selbstwertgefühl, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und das Gefühl von Zugehörigkeit. So ist er stets bemüht, sein Bestes zu geben, hat auch Erfolg, aber bricht innerlich dabei zusammen: Die Panikattacken, die ihn überfallen, sind Ausdruck einer übermächtigen Sorge, das alles nicht mehr zu schaffen, und einer riesigen emotionalen Leere, die nur noch den Tod sinnvoll erscheinen lässt.

Und der Körper reagiert auf diese übermächtige Sorge absolut konsequent, nämlich so, wie er in Situationen höchster Not und Bedrohung reagieren muss: zunächst mit höchstem Alarmzustand (Schweißausbruch, Herzrasen, Pulsbeschleunigung über 200), dann mit Lähmung und einem Todstellreflex. Und er zeigt an, was der Protagonist verloren hat: den Boden unter den Füßen (Beine und Füße sind taub, sie spüren nichts mehr, der Kontakt zum tragenden Fundament ist verloren gegangen).

Der Körper kann aber auch, so beschreibt Schüle weiter, der Schlüssel zur Wiedergewinnung von Lebendigkeit sein und auf eine ausgesprochen heilsame Weise die sich im Kopf verselbstständigenden Gedankenzirkel – die Angst vor der Angst oder die Phantasien vom Versagen oder vom Sterben-Müssen – außer Kraft setzen. So kann bereits das tiefe und bewusste Ein- und Ausatmen die akute Hyperventilation wieder beruhigen und das bewusste Aufsuchen und konkrete Durchspielen von Angst auslösenden Situationen kann ausgesprochen hilfreich sein, ebenso die Behandlung der Angst als wäre sie ein Subjekt, mit dem man sprechen oder flüstern kann, mit dem man sogar tanzen kann – bis es sich verflüchtigt. »Machen! Erleben! Reingehen in die Angst!«, so bringt der Verhaltenstherapeut Thomas Lohmann den konfrontativen und körpernahen Umgang mit der Angst, der sehr erfolgreich ist, auf den Punkt (vgl. Schüle 2007, 20). Wer Angst vor Rolltreppen hat oder Flugzeugen, der muss Rolltreppe fahren und fliegen, immer wieder, und dabei die Angst sehr genau beobachten, verfolgen wo und wie sie kommt und wie sie geht – bis sie ganz klein ist und nicht mehr kommt. Wer Angst vor Menschen hat, der muss (in der geschützten Gruppe) Menschen begegnen, sie kennen lernen, sich selbst dabei wahrnehmen, etwas wagen mit ihnen, Erfahrungen machen, die die Chance eröffnen, ihnen trauen zu können und Vertrauen wieder zu gewinnen.

Dieses konkrete Hineingehen geschieht immer mit der vollen Beteiligung des Körpers und es wird eine besondere Aufmerksamkeit auf den Körper gelenkt, der mit seinen Reaktionen anzeigt, wie es um die Angst bestellt ist und wie es sich körperlich anfühlt, wenn entlastende und an-

genehme Gefühle auftauchen. Damit kann die Fähigkeit zur Selbstregulation von leiblich-affektiven Zuständen aufgebaut oder zurückgewonnen werden. Wenn dann auch noch an den biographischen Wurzeln der Ängste gearbeitet wird (wie es in der Psychoanalyse und in tiefenpsychologisch orientierten Körpertherapien der Fall ist) und wenn dann auch noch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen humaner gestaltet würden, dann könnten sich die Angststörungen tatsächlich in Luft auflösen. Sicher aber nicht, wenn zur ›Bekämpfung‹ der Angst lediglich beruhigende Medikamente genommen werden (viele Betroffene geraten in eine Abhängigkeit von Medikamenten) – hier wird die Angst (bzw. ihre körperlichen Symptome) nur betäubt, sie bleibt aber bestehen, weil sie psychisch nicht bearbeitet wird und weil sich an den Angst auslösenden Umgebungsbedingungen nichts ändert.

Das Beispiel zeigt, wie intensiv gesellschaftliche Normative – hier die Verabsolutierung von Leistung und Gewinnmaximierung – negativ auf die Psyche des Einzelnen durchschlagen (wenn sie nicht durch andere Orientierungen und Gegenressourcen kompensiert werden können) und wie intensiv der Körper hiervon tangiert ist. Und es zeigt zugleich, dass das Ansprechen der leiblichen Ebene für die Heilung von großem Wert ist – vermutlich deshalb, weil der Körper eben doch auf eine besonders *eindrückliche* Weise Erfahrungen wie etwa das Halt-Finden, das Getragen-Werden, das Aufleben, das Sich-Erfrischt-Fühlen deutlich machen kann – Erfahrungen, die kognitiv zwar vorstellbar sind, aber weitaus überzeugender sind, wenn sie konkret leiblich-affektiv *gefühlt* werden können. Eine das leiblich-sinnliche Erleben aufsuchende und reflektierende Körperarbeit, wie sie nachfolgend vorgestellt wird, setzt genau an diesem Punkt an.

2. KÖRPERERFAHRUNGEN IN ZEITEN DER ENTGRENZUNG – SKIZZE ZU EINEM EMPIRISCHEN THEORIE-PRAXIS-PROJEKT

Ein wesentlicher Zug hoch technisierter Gesellschaften ist, dass der Körper nicht nur Objekt von Machbarkeits*phantasien* ist (die gab es schon in der Antike, wie *Missomelius* in diesem Band zeigt), sondern real ›machbar‹ geworden ist und im Schlepptau ein Normativ mit sich führt, das seine volle Wirkung zunehmend entfalten wird: den Optimierungszwang (vgl. dazu auch Villa 2008, 269 sowie *Abraham*, *Schmitz* und *Schnoor* in diesem Band).

Die naturwissenschaftliche »Entzauberung« des Körpers hat volle Fahrt gewonnen und scheint durch nichts mehr aufzuhalten zu sein: Die Wissenschaften vom menschlichen Körper dringen immer tiefer in seine Geheimnisse ein und sind dabei (auch wenn sie an der Komplexität des Körpers immer wieder scheitern), ihn in seinen Organisationsstrukturen

und Funktionsweisen (durch das Anlegen extern generierter Logiken) so weit zu ›verstehen‹, dass Imitationen, Reproduktionen und Manipulationen bis hin zur *vollständigen* Ersetzung des bisher auf natürlichem Wege Gewordenen durch künstlich Erzeugtes möglich werden. Dahinter steht die Annahme, dass der ›traditionelle‹ Körper nicht leistungsfähig genug ist, dass er ›besser‹ gemacht werden muss. Gefragt wird aber nicht, wofür er eigentlich besser gemacht werden soll und ob es nicht weitaus angemessener wäre, die Lebensbedingungen und die Erwartungen, die an Menschen unter diesen Bedingungen gestellt werden, zu überprüfen. Im Falle der oben beschriebenen Angstneurose würde die Logik des Optimierungsdenkens nämlich lauten: Wir müssen die Gehirne so unter Stoff setzen, dass sie keine Ängste mehr spüren (etwa durch Valium); oder: Wir müssen Gehirne gentechnologisch so verändern, dass sie Menschen auch unter großen Ängsten noch voll leistungsfähig halten; oder: Wir müssen solche Gehirne herstellen, die keine Ängste mehr kennen.

2.1 Forschungsfragen I

Im Sinne eines Forschungsanliegens wäre hier kritisch zu fragen und empirisch einzuholen: Wie werden Optimierungen am Körper eigentlich von wem legitimiert? Und wem sollen sie nützen? Dazu müsste der Frage nachgegangen werden, wie eine Gesellschaft verfasst ist, die permanente Steigerungen und technologische Hochrüstungen des Körpers benötigt und von ihren Mitgliedern erzwingt; es müsste gefragt werden, ob diese Forderungen und Zwänge unumgänglich und alternativlos sind; und es müsste dort nach Möglichkeiten der Moderation, Abschwächung und Begrenzung der Entgrenzung gesucht werden, wo das System als Ganzes oder Teile von ihm (Gruppen, Personen) zu kollabieren drohen (so wie Herr Groß in dem oben genannten Beispiel) oder wo ethische Fragen und Konflikte nicht mehr lösbar sind.

Außerdem wäre sehr genau zu untersuchen, was Menschen – aufgrund welcher biographischen Erfahrungen, vor dem Hintergrund welcher psychischen Dispositionen, in welchen Situationen, vor dem Hintergrund welcher sozialen Drohungen und Ängste etc. – anfällig dafür macht, technologische Manipulationen am Körper vorzunehmen oder vornehmen zu lassen, die deutlich den Zustand oder die Beschaffenheit des organisch gegebenen Körpers übersteigen – etwa in Formen des Dopings, des Neuro-Enhancements, des übermäßigen Konsums von Rauschmitteln und Medikamenten, der invasiven und/oder deformierenden Schönheits-technologien, aber auch im Bereich der Korrektur von Behinderungen, wenn diese Korrekturen mehr Leid erzeugen als subjektiven Nutzen, oder im Bereich der Ausmerzungen von genetisch bedingten Krankheiten, die im

Umkehrschluss die Pflicht zur Selektion und eine Steigerung der Ächtung von Defekten hervorbringen.

Bei Fragen nach persönlichen Motiven und Handlungsentscheidungen sowie deren biographische Hintergründe sollte es tunlichst nicht um die Frage gehen, ob dieses Verhalten ›legitim‹ oder ›nicht legitim‹ ist, sondern um die Frage, wie das Verhalten zu *verstehen* ist, wie es von den Akteuren selbst verstanden wird, vor dem Hintergrund welcher internalisierten Körperbilder und Haltungen dem Körper gegenüber welche Entscheidungen der Körpermanipulation getroffen werden, welche sozialen, psychischen, gesundheitlichen Konsequenzen das Verhalten hat und welche Alternativen des Handelns an dieser Stelle möglich wären oder auch aus welchen Gründen nicht (mehr) möglich sind.

2.2 Emanzipatorische Körperpraxis

Diese letztgenannte Frage leitet über zur *Körperpraxis* – insbesondere zur Bedeutung des Körpererlebens und einer dieses Erleben reflektierenden Körperarbeit. Es sei erlaubt, diese Überlegungen mit zwei Thesen zu beginnen. Es wird Aufgabe sein, diese Thesen (und die damit verbundenen Unterstellungen) kritisch empirisch zu überprüfen, was weiter unten entsprechend ausbuchstabiert wird.

These I: Ein empathischer Zugang zum Körper wird uns kulturell systematisch verstellt

Eine zentrale *These* im Rahmen der Überlegungen zur Nutzung biotechnologischer Angebote und Techniken der Optimierung des Körpers ist, dass wir in einer Kultur leben, die uns zunehmend von unseren vitalen, leiblich-affektiven Quellen fern hält und damit einen Körperbezug verstellt, der uns eine echte Wertschätzung des Körpers – als Leib, der wir sind – ermöglichen würde. Es muss genügen, hier nur schlaglichtartig zu benennen, was uns diesen Zugang verstellt: die kulturell tief verankerte Abwertung des Körpers gegenüber dem Geist; die mit Gefühlen der Scham, der Peinlichkeit, des Ekels umgebene Aura des Körpers; die Privatisierung, Intimisierung und Tabuisierung körperbezogener Vorgänge; die vielfältigen und die Identität massiv beeinflussenden und kränkenden Prozesse der Stigmatisierung, Diskriminierung, sozialen Ächtung und sozialen Ausgrenzung über körperliche Merkmale (Erscheinung, Funktionsweise des Körpers, Geschlecht, Rasse etc.); die Reduktion des körperlichen Gebrauchs in alltäglichen Handlungsvollzügen durch Technologien und damit die Marginalisierung von Erfahrungen des ganzkörperlichen Einsatzes.

Es werden zwar eine Fülle von Surrogaten und Ersatzhandlungen an-

geboten, die den Körper aufwerten und ihn erfahrbar machen sollen – in Wellness-Oasen und Schönheitsfarmen, in Hochseilgärten und auf Bergtouren, in Fitness-Gruppen, beim Joggen, in den medial inszenierten und penetrant vorgeführten Bildern von Sinnlichkeit, Erotik und Sexualität etc. –, aber diese Erfahrungszusammenhänge sind aus dem alltäglichen Lebenszusammenhang herausgerissen und sie thematisieren den Körper oft in sehr einseitiger Weise: als Körper, der Straffungen und Glättungen gebrauchen kann, als Körper, der sich in der Leistung beweisen kann, als Körper, der funktionstüchtig und belastbar zu werden hat, als Körper, der verführerisch ist und zu verführen hat.

Ein wirkliches Gespür für diesen *meinen* Körper, wie er mir gegeben ist und was er durch meine biographischen Erfahrungen und meine Reaktionen darauf geworden ist, und einen annehmenden Respekt für *meinen* Körper gewinne ich auf diese Weise (meist) nicht. Und ich entwickle kein Sensorium für die Signale und Botschaften, die er mir sendet, für die ›Bedürfnisse‹, die er hat, und für die brachliegenden oder verschütteten Potenziale des Empfindens, Wahrnehmens und Sich-Bewegens, die in ihm schlummern. Kurzum: Es gibt zu wenige Gelegenheiten, den Körper *bewusst* und *wertschätzend* wahr- und anzunehmen – und je geringer die Bildungschancen, das ökonomische Kapital und die Chance der Distanzierung von Überlebenszwängen, desto geringer ist die Chance, dem Körper in dieser eben skizzierten wertschätzenden Weise zu begegnen. Aber auch (oder gerade) für höhere Bildungs- und Einkommensschichten gilt: Im Alltag wird der Körper ›gebraucht‹, er muss ›funktionieren‹, er wird ›auf Trapp gehalten‹ und ›an die Kandare genommen‹, weil wir sozial darauf angewiesen sind und sozial dazu angehalten und erzogen werden.

Dieses Bedürfnis nach Fremd- und Selbstkontrolle des Körpers im Dienste höherer Ziele ist in allen Kulturen und zu allen Zeiten auffindbar und scheint eine anthropologische Konstante zu sein (vgl. dazu die Arbeiten von Hans Peter Duerr [etwa Duerr 1988] sowie Hitzler/Honer 2005) – aber dieses Kontroll- und Disziplinierungsbedürfnis ist auch eine Crux, nämlich insofern, als etwa Formen der Selbstgestaltung und Selbstermächtigung in eine destruktive Selbstunterdrückung umschlagen können (so auch Villa 2008, 267ff.), die immer auch eine Unterdrückung des Körpers ist. Vor dem Hintergrund der Dominanz der *Körperkontrolle* wird verständlich, dass Gelegenheiten des achtsamen Spürens meist spöttisch lächelnd oder peinlich berührt zurückgewiesen und als eine *Zumutung* erlebt werden.

These II: Körperachtsamkeitspraktiken können vor persönlicher biotechnologischer Hochrüstung schützen

In diesem Zusammenhang lautet die *zweite These*, die den Anschluss zu einer reflektierenden Körperarbeit herstellt: Würde das *Gespür* für den eigenen Körper – oder für den Leib, der wir sind – verfeinert werden und würde der Körper, so wie er organisch beschaffen ist (mit seinen Muskeln, Sehnen und Gelenken, mit seiner Fähigkeit zum Atmen und zur Anspannung wie Entspannung etc.) und wie er in Prozessen der sozialen Modellierung geworden ist (aufrecht, drahtig, sanft, schlaff, gebeugt, unter Druck stehend etc.) stärker als bisher zum eigenen Ich und der eigenen Geschichte gehörig erlebt, angenommen und wertgeschätzt werden, so könnte damit ein starkes Fundament geschaffen werden, auf dem die Person sicher ruht und das sie unabhängiger macht von invasiven und manipulativen Eingriffen in das organische Gefüge. Über (in bestimmten Settings angeleitete) Erfahrungen des leiblichen Spürens und Sich-Bewegens und deren reflexiver Bearbeitung (wie sie in den Beiträgen von *Heusinger von Waldegge*, *Jessel*, *Maurer/Täuber*, *Seewald*, *Wuttig* anklingen) kann ein Sensorium entwickelt werden, das die organisch gegebenen Möglichkeiten und Grenzen des Körpers bewusst wahrnimmt und anerkennt, und es kann subjektiv erfahrbar und kognitiv wie leiblich-affektiv bearbeitbar werden, welche Möglichkeiten des Empfindens und des Ausdrucks, der Haltung und der Bewegung ich mir bisher angeeignet habe, wie es mir mit diesen Möglichkeiten geht und wie sich diese Möglichkeiten eventuell so moderieren, ergänzen und erweitern ließen, dass sie mir mehr Spielräume und Freiheiten bieten oder mich zufriedener machen.

Eine so verstandene emanzipatorische und entwicklungsfördernde Arbeit setzt – um hier eine Arbeitsweise (die Konzentrierte Bewegungstherapie) modellhaft zu skizzieren – an den Daseins- und Situationsdeutungen der Erlebenden und Handelnden an, führt in einem geschützten und von Zeitdruck entlasteten Raum hin zu einem »gespürigen« (Elsa Gindler) leiblich-sinnlichen Wahrnehmen und verschränkt dieses Spüren mit einem »Verwörtern«, das das Erlebte auf der kognitiven Ebene weiter bearbeitbar macht (vgl. Schmitz 2004, 16f.). In psychotherapeutischen Settings wird zunehmend erfolgreich mit solchen Formen der Körperwahrnehmung und des Körpererlebens gearbeitet (in den letzten fünfzig Jahren hat sich eine breite Palette an körperpsychotherapeutischen Verfahren herausgebildet und etabliert; vgl. im Überblick: Marlock/Weiss 2006; stellvertretend für ein etabliertes Verfahren: Schmitz 2004, Schmidt 2006) – und von diesen Verfahren kann man viel lernen. Aber bedauerlicher Weise hat eine für den Körper, die eigene Körpergeschichte und die Potenziale der »somatischen Resonanzen« (vgl. *Maurer/Täuber* in diesem Band) sensibi-

lisierende Arbeit in anderen sozialisatorischen und die Identitätsbildung maßgeblich beeinflussenden Kontexten (Familie, Kindergarten, Schule, universitäre Ausbildung, Arbeitsplatz, Freizeit etc.) bisher kaum Eingang gefunden. Eine Schlüsselstellung nimmt hierbei die leiblich-affektive Beziehung zwischen Aufwachsenden und ihren wichtigsten Bezugspersonen ein, die bereits im pränatalen Stadium beginnt, besonders nachhaltige Dispositionen für die Annahme des Körpers und den Umgang mit ihm aber in den ersten Lebensjahren hervorruft (vgl. hierzu auch Abraham 2007).

Am Beispiel Schule kann gezeigt werden, wie Bemühungen um ›mehr‹ Bewegung und ›mehr‹ Körperbezug an einer Begegnung mit dem eigenen Körper, wie sie hier gemeint ist, vorbei laufen können: Im Rahmen der Überlegungen zur »Bewegten Schule« wird sich zumeist um die Bereitstellung von mehr Bewegungsgelegenheiten und Bewegungsangeboten im Unterricht und außerhalb des Unterrichts bemüht (was zu begrüßen ist) – was jedoch ohne eine reflektierende Begleitung (Was wird da erlebt? Was wird an Erkenntnissen gewonnen? Welche Sensibilisierungen stellen sich ein?) Bewegungsstereotype und -präferenzen eher verfestigt, als dass Erkenntnis- und Entwicklungsgewinne eintreten würden. Der *traditionelle* Sportunterricht muss überdies immer noch als eine Veranstaltung eingeschätzt werden, die den Körper einseitig als Erbringer von spezifischen Leistungen thematisiert (gut elaborierte Alternativen einer an Prinzipien der ästhetischen Bildung orientierten erfahrungsbezogenen Bewegungspädagogik liegen zwar vor [vgl. dazu etwa Bietz/Laging/Roscher 2005 sowie den Beitrag von *Heusinger von Waldegge* in diesem Band], werden aber im Schulalltag klein gerieben durch Lehrpläne und traditionellen ›Habitus‹ der Sportlehrkräfte), und der Schulsport nimmt häufig eine ausgesprochen unrühmliche Rolle ein, wenn es darum geht, den eigenen Körper und den der anderen (Mitschüler, Lehrer) wertschätzend anzunehmen: Gerade im Sportunterricht wird der Körper besonders augenfällig und zur Zielscheibe von kontrollierenden Blicken, Abwertungen, Spott und Diskriminierung. Kinder, die im familialen Umfeld keine Gegenressourcen entwickeln konnten, leiden hier mitunter extrem, was dazu führen kann, dass sie Sport und Bewegung für sich innerlich aufgeben und für den Körper belastende und schädigende Kompensationsstrategien entwickeln (emotionaler Rückzug, übermäßiges Essen, Versinken vor dem PC, soziale Isolation etc.).

2.3 Forschungsfragen II

Im Sinne eines Forschungsfokus, der in Erfahrung bringen möchte, wie es um die Haltungen, Aufmerksamkeiten und Sensibilitäten für den eigenen Körper *tatsächlich* bestellt ist, wären vor dem Hintergrund dieser Ausführungen die folgenden Fragen zu stellen:

1. Welche Körperaufmerksamkeiten entwickeln Menschen in hoch technisierten Gesellschaften? Worauf konzentriert sich ihre Wahrnehmung? Was ist ihnen am und für den eigenen Körper bedeutsam?
2. Welches Vokabular und welche Diskurse benutzen sie, um den eigenen Körper zu beschreiben?
3. Wie stellen sie sich den Körper im Spannungsfeld von Natur (etwa im Sinne des ›Gegebenen‹) und Kultur (analog dazu im Sinne des ›Machbaren‹) vor?
4. Wie bringen sie den Körper mit der eigenen Lebensgeschichte in Verbindung?
5. Welche Formen von Eingriffen in den Körper sind sie bereit einzugehen? Mit welchen Gefühlen (Ängsten und Hoffnungen) sind diese Eingriffe verbunden? Welche Eingriffe tragen dabei bereits den Charakter des Selbstverständlichen oder Unvermeidlichen? Wenn darüber hinaus auch mit praktischen Interventionen (Körpererfahrungsangeboten für unterschiedlichste Zielgruppen) gearbeitet werden soll, so wären weitergehend die folgenden Fragen zu stellen:
6. Wie reagieren die Teilnehmer/-innen auf Angebote, die die Körperwahrnehmung vertiefen? Welche Widerstände werden sichtbar und womit haben diese Widerstände zu tun?
7. Wie müssen Angebote beschaffen sein, dass sie zu einer Stärkung des Vertrauens in den eigenen Körper, einer Annahme des Körpers, einem respektierenden Körperumgang und einer Erweiterung der eigenen Spielräume und Handlungsmöglichkeiten im sozialen Raum führen?
8. Was passiert genau in den Begegnungen zwischen den Beteiligten in praktischen Erfahrungssituationen? Welche »Körpergeschichten« treffen aufeinander und was entsteht daraus?
9. Welche Interessen verfolgen die Teilnehmer in Körpererfahrungsangeboten? Inwiefern laufen diese Interessen den Intentionen des Angebots auch zuwider (was aufmerksam zu verfolgen und zu analysieren wäre)?
10. Welche unmittelbaren und welche längerfristigen Wirkungen entfalten die Angebote? All diese Fragen müssten zudem aus einer geschlechterbezogenen Perspektive analysiert werden – etwa in dem folgenden Sinne:
11. Welche Auswirkungen hat es, ›als‹ Mädchen oder Frau, ›als‹ Junge oder Mann einen Körper zu haben, zu ihm eine Haltung zu entwickeln, mit ihm umzugehen, ihn wahrzunehmen? Wie etwa beschreiben Mädchen und Jungen, Frauen und Männer (unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher sozialer Herkunft) den Körper und ihren Körper? Mit welchen Intentionen, in welcher Form greifen sie in den Körper ein? Wie nehmen sie Angebote zur Körperwahrnehmung jeweils auf?

12. Welche Bedeutung hat bei diesen Vorgängen die (hierarchische und auf unterschiedliche soziale Sphären konzentrierte) Platzierung der Geschlechter im sozialen Raum? Welche Bedeutung haben hierbei traditionelle Geschlechtsrollenerwartungen und subversive Geschlechtsrollenpraktiken?

3. GRENZÜBERSCHREITUNGEN ALS LUSTGEWINN UND DAS RECHT AUF UNACHTSAMKEIT – ANTWORTEN AUF MÖGLICHE WIDERREDEN

Die Vorschläge zu einer sensibilisierenden Körperarbeit könnten Unmut hervorrufen: Assoziationen zu Gesundheitsaposteln könnten auftauchen, Kritik an einer vermuteten Therapeutisierung des Körperbezugs, berechtigter Widerstand gegen vermutete Fühl- und Erlebensvorschriften. Deshalb sei an dieser Stelle Folgendes betont:

1. Eine Belehrung, Therapeutisierung oder gar Fühlvorschriften sind in keiner Weise intendiert: Auf der theoretischen Ebene geht es um die Ausarbeitung von Gegenentwürfen (im Sinne der Stärkung eines *Gegendiskurses*) zur kulturell fest gefahrenen Haltung, der Körper sei *nur* als Objekt unserer Verfügung denkbar – das ist er eben nicht und die vorherigen Ausführungen (sowie die Einleitung zu diesem Band) sollten zeigen, welche alternativen (insbesondere leibphänomenologisch inspirierten) Denkmöglichkeiten es gibt und wie prekär es werden kann, wenn der Körper *nur* als Objekt behandelt wird. Auf der praktischen Ebene geht es um die Bereitstellung von Erfahrungssituationen, die die Chance zu einer ›anderen‹ oder ›vielfältigeren‹ oder ›verblüffenden‹ Wahrnehmung des Körpers eröffnen – was die Teilnehmer/-innen aus diesen, mit emanzipatorischen Absichten verbundenen, Angeboten machen, welche neuen Erkenntnisse sie für sich gewinnen und wie sie mit diesen Erkenntnissen dann in ihrem Alltag umgehen, liegt ganz in ihrem Ermessen, an ihrem (Um-) Gestaltungswillen und an ihren subversiven oder anpassungsbereiten Neigungen.

2. Es tut mitunter sehr gut und es kann entwicklungsfördernd sein, wenn der Körper riskiert wird, wenn er in seinen Grenzen erfahren und ausgetestet wird. Dazu müssen Grenzen auch (kurzzeitig) überschritten werden – in jugendkulturellen Szenen finden wir dieses Phänomen (vgl. etwa Alkemeyer 2003, Alkemeyer et al. 2003), in der Abenteuer- und Erlebnispädagogik wird es bewusst eingesetzt (vgl. Becker/Fritsch 1998). Weiter ist es sehr entlastend, *nicht* (permanent) an den Körper denken zu müssen, sich einfach ›blind‹ auf ihn zu verlassen und ab und zu mal – meist, wenn er sich irgendwie unangenehm bemerkbar macht – nach dem Rechten zu sehen. Und es macht Spaß, mit dem Körper zu experimentieren, an ihm Veränderungen vorzunehmen, ihn zu gestalten, etwa durch Training und Ernährung zu modellieren, ihn zu präsentieren und mit ihm besondere

Leistungen zu erbringen. In der Regel haben wir bei all dem ein sicheres Gespür dafür, was wir dem Körper (und damit uns) zumuten können, und wo es ›grenzwertig‹ wird.

Aber – so sollte hier deutlich gemacht werden – es gibt eben auch die andere Seite: dass körperliche Grenzen *chronisch* missachtet werden (auf dem Feld der Arbeit [vgl. dazu auch Schröder 2008], des Sports, der Ernährung, der Herstellung von Schönheit etc.), dass sie gar nicht (mehr) gespürt werden können und dass wir in Leistungssteigerungs- und Vernutzungszwänge hineingezogen werden, gegen die wir uns nicht widersetzen können, die sich suchartig verselbstständigen und die ausgesprochen destruktiv werden können. Und hier könnten ein gedankliches Gegenbild und praktische Handlungsalternativen – so die Hoffnung – abfedernd wirken.

4. MUT ZUR INTERVENTION

Wissenschaft, Politik, Pädagogik, Therapie, Medizin und Theologie – all diese die Lebenspraxis gestaltenden und in das individuelle Leben anderer Menschen eingreifenden Professionen üben Macht aus, machen Fehler und können Irritationen erzeugen. Mitunter können Irritationen aber auch »heilsam« sein (vgl. *Wagner-Rau* in diesem Band, die die konkrete Begegnung mit dem Sterben und dem toten Körper als wichtig erachtet für eine wirklichkeitsgerechte Auseinandersetzung mit dem Leben). Bereits die wissenschaftliche Beschreibung ist eine Intervention, denn Wissenschaft greift durch Beobachtung und Befragung in das Leben ein und die Ergebnisse, die sie zurückspiegelt (in Form von Denkmodellen, Kritik, impliziten Normativen und Regieanweisungen für andere Praxisformen etc.) entfalten Wirkungen in der Praxis. Wäre Wissenschaft gesellschaftlich wirkungslos, so könnte man sie auch sein lassen – oder als ein privates Hobby betreiben.

In dem hier entfalteten Theorie-Praxis-Projekt steckt die Idee, dem natürlich gegebenen Körper Respekt zu zollen und kritisch zu bleiben gegenüber technologischen Entgrenzungen, die den ewig jungen, ewig lebenden und unbegrenzt leistungsfähigen Körper versprechen. Es steckt darin die Idee einer emanzipatorischen Praxis, bei der aus der Annahme des gegebenen Körpers Selbstvertrauen und Stärke gezogen werden kann und die allen Normativen eine Absage erteilt, die das körperliche Anders-Sein als Defizitär-Sein deuten und darüber sozialen Ausschluss produzieren. Und es steckt darin die existenzielle Idee, dass der organisch gegebene Körper als Leib die Wurzel unserer Identität bildet und dass es sich in jeder Hinsicht ›lohnt‹, diese Basis zu erkunden, sie als ein Wunderwerk zu entdecken und sorgsam und anerkennend mit ihr umzugehen. Vermutlich kann nur über den Weg der Anerkennung dieser existenziellen Wurzel und ihrer spezi-

fischen Verfasstheit – die sich uns zwar immer fragmentarisch, aber doch zugleich mit eindrücklicher Evidenz darbietet – eine Anerkennung unserer Endlichkeit und eine Anerkennung der Vulnerabilität menschlichen Lebens und menschlicher Kultur gelingen.

Und diese Anerkennung und Begrenzung brauchen wir meines Erachtens dringend, denn sonst steht zu befürchten, dass die Entgrenzungsdynamiken – individuell wie kollektiv – im Kollaps enden: In der Ökologie ist dieser Kollaps bereits an vielen Stellen eingetreten, in der Ökonomie beschäftigt er uns ebenfalls global und in den Lebens- und Leidenswegen vieler Menschen, die sich permanent über ihre somatischen und psychischen Grenzen hinaus beanspruchen oder beansprucht werden, ist dies überdeutlich. Wie und wo sich »Körperachtsamkeitspraktiken«, wie sie von *Bettina Wuttig* in diesem Band einfühlsam genannt werden, bzw. eine emanzipatorische und reflektierende Körperarbeit praktisch realisieren lassen und welche Wirkungen sie erzeugen, wird sich zeigen müssen – aber den Mut zu solchen *grenzsensiblen* Interventionen und der Stärkung einer gefühlten und gelebten *Verbindung* zum eigenen Körper sollten wir im Sinne eines Gegendiskurses und einer widerständigen Praxis aufbringen.

Literatur

- Abraham, Anke (2007): Der Körper in der pädagogischen Arbeit. In: Körper – Kinder – Kinderschutz. Das Verständnis des Körpererlebens von Kindern für die Arbeit im Kinderschutz. Hg. von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren e.V., Köln, 29-45.
- Alkemeyer, Thomas (2003): Zwischen Verein und Straßenspiel. Über die Verkörperungen gesellschaftlichen Wandels in den Sportpraktiken der Jugendkultur. In: Heinz Hengst, Helga Kelle (Hg.): Kinder – Körper – Identitäten. Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxen und sozialen Wandel. Weinheim (Juventa), 293-318.
- Alkemeyer, Thomas, Bernhard Boschert, Robert Schmidt, Gunter Gebauer (Hg.) (2003): Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz (UVK).
- Becker, Peter, Ursula Fritsch (1998): Körpermarkt und Körperbildung. Frankfurt a.M. (Fachhochschulverlag).
- Bietz, Jörg, Ralf Laging, Monika Roscher (2005): Bildungstheoretische Grundlagen der Bewegungs- und Sportpädagogik. Baltmannsweiler (Schneider).
- Dornes, Martin (1993): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a.M. (Fischer).

- Dornes, Martin (2000): Die emotionale Welt des Kindes. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Duerr, Hans Peter (1988): Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Wiesbaden (WDV).
- Hitzler, Ronald, Anne Honer (2005): Körperkontrolle. Formen des sozialen Umgangs mit physischen Befindlichkeiten. In: Markus Schroer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 356-370.
- Marlock, Gustl, Halko Weiss (Hg.) (2006): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart (Schattauer).
- Niewöhner, Jörg, Christoph Kehl, Stefan Beck (2008): Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin-, Lebens- und Sozialwissenschaft. Bielefeld (transcript).
- Schmidt, Evelyn (Hg.) (2006): Einführung in die Konzentrierte Bewegungstherapie. Stuttgart (Schattauer).
- Schmitz, Ulrike (2004): Konzentrierte Bewegungstherapie (KBT) zur Traumabewältigung. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Schröder, Jörg (2008): Der flexible Mensch und sein Leib. Dissertation (Philipps-Universität Marburg)
- Schüle, Christian (2007): In den Fängen der Angst. In: Die Zeit, 17, 17-20.
- Stern, Daniel (1979): Mutter und Kind. Die erste Beziehung. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Villa, Paula-Irene (2008): Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Paula-Irene Villa (2008): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript), 245-272.

Autorinnen und Autoren

Anke Abraham, Prof. Dr., Soziologin und Sportwissenschaftlerin, seit 2004 Professorin am Institut für Sportwissenschaft und Motologie der Universität Marburg, Arbeitsbereich »Psychologie der Bewegung«; Tätigkeit als Tänzerin, Choreographin und Tanzpädagogin; Weiterbildung in Gruppendynamik (DAGG) und in Konzentrativer Bewegungstherapie (DAKBT e.V.); Mitglied im Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung an der Universität Marburg. *Arbeitsschwerpunkte*: Soziologie des Körpers; Biographieforschung; Geschlechterforschung; Analyse von Körperlichkeit und Bewegung in entwicklungspsychologischen, biographischen und geschlechterbezogenen Kontexten; Gesundheit, Gesundheitsförderung; ästhetische Körper- und Bewegungspraxen

Gerhard Bolm, Dr., Dipl.-Psych., Psychologischer Psychotherapeut und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medizinische Psychologie der Universität Marburg, Mitarbeit in der Interdisziplinären Schmerzambulanz des Marburger Universitätsklinikums sowie in der Interdisziplinären Schmerzkonferenz des Klinikums. *Arbeitsschwerpunkte*: Psychoanalytische Theorie der somatoformen Schmerzstörung; tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie

Benno Hafenecker, Prof. Dr., Pädagoge, seit 1994 Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Marburg; Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGFE), Gesellschaft für Politikdidaktik, Jugend- und Erwachsenenbildung (GPJE), Beirat »100 Jahre Jugendherbergswerk«, Redaktion der Zeitschrift »kursiv. Journal für politische Bildung«. *Arbeitsschwerpunkte*: Geschichte der Jugend und Jugendarbeit; Professionalisierung und Professionalität in der Jugendarbeit/-bildung; Jugendkulturen; Jugend-Gewalt-Rechtsextremismus; Bildung und Partizipation von Jugendlichen

Christa M. Heilmann, Prof. Dr., Sprechwissenschaftlerin, Professorin am Institut für Germanistische Sprachwissenschaft der Universität Marburg, Lehrtätigkeit u.a. in Halle, Leipzig, Toruń (Polen), Münster, Göttingen; seit 1990 Leiterin der Abteilung Sprechwissenschaft der Universität Marburg. *Arbeitsschwerpunkte*: Körpersprache und Körperausdruck in der mündlichen Kommunikation; SynchronEmotion; genderspezifische Aspekte der mündlichen Kommunikation; sprechwissenschaftliche Gesprächsanalyse

Brigitte Heusinger von Waldegge, Dipl.-Päd., Lehrkraft für Körperbildung/Tanz an der Universität Marburg im Bereich Sportpädagogik; Tanzpädagogin, Lehrerin für T'ai Chi, Weiterbildung Choreographisches Theater und Stimmentwicklung, Polarity-Praktikerin, Leitung des Instituts »Das Potenzialtraining – Seminare zur persönlichen und beruflichen Bildung«. *Arbeitsschwerpunkte*: Körperbildung/Tanz; Bewegungspädagogik; Stressmanagement; Teamtraining

Holger Jessel, Dr., Dipl. Motologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Masterstudiengang Motologie an der Universität Marburg; Vorstandsmitglied der Wissenschaftlichen Vereinigung für Psychomotorik und Motologie e.V. (WVPM), Redaktionsmitglied der Zeitschrift motorik, Dozent der Deutschen Akademie für Psychomotorik (dakp). *Arbeitsschwerpunkte*: Psychomotorische Gewaltprävention in stationären und teilstationären Settings der Kinder- und Jugendhilfe; Synergetik und Psychomotorik; Körper, Leib und Bewegung in aktuellen Selbstorganisationstheorien; Wirkkomponenten motologisch orientierter Körper- und Bewegungsarbeit; Mehrperspektivität in der Motologie

Helga Krüger-Kirn, Dipl.-Psych., Psychologische Psychotherapeutin, Psychoanalytikerin für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, Lehranalytikerin (DGPT), Supervisorin und Dozentin für Körperpsychotherapie und analytische Paar- und Familientherapie. *Arbeitsschwerpunkte*: Psychodynamik weiblicher Identitätsbildung im Spannungsfeld körperlicher Verfasstheit und soziokultureller Zuschreibungen

Corinna Leonhardt, Dr., Dipl.-Psych., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Medizinische Psychologie, Fachbereich Medizin der Universität Marburg. *Arbeitsschwerpunkte*: Gesundheitspsychologie: Förderung eines körperlich-aktiven Lebensstils; gesundheitspsychologische Modelle zur Verhaltensänderung; Zusammenhang Rückenschmerz und körperlicher Aktivität

Susanne Maurer, Prof. Dr., Pädagogin, seit 2004 Professorin für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an der Universität Marburg; Ausbildung in Biosynthese® (Körperpsychotherapie), Weiterbildung in »Nonviolent Communication« nach Marshall Rosenberg; Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), Vorsitzende der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGfE, Mitglied des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Universität Marburg, Mitarbeit im Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württembergs. *Arbeitsschwerpunkte*: Historische Sozialpädagogik; Soziale Bewegungen; Gender und Soziale Arbeit; Kulturtheorien in der Sozialpädagogik; Individualität und Kollektivität; Internationaler Vergleich in der Sozialpädagogik; Migration; Rassismusforschung; Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik; Biographie; Ethnographie

Marita Metz-Becker, Prof. Dr., Pädagogin und Ethnologin, Professorin (apl.) am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Universität Marburg; Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV), Kommission Frauenforschung in der DGV, Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde, Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung an der Universität Marburg, Vorstandsvorsitzende Marburger Haus der Romantik e.V., Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Historischen Kommission Hessen. *Arbeitsschwerpunkte*: Kulturgeschichte des 18./19. Jahrhunderts; Gender Studies; Regionalforschung; Biographieforschung; Medikalkulturforschung

Petra Missomelius, Dr., Medienwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Medienwissenschaft der Universität Marburg. *Arbeitsschwerpunkte*: Digitale Medien; Konzeption und Umsetzung von E-Learning-Konzepten und Medienperformances; Publikationen zu medialen Räumen, medialem Erzählen, digitalen Visualisierungsverfahren der Naturwissenschaft sowie zur Medienkunst, mobile und miniaturisierte Medien

Beatrice Müller, Politikwissenschaftlerin M.A., seit 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sportwissenschaft und Motologie der Universität Marburg, Arbeitsbereich »Psychologie der Bewegung«; Mitglied im Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung an der Universität Marburg. *Arbeitsschwerpunkte*: Feministische Theorie; Soziologie des Körpers; prekäre Beschäftigungsverhältnisse

Jens Ried, Dr. des., Theologe und Medizinwissenschaftler, seit 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Ev. Theologie, Fachbereich Sozialethik und am Fachbereich Psychologie, Arbeitsgruppe Klinische Psychologie und Psychotherapie der Universität Marburg; Mitglied der vom BMBF geförderten Nachwuchsforschergruppe »Psychosoziale, ethische und rechtliche Konsequenzen genetischer Befunde bei Adipositas« und Co-Investigator des Projektes »Ethical and Legal Determinants of Obesity Prevention in Children and Adolescents« innerhalb des vom BMBF geförderten »Kompetenznetz Adipositas«. *Arbeitsschwerpunkte*: Konzepte von Krankheit und Gesundheit; Ethik von Public Health und Public Health Genomics; Adipositasprävention; Stigmatisierung von Übergewicht; theologische Anthropologie

Elisabeth Rohr, Prof. Dr., Professorin am Institut für Schulpädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Marburg; Gruppenanalytikerin, Supervisorin, Coach in nationalen und internationalen Profit- und Non-Profit Bereichen; Trainerin einer Supervisionsausbildung im Rahmen eines GTZ-Programms zur Unterstützung des Friedens- und Versöhnungsprozesses in Guatemala. *Arbeitsschwerpunkte*: Migration; Fundamentalismus; Gender; Interkulturelle Sozialisationsforschung; Supervision und Mediation

Eckhard Rohrmann, Prof. Dr., Pädagoge, seit 1995 Professor im Bereich Sozial- und Rehabilitationspädagogik an der Universität Marburg, von 1996 bis 2001 Mitglied des Konvents, ab 2001 Mitglied des Senats der Universität Marburg, seit dem Wintersemester 2008/2009 stellvertretendes Mitglied des Senats. *Arbeitsschwerpunkte*: Theorien und Geschichte der Behindertenpädagogik; Soziale Konstruktionen; Normalität und Abweichung; Lebenslagen und Lebensbedingungen von Menschen, die wir behindert nennen; Soziale Ungleichheit, Reproduktionsrisiken, soziale Sicherung; Institutionen und Organisationsformen, der Sozial und Sonderpädagogik; Soziale Selbsthilfe

Sigrid Schmitz, Dr. habil., Biologin und Genderforscherin der Natur- und Technikwissenschaften, von 2002 bis 2008 Hochschuldozentin an der Universität Freiburg für »Mediatisierung der Naturwissenschaften und Genderforschung«, ab Oktober 2009 Gastprofessorin an der Universität Oldenburg; Gastprofessuren an der Universität Graz (2003) und der HU Berlin (2008); Leitung des Kompetenzforums »Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften [gin]« zusammen mit Prof. Dr. Britta Schinzel. *Arbeitsschwerpunkte*: Gender und Hirnforschung; Visualisierungstechnologien an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und

Informatik; Neurotechnologien; Gender und E-Learning; Theorien und Anwendungen des Embodiment; transdisziplinäre Genderforschung und feministische Epistemologien

Heike Schnoor, Prof. Dr., Lehrerin und Psychologin, Professorin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Marburg; mehrjährige Berufserfahrung in rehabilitationspädagogischen Einrichtungen, Weiterbildungen in Klientenzentrierter Psychotherapie und Psychoanalyse, approbierte Psychotherapeutin und Psychoanalytikerin (DPV) mit langjähriger Niederlassung in freier Praxis, Ausbilderin für tiefenpsychologisch orientierte Psychotherapeuten. *Arbeitsschwerpunkte*: Rehabilitationspädagogik und psychosoziale Beratung in rehabilitationspädagogischen Arbeitsfeldern

Jürgen Seewald, Prof. Dr., Motologe, seit 2002 Professor am Institut für Sportwissenschaft und Motologie der Universität Marburg, Leitung des Arbeitsbereichs Motologie und des Masterstudiengangs Motologie; Gründungsmitglied der »Wissenschaftlichen Vereinigung für Psychomotorik und Motologie«. *Arbeitsschwerpunkte*: Verstehender Ansatz; Leibphänomenologie; motologisch orientierte Entwicklungstheorie; Konzeptualisierung einer motologischen Gesundheitsförderung

Lars Täuber, Cand.-Psych., Studium der Psychologie in Marburg, Schwerpunkte in klinischer und biologischer Psychologie, körperpsychotherapeutische Ausbildung in Biosynthese® bei David Boadella und Silvia Specht-Boadella, Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Susanne Maurer im Seminarprojekt »Somatische Resonanz« am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Marburg sowie zur Evaluation der Biosynthese®-Therapie. *Interessenschwerpunkte*: Subjektiv-phänomenologische und objektiv-quantifizierende Zugänge zum Körper bei emotionalen, persönlichkeitsbezogenen, interpersonellen und psychopathologischen Prozessen; Psychotherapieforschung

Ulrike Wagner-Rau, Prof. Dr., Theologin, seit 2001 Professorin für Praktische Theologie an der Universität Marburg mit den Schwerpunkten Homiletik, Liturgik und Seelsorge, psychoanalytischer Zusatztitel für Beratung und Supervision; Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie (Sektion Tiefenpsychologie), Mitglied der European Society of Women in Theological Research (ESWTR) und im Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung an der Universität Marburg. *Arbeitsschwerpunkte*: Lebensbegleitende Ritualpraxis (Kasualien); Professions- und Pfarramtstheorie; Seelsorge/Pastoralpsychologie

Bettina Wuttig, Dipl. Päd., Erziehungswissenschaftlerin, Doktorandin am Fachbereich Erziehungswissenschaft, Lehrbeauftragte am Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Universität Marburg; seit 2003 freischaffende Performancekünstlerin im Bereich des neuen Tanzes sowie als Tanz- und Körpertherapeutin in einer psychosomatischen Klinik und in eigener Praxis. *Arbeitsschwerpunkte*: Trauma und Geschlechtsidentitätskonstruktionen aus der Perspektive ästhetischer Körperpraktiken

KörperKulturen



FRANZ BOCKRATH, BERNHARD BOSCHERT,
ELK FRANKE (HG.)
Körperliche Erkenntnis
Formen reflexiver Erfahrung

2008, 252 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-89942-227-6



AUBREY DE GREY, MICHAEL RAE
Niemals alt!
So lässt sich das Altern umkehren.
Fortschritte der Verjüngungsforschung

März 2010, ca. 378 Seiten, kart., ca. 21,80 €,
ISBN 978-3-8376-1336-0



NICHOLAS ESCHENBRUCH, DAGMAR HÄNEL,
ALOIS UNTERKIRCHER (HG.)
Medikale Räume
Zur Interdependenz von Raum, Körper,
Krankheit und Gesundheit

Februar 2010, ca. 200 Seiten, kart., zahlr. Abb.,
ca. 24,80 €, ISBN 978-3-8376-1379-7

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

KörperKulturen



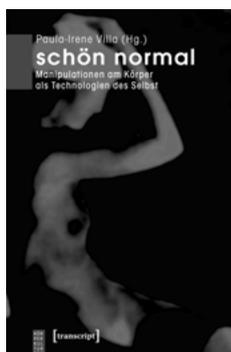
ELK FRANKE (HG.)
Herausforderung Gen-Doping
Bedingungen einer noch nicht geführten Debatte

März 2010, ca. 270 Seiten, kart., 19,80 €,
ISBN 978-3-8376-1380-3



SABINE MEHLMANN, SIGRID RUBY (HG.)
»Für Dein Alter siehst Du gut aus!«
Von der Un/Sichtbarkeit des alternden Körpers
im Horizont des demographischen Wandels.
Multidisziplinäre Perspektiven

März 2010, ca. 250 Seiten, kart., zahlr. Abb., ca. 26,80 €,
ISBN 978-3-8376-1321-6



PAULA-IRENE VILLA (HG.)
schön normal
Manipulationen am Körper als Technologien
des Selbst

2008, 282 Seiten, kart., 28,80 €,
ISBN 978-3-89942-889-6

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

KörperKulturen

CORINNA BATH, YVONNE BAUER,
BETTINA BOCK VON WÜLFINGEN,
ANGELIKA SAUPE, JUTTA WEBER (HG.)

Materialität denken

Studien zur technologischen
Verkörperung –
Hybride Artefakte,
posthumane Körper

2005, 222 Seiten, kart., 23,80 €,
ISBN 978-3-89942-336-5

KARL-HEINRICH BETTE

Körperspuren

Zur Semantik und Paradoxie
moderner Körperlichkeit

2005, 298 Seiten, kart., 26,80 €,
ISBN 978-3-89942-423-2

BETTINA BOCK VON WÜLFINGEN

Genetisierung der Zeugung

Eine Diskurs- und Metaphernanalyse
reproduktionsgenetischer Zukünfte

2007, 374 Seiten, kart., 30,80 €,
ISBN 978-3-89942-579-6

CLAUDIA FRANZISKA BRUNER

KörperSpuren

Zur Dekonstruktion von Körper
und Behinderung in bio-
grafischen Erzählungen
von Frauen

2005, 314 Seiten, kart., 27,80 €,
ISBN 978-3-89942-298-6

MICHAEL COWAN,
KAI MARCEL SICKS (HG.)

Leibhaftige Moderne

Körper in Kunst
und Massenmedien
1918 bis 1933

2005, 384 Seiten, kart., zahlr. Abb., 27,80 €,
ISBN 978-3-89942-288-7

KAREN ELLWANGER,
HEIDI HELMHOLD,
TRAUTE HELMERS,
BARBARA SCHRÖDL (HG.)

Das »letzte Hemd«

Zur Konstruktion von Tod und
Geschlecht in der materiellen
und visuellen Kultur

Dezember 2009, 360 Seiten,
kart., zahlr. z.T.
farb. Abb., 35,80 €,
ISBN 978-3-8376-1299-8

GERRIT KAMPHAUSEN

Unwerter Genuss

Zur Dekulturation
der Lebensführung
von Opiumkonsumenten

September 2009, 294 Seiten, kart., 32,80 €,
ISBN 978-3-8376-1271-4

SWEN KÖRNER

Dicke Kinder – revisited

Zur Kommunikation juveniler
Körperkrisen

2008, 230 Seiten, kart., 24,80 €,
ISBN 978-3-89942-954-1

STEFANIE RICHTER

Essstörung

Eine fallrekonstruktive
Studie anhand erzählter
Lebensgeschichten
betroffener Frauen

2006, 496 Seiten, kart., 32,80 €,
ISBN 978-3-89942-464-5

ANTJE STACHE (HG.)

Das Harte und das Weiche

Körper – Erfahrung – Konstruktion

2006, 208 Seiten, kart., 23,80 €,
ISBN 978-3-89942-428-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

